
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07438597 6

wc

Die

Welt der Slawen.

1

Von

Fr. von Hellwald.

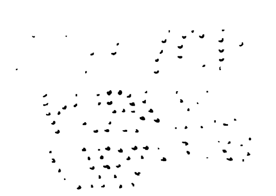
Zweite Auflage.

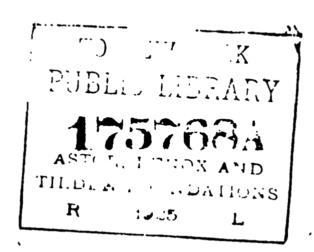


add. ... l.

Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1890.

II





Inhalt.

		Seite
I.	Die Lande der Slawen	1
II.	Der slawische Sprachenkreis	11
III.	Die slawische Vorzeit	33
IV.	Ausbreitung der Slawen	47
V.	Anthropologie der Slawenvölker	63
VI.	Charakteristik der Slawenvölker	85
	Die Westslawen	87
	Die Ostslawen	113
	Die Südslawen	137
VII.	Gesellschaftliche Zustände	165
VIII.	Die Familie und das Weib	187
IX.	Wohnung und Tracht	225
X.	Nahrung und Trank	257
XI.	Slawische Hausindustrie	271
XII.	Volkslust und Volksfeste	293
XIII.	Volkssitten und Gebräuche	315
XIV.	Religion und Aberglauben	343
XV.	Sage und Volksdichtung	377



I.

Die Lande der Slawen.





Beinahe den gesammten weiten Osten unseres Erdtheiles, von den Flanken des weltenscheidenden Ural bis tief hinein in Europas Herz, dann aber auch den bergigen Südosten, die sogenannte Illyrische oder Balkanhalbinsel bis zur blauen Adria und nördlich von dieser ins südliche Alpengebiet, bewohnen als Grenznachbarn der Italiener und Deutschen Völker und Stämme, welche man unter der Gesammtbezeichnung Slawen zusammenfaßt. In früheren Zeiten war deren Ausdehnung gegen Westen noch weit bedeutender, denn sie reichten dort bis an die Elbe und darüber hinaus, ja zu Karl des Großen Tagen war selbst die Landschaft Wagrien im Herzogthum Holstein völlig slawisch. Der größte Theil Norddeutschlands war damals somit slawisches Gebiet. In der Gegenwart empfängt dasselbe beträchtliche Erweiterung gegen Osten, wo slawische Elemente im benachbarten Asien immer mehr sich ausbreiten und mit der ihnen eigenen aufsaugenden Kraft die stammfremden Völkerschaften theils zurückdrängen, theils aufschlürfen. Die Zahl der in Asien, in Sibirien und Turkestan, ansässig gewordenen Slawen drückt sich dermalen schon durch eine sehr namhafte Ziffer aus.

Nicht gleichartig sind von Natur aus die Wohnsitze der

slawischen Völker gestaltet. Ein tiefer Gegensatz thut sich vielmehr auf zwischen den Landen im Norden und im Süden: der Gegensatz der Ebene zum Gebirge. Vom Ural zur Elbe erstreckt sich eine weite Niederung, theilweise mit ungezählten größeren oder kleineren Flächen stehender Gewässer durchsiebt. Mit den glitzernden, von Grün anmuthig umsäumten Wasserflächen Mecklenburgs beginnt diese Seenregion, die in weitem Bogen an Finnlands Granit mit seinem vielmaschigen Seennetze sich so zu sagen anschließt. Aber nicht bloß der Westen, auch der ganze europäische Theil Rußlands, stellt eine weite Ebene, einen ausgetrockneten, von Bergformen entblößten Meeresboden dar. Nur einzelne niedrige Hügel und Bodenwellen sind ohne sichtbaren Zusammenhang auf dieser ungeheuren Fläche zerstreut, auf welcher die bedeutendsten Ströme des Landes unfern von einander aus einerlei Quellgebiet entspringen. Hier, unter 58° n. Br. in der Quellgegend der Wolga und Düna erhebt sich der Boden unter der allgemeinen Benennung der Alaunischen Gebirge in den Hügelketten der Waldaiplatte und des Wolchonskywaldes bis zu 3—400 m. Diese Erhöhungen oder Rücken, meist nur durch oft kaum erkennbare Bodenwellen zusammenhängend, verbreiten sich in verschiedenen Richtungen über das Flachland, dem sie eigentlich nichts von seinem ebenen Charakter rauben. Sie dehnen sich von den Ufern des Ilmensees bei Nówgorod, gegen Nordwesten bis zur Stadt Twer im Südwesten an 350 km weit aus, und noch weiter gegen Südosten erstrecken sich einige kaum bemerkliche Erhöhungen bis gegen Moskau. Im südlichen Theile, besonders im Osten, am Don, am Kaspischen Meere und orenburgischen Ural herrscht ausgesprochene Steppe, gleichfalls von niedrigen Hügelketten vielfach durchzogen oder mit Nadelholzwaldungen bedeckt, zugleich eine lachende Flur von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Mannshoch stehen im

Sommer die grasartigen Gewächse, die Gesträucharten gedeihen in Hülle und Fülle. Bessarabien und die Landschaften zwischen Pruth und Dnjepr sind eine bekannte Kornkammer Europas.

Wie unbedeutend die Höhenzüge in diesem weiten Gebiete auch sind, wie wenig sie irgendwo Gebirgscharakter an sich tragen, theilen sie doch Rußland in zwei Theile: den baltischen oder nordwestlichen und den pontischen oder südöstlichen. Ersterer gehört, physisch und geschichtlich, mehr zu West-Europa; der andere senkt sich gegen Asien, als Uebergangsland zwischen beiden Welttheilen; ersterer unterliegt dem Einflusse des feuchten Klimas Westeuropas, der zweite dem des trockenen Klimas von Asien. Doch hat der allgemeine flache Gesammtcharakter des Landes beherrschend auf das Geschick der hier lebenden Völker eingewirkt. Daß eben hier das Hauptvolk der Slawen, jenes der Russen, insbesondere der Großrussen seinen Sitz hat und zu einer Kopfzahl von bald fünfzig Millionen anschwellen konnte, hat die Natur des Bodens selbst ebenso bedingt, wie den mächtigen Umfang des russischen Reichsgebietes. In so weiter Fläche streben bei der Offenheit des Landes, der Leichtigkeit der Verbindungen und Annäherungen verschiedene Stämme bei ihrem Aufeinanderstoßen ganz natürlich zur Ausgleichung und Verschmelzung hin; scharfe, nationale Eigenthümlichkeiten glätten sich aus, und bald bietet die ganze Ebene ein Volk, mit einem Glauben, einer Sprache, einerlei Sitten und bürgerlichen Einrichtungen dar. So sind auf Rußlands Boden, in der großen Mittelebene zwischen Europa und Asien, auf dieser Verkehrsstraße der Völker, viele verschiedene Stämme auf einander gestoßen; jeder Stamm lebte für sich und feindete die anderen an; aber diese Absonderung und diese Feindschaft konnten sich nicht lange auf der Ebene erhalten. Mit staunenswerther Schnelligkeit verschmolzen die Stämme unter einander, fanden einen

gemeinsamen Mittelpunkt, das Christenthum verstärkte ihre Einheit, und in der Folge, als bei der Schwächung des Stammlebens einzelne Fürstenthümer hervortraten, konnten auch diese sich nicht lange abgesondert behaupten: der Mangel an Provinzialfeindschaft und provinzialen Unterschieden erzwang eine rasche Vereinigung aller Fürstenthümer um Moskau her, und jetzt sind die Provinzialunterschiede in Rußland trotz der ungeheuren Ausdehnung unbedeutend. Infolge geschichtlicher Ereignisse waren viele russische Provinzen unter fremde Herrschaft gerathen; aber die Natur selbst war dieser gewaltsamen Lostrennung entgegen, und Polen konnte das südwestliche Rußland vom nordöstlichen nicht abreißen. Vielmehr ist es Polens Verhängniß, daß es als Bruchtheil des großen osteuropäischen Flachlandes diesem überwältigenden Einflusse der Ebene auf die Dauer sich nicht entziehen kann und den sich dort naturgesetzmäßig vollziehenden Entwickelungsgestaltungen keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Viel rascher noch als die Polen erliegen die Masúren, Kassuben und Wenden, in der norddeutschen Ebene zurückgelassene Posten des Slawenthums, der sie umbrandenden deutschen Fluth.

„In einer Quadratmeile hat man das ganze polnische Reich gesehen." Diese bekannte Redensart hat insofern recht, als in der ganzen Welt kein Land gleichfarbiger und einförmiger in Sitte, Mundart und Lebensweise seiner Bewohner, wie in Bodenbildung, Anbau und Fruchtbarkeit ist, als eben Polen. Die Physiognomie des Landes, ungemein einfach, bietet dem Auge nur wenige Anziehungspunkte. So dehnt sich das große westslawische Steppen- und Ackerland, von vielen, oft unschönen Nadelholzwaldungen unterbrochen, bis an den Nordrand jener Gebirgskette, welche man wie keine andere vorzugsweise als ein slawisches Gebirge bezeichnen darf. Es ist dies der mächtige, 1400 km lang in gewaltigem Halbbogen strei-

chende Zug der Karpathen, in seinen höchsten Spitzen gegen 3000 m ansteigend, welcher — nächst den Alpen Europas mächtigstes Erhebungssystem — wie ein ungeheurer Grenzwall, hier steil emporgethürmt, dort sacht aufgebaut, als Hauptwasserscheide zwischen Ostsee und Schwarzem Meere, zugleich zwischen der slawischen und der magyarischen Ebene dahinzieht. Halten erstere die dichten Massen der Polen und Kleinrussen oder Ruthenen besetzt, so hebt in den Karpathen die Zersplitterung der slawischen Stämme und Stämmchen an. Fast jede Gebirgsbildung birgt eine besondere Nationalität. Volkssplitter, die draußen im Flachlande untergegangen wären im Kampfe ums Dasein mit ihrer mächtigeren Umgebung, führen da heute noch ihr ungestörtes Leben fort. Da hausen in der Werchowina, dem wildromantischen, waldbewachsenen Theile der Landschaft Marmaros (spr. Mármarosch) im nordöstlichen Hochgebirge, die echten Brüder der kleinrussischen Kosaken, unverfälscht national noch in Sitte und Sprache. Weiterhin die Bojken, die wilden Huzulen, die Góralen oder Podhalen, und im Westen, in den sogenannten Kleinen Karpathen, das zahlreichste dieser Völker, die Slowaken, nächste Sprachverwandte der Tschechen (Čechen)*) in Mähren und Böhmen, mit welchen sie geographisch in ununterbrochenem Zusammenhange stehen. Die Tschechen ihrerseits haben sich hauptsächlich in der fruchtbaren Niederung des böhmi-

*) Die so häufig gebrauchte Schreibweise Czechen ist im Deutschen durchaus verwerflich. In ihrer Sprache schreiben die Tschechen sich Čechen, was genau „Tschechen" lautet. Die Schreibweise Czechen ist polnisch und daher für uns eben so unberechtigt wie z. B. Czar statt Zar. So weit als thunlich werden daher oben im Text Fremdnamen in deutscher Schrift wiedergegeben und, wo dies deren schon eingebürgertes Aussehen zu sehr verändern würde, die abweichende Aussprache in Klammern beigefügt, sofern ein einfaches Accentzeichen dieselbe nicht sicherstellt.

schen Kessels festgesetzt, die ringsum einschließenden Höhenzüge des Böhmerwaldes, Fichtel=, Erz= und Riesengebirges den angrenzenden Deutschen überlassend. Nur in den Sudeten, dem niedrigsten dieser Gebirge, steigen sie weiter hinan, und dort, wo zwischen Böhmen und Mähren die sonst bedeutenden Erhebungen zu ansehnlichen Hügelreihen herabsinken, haben sie auch diese in Besitz genommen, der Abgeschlossenheit des tschechischen Sprachgebietes dadurch vorbeugend.

Im Vergleiche zu den unabsehbaren Flächen des europäischen Ostens behauptet das eben erwähnte Gebirgsland nur geringen Raum. Im allgemeinen darf daher die Ebene als das durchgreifende Merkmal der nördlichen Slawenländer gelten. In den südlichen Slawensitzen sind dagegen die Ebenen die Ausnahme. Wie im Norden den Deutschen, hat im Süden der Slawe den Italiener zum westlichen Nachbar. Am Isonzo und weiter noch hinauf in die Alpen steigen beide Völker neben einander. Oesterreichs illyrische Provinzen, bis auf wenige Theile von Slawen bewohnt, gehören großentheils noch dem Alpengebiete an und gehen im Südosten allmählich in die schroffen Formen des Karstes über. Von vereinzelten Slawenresten in Tirol abgesehen, wohnen als am weitesten nach Westen vorgeschobene Vorposten die Slowenen im Herzogthume Krain, einem ausgesprochenen Berglande, aber auch das östlich anstoßende Kroatien sowie West=Slawonien ist von ansehnlichen Höhenrücken durchfurcht. Das große Volk der Kroato=Serben oder kurzweg der Serben, welches diese Gegenden sowie benachbarte Striche Süd=Ungarns besiedelt, erstreckt sich aber auch weit nach Süden über die Sawe, und da treten wir ein in die echtesten Karstlandschaften. Dieser Karst durchzieht in breiter Ausdehnung schon Kroatien und füllt als Dinaragebirge mit gleichlaufenden Ketten die Räume zwischen den Längenthälern und Querdurchbrüchen der meist nahezu ost=

westlich der Adria zuströmenden Gewässer. Die Kammhöhe scheidet das österreichische Dalmatien, d. h. den schmalen Küstenstrich am Adriatischen Meere von den früher türkischen Provinzen Kroatien, Bosnien und Herzegówina. Klimatisch wie produktiv ist dieser Westen der Illyrischen Halbinsel wenig begünstigt. In Dalmatien, Zrnagora, Herzegówina und Bosnien bringt der Boden kaum das Allernothwendigste hervor. Begnadeter ist das Königreich Serbien, gleichfalls ausgeprägtes Bergland, mit dessen Höhen im Osten das zweite, wichtigste Gebirge der Halbinsel, der von Westen zum Schwarzen Meere streichende Zug des Balkan, sich verknüpft. Ein Abstand von 100—120 km trennt ihn vom Donaulaufe im Norden, und das Land zwischen dieser und dem Gebirge ist das heutige Fürstenthum Bulgarien. Unmittelbar am rechten Donauufer steigt eine baumlose, einförmige Lößterrasse mehr oder weniger steil empor und führt auf ein allmählich bis an den Fuß des Balkan sich erhebendes, fruchtbares Tafelland, in das alle zur Donau fließenden Wasser ihre tiefen Thalfurchen eingenagt haben. Die slawischen Bewohner dieses Donaubulgarien, die Bulgaren, sind aber nicht bloß auf dieses beschränkt, sondern auch südlich vom Balkan in Rumili oder Rumelien, dem alten Thrakien, in dichten Mengen verbreitet. Zwar weisen nun das schöne Relief und die Wasservertheilung der Balkanhalbinsel bestimmte natürliche Mittelpunkte und Becken auf, doch leider viel zu wenig ausgedehnt im Verhältniß zur Gesammtmasse des Landes. Seine vorwiegend gebirgige Gestaltung läßt für große Ebenen keinen Raum, bot also stets dem Verkehre zwischen den einzelnen Theilen mächtige Hindernisse. Sie hat auch verschuldet, daß es dem Hauptstocke der Bevölkerung nicht gelungen ist, sich zu einem Volke zu vereinigen.

Natürlich können die Unterschiede des Klimas und des Naturganzen, des Lebensraumes, worin der Mensch handelnd

sich bewegt, nicht verfehlen, auch in verschiedenartiger Weise auf die Völker einzuwirken. Nord und Süd, diese Gegensätze in der Natur, vermögen auch im Menschen nur Gegensätzliches zu schaffen, und zwar um so ausgesprochener, fühlbarer, als die Gegensätze in der Natur größer, geographisch ausgedrückt, als die Breitenentfernungen weiter sind. Durch die natürliche Beschaffenheit ihrer Wohnsitze ist also schon eine Spaltung der slawischen Welt gegeben. Der Südslawe bleibt im Typus, Physiognomie, Körperbildung und Charakteranlage eben ein Kind des Südens, der andere ein Sohn des Nordens. Beiden gemeinsam ist indeß die auffallende Erscheinung, daß sie fast allerwärts nur das Binnenland im Besitze haben und bloß hier und da ans Meer reichen. Fast überall sind sie durch einen, wenn auch nur schmalen Streifen fremden Volksthums von der See geschieden. Wohl hängt dies sicherlich mit ihrer Beschäftigung und Lebensweise zusammen, denn der Slawe bebaut entweder friedlich den Boden, oder wendet sich, wie der Serbe, der Viehzucht zu. In weit geringerem Grade widmet er sich, obgleich es ihm an Geschick dazu nicht gebricht, dem Handel und dem Gewerbe. Immerhin, keine der zwei anderen, Europa gegenwärtig beherrschenden Völkerfamilien, weder die Germanen noch die Romanen erfreuen sich einer ähnlichen Ausdehnung von Nord nach Süd wie die Slawen, welche räumlich den größten Theil Europas inne haben. Von der Murmanenküste am Weißen Meere, wo das Eis die Mündungen der Ströme besetzt, bis an des lorbeergrünen Hellas äußerste Spitze, ja bis nach dem hundert Städte tragenden Kreta, der Türkenperle im östlichen Mittelmeere, wohnen in zwei mächtigen Gruppen slawisch redende Völker.

II.

Der slawische Sprachenkreis.





Die Sprachen, welche als einigendes Band sich um jene Völker schlingen, die man in den Sammelnamen Slawen einschließt, sind bekanntlich unter einander enge verwandt, und es wird das Verständniß für die slawische Welt nicht unwesentlich fördern, wenn hier zunächst auf diesen nicht genügend gewürdigten Sprachenkreis ein kurzer, wegweisender Blick geworfen wird. Wohl hauptsächlich der Mangel an Kenntniß des Slawischen trägt Schuld, daß so viel Unrichtiges und Verkehrtes über die Slawen zur Zeit aus politischer Abneigung gesprochen, geschrieben und gedruckt, daß vieles absichtlich als noch bestehend dargestellt wird, was längst der Vergangenheit angehört oder auch niemals bestanden hat

Die vergleichende Sprachforschung hat das Slawische — dieser Ausdruck mag als Sammelname für alle slawischen Idiome dienen — als Zweig der großen indoeuropäischen *) Sprachenfamilie erkannt und sich auch bemüht, die einzelnen

*) Dieser Ausdruck scheint mir als der umfassendere, der auch von Friedrich Müller begünstigten, in Deutschland allgemein üblichen Bezeichnung „indogermanisch" vorzuziehen, welcher Paul Mantegazza nicht mit Unrecht wenig Bescheidenheit vorwirft.

Zungen auf eine gemeinsame slawische Ursprache zurückzuführen, die somit enge verwandt wäre mit den Ursprachen der Inder, Perser, Griechen, Römer, Kelten, Germanen und Litauer. Zu allen diesen stünde sie im Verhältniß einer Schwestersprache. Doch hat sie mit dem Lettischen und Germanischen ursprünglich einen größeren Hauptzweig bilden mögen, der sich erst im Laufe der Jahrtausende derart spaltete, daß das Germanische sich zuerst absonderte und erst viel später das Lettische. Unter der lettischen Abtheilung begreift man die Sprachen der Letten in Livland und Kurland, der Litauer, des Hauptvolks dieser Gruppe, und der alten ausgestorbenen Preussen. Statt lettische sagt man ebenso berechtigt oft litauische Abtheilung und nennt die Gesammtsippe darnach letto-slawische oder lito-slawische Sprachfamilie. Gewiß ist, daß Litauisch mit Lettisch und dem erloschenen Preussischen dem Slawischen am nächsten stehen. Gleich dem Litauischen und den anderen angeführten Sprachen ist das Slawische also eine eigene, selbständige weiter entwickelte Urmundart des Indoeuropäischen, nicht etwa eine Tochtersprache des Sanskrit. Sein hohes Alter spricht sich in vielen Formen aus, die selbst Sanskrit und Griechisch an ursprünglichster Alterthümlichkeit überragen. Am allerwenigsten hat es, außer einigen Lehnwörtern, etwas mit den finno-tatarischen Sprachen gemein, wie von unkundiger Seite her behauptet wird.

Die auf die Ableitung aus dem Urslawischen gegründete Eintheilung der jetzt lebenden slawischen Zungen hat zu wichtigen Streitfragen Anlaß gegeben, die auch heute noch nicht endgültig entschieden sind. Doch ist nicht nöthig, hier darauf näher einzugehen. Im allgemeinen zerlegen die Sprachgelehrten den slawischen Sprachenkreis in zwei Gruppen, die schon in vorgeschichtlicher Zeit sich herausbildeten: eine w e s t l i c h e und eine ö s t l i c h e, richtiger

südöstliche Abtheilung. Der ersteren, westlichen Gruppe gehören an: Tschechisch mit Slowakisch, Polnisch, Lausitz-Wendisch und das erloschene Polabische. Zur südöstlichen Abtheilung zählen: Alt- und Neubulgarisch mit dem sogenannten Kirchenslawisch, Serbo-Slowenisch und Russisch. Die Völker innerhalb jeder Gruppe stehen sprachlich sich einander näher, als denen der andern. Freilich, wenn begeisterte Panslawisten, größere Enthusiasten als Philologen, die Behauptung aufstellen, daß alle Slawen sich unter einander zu verständigen vermögen, ohne ihre betreffenden Idiome grammatisch erlernt zu haben, so ist damit weit über das Ziel hinausgeschossen. Allerdings sind die slawischen Sprachen enge verwandt und haben viele Wurzeln gemein, aber meistens sind diese Wurzeln, selbst wo sie gleich lauten, in den verschiedenen Idiomen mit verschiedenen Endungen versehen; oder sie treten, was das häufigste ist, in den verschiedenen Sprachen in verschiedenen Gestalten auf. Was die slawischen Idiome lautlich und formell von einander unterscheidet, ist eben diese individuelle Gestaltung eines ursprünglich Gemeinsamen. Dazu kommt noch: nicht die lautliche Gestalt allein ist es, welche die gemeinsamen Wurzeln der slawischen Sprachen im Laufe der Zeiten gesondert hat, sondern die verschiedenen Bedeutungsschattirungen, welche jedes Idiom aus dem ursprünglich umfassenderen, verschwommeneren Bedeutungsumfang der gemeinsamen Wurzeln herauszog, völlig gleichbedeutende Wörter finden sich, selbst wenn man die Bedeutungen nur oberflächlich mißt, eben so selten, wie solche, die völlig gleich lauten. Neben der Schar der ähnlich lautenden Wurzeln und Stämme haben dann die slawischen, wie alle verwandten, aber getrennt entwickelten Sprachen überdies jede einen eigenen Wortvorrath, der jeder allein zukommt und in den Schwesterzungen nicht wieder-

kehrt. Dies sind einerseits eigenthümliche Ableitungen von gemeinsamen Wurzeln, die den Stämmen und Zweigen jeder Sprache ein Sondergepräge verleihen; sodann Wurzeln, die in einer oder mehreren Sprachen allein erscheinen, entweder weil sie — das gewöhnliche — in den andern untergegangen, oder — das seltenere — von denselben niemals besessen worden sind. Faßt man alle diese Umstände genau ins Auge, so erhellt, daß zwei Slawen verschiedenen Volkes wohl vielleicht gewisse alltägliche Wörter zu verstehen vermögen. Die Wahrheit aber ist, daß, wenn ein Tscheche und ein Russe z. B. ein fortgesetztes Gespräch mit einander unterhalten wollen, sie sich dazu der deutschen, französischen oder sonst einer fremden Sprache bedienen müssen, ganz so wie dies auch zwischen einem Deutschen und einem Briten oder Schweden unumgänglich wird.

Man kennt die slawischen Sprachen genauer verhältnißmäßig erst aus neuerer Zeit und in einer Entwickelungsphase, die von ihrer vorauszusetzenden älteren Form gewiß schon beträchtlich abweicht. Dies gilt sogar vom alten Kirchenslawischen. In grammatischer Hinsicht stehen nun die slawischen Idiome im allgemeinen über den romanischen und germanischen, denn sie sind reicher als diese an grammatischen Formen. Das Slawische hat drei Geschlechter, aber noch kein Geschlechtswort beim Hauptwort und in den meisten Fällen noch kein persönliches Fürwort neben dem Zeitwort. Die Fülle der Beugungsformen macht die Wortstellung freier und erspart die Vorwörter. Wie das litauische hat das slawische Hauptwort sieben Abänderungsfälle (Kasus) bewahrt. Für die Abänderung (Deklination) der Beiwörter besitzt das Slawische eine doppelte Form, eine bestimmte und eine unbestimmte. Besonders eigenthümlich ist die Abwandlung (Konjugation) der Zeitwörter. Solche, welche eine augenblickliche Handlung bezeichnen, haben keine Gegenwart (Präsens) der Bedeutung nach, sondern die Form der

gegenwärtigen Zeit wird bei ihnen im Sinne der zukünftigen Zeit (Futurum) gebraucht. Zu dem alterthümlichen Formenreichthum gesellt sich noch oder es folgt daraus eine große Durchsichtigkeit des grammatischen Baues; aus jeder Wurzel erwächst ein weitverzweigter Stammbaum von Ableitungsformen. Vermittelst weniger einfachen Laute, die zu Biegungssilben bei der Abänderung und Abwandlung gebraucht werden, unterscheidet das Slawische mit Feinheit und Genauigkeit überall Endung, Zahl, Person, Geschlecht, Zeit und Art, ohne die schleppenden Fürwörter zu Hülfe zu nehmen. In Wohlklang sind freilich nicht alle Mundarten sich gleich, und zwischen der Anmuth des Serbischen und dem Voll- und Kraftklang des Russischen waltet großer Unterschied. Frisch ist aber noch das Leben im Slawischen, verglichen mit den abgelebten Sprachen der Romanen und Germanen, und diese Fähigkeit, Ableitungen aller Art zu bilden, ersetzt den Mangel, welcher der Sprache daraus erwächst, daß sie in der Zusammensetzung viel mehr gehemmt ist, als das Deutsche und Griechische.

Es wird sich nun empfehlen, einen kurzen Rundgang durch das slawische Sprachgebiet anzutreten, um in bündiger Weise die Hauptmerkmale jeder einzelnen Zunge hervorzuheben. Dabei findet sich wohl Gelegenheit, einzuflechten, was über die numerische Stärke jedes einzelnen Sprachstammes bekannt ist. Doch sei die Bemerkung nicht unterlassen, daß die ethnographische Statistik der Slawen heute noch ein Stein des Anstoßes für die Gelehrten und es in der That sehr schwer ist, in dieser Beziehung zuverlässige Zahlen anzugeben. Dies gilt besonders von den österreichischen Slawen, deren Zahl, wie slawische Ethnographen behaupten wollen, von der amtlichen Statistik absichtlich verkleinert werde, um die Bedeutung des slawischen Elements dem herrschenden deutschen gegenüber herabzusetzen. Gewiß ist, daß die amtliche Statistik in Oester-

reich die Zahl der Slawen dadurch verringert, daß sie jeden als Deutschen rechnet, der nur einigermaßen eine deutsche Bildung besitzt; ganz ebenso wurde in der Türkei die Zahl der Bulgaren zu Gunsten der Griechen verringert u. s. w. Indeß, der Leser ist hiermit gewarnt, und somit mag der angedeutete Rundgang beginnen. Der Vortritt sei dabei der östlichen Gruppe der slawischen Idiome gewährt.

Unter diesen behauptet zweifelsohne die erste Stelle die russische Sprache, welche im Herzen des weiten nordosteuropäischen Tieflandes fast ausschließlich herrscht und stellenweise durch das russische Nordasien, ja sogar an einzelnen Punkten der früher russisch gewesenen amerikanischen Nordwestküste verbreitet ist. Gegen Westen erstreckt sie sich bis zum oberen Dnjepr, dem unteren Przypiec (gr. Prschipiez) oder Pripät und oberen Bug (Bóg), ja bis in die Ebenen der unteren Theiß in Ungarn. Das Russische, sagt Rudolf Rost, welcher dem Nachfolgenden zum großen Theile als Führer dient, ist eine der wohllautendsten aller slawischen Sprachen. Sie liebt durch vokalische Einschiebungen konsonantische Härten zu mildern. Das Zeitwort kann sie in den meisten Fällen leider nicht ohne persönliches Fürwort setzen. Ihre Grammatik ist aber schwierig für den Nichtslawen, das Lautmaterial, über das sie verfügt, sehr mannigfaltig. Die Aussprache der Selbstlaute ist nicht stets die nämliche und wechselt, je nachdem der Ton (Accent) auf sie fällt. Der Ton ist an keine bestimmte Stelle gebunden, vielmehr sehr frei. Die Betonung im Russischen, wie in einigen anderen slawischen Sprachen, bietet ansehnliche Schwierigkeiten; allerdings ist dieselbe genau bekannt, aber ihre Regeln sind nicht alle bestimmt. Die große Biegsamkeit des Russischen befähigt es, fremde Wörter bloß als Wurzeln zu verwenden, aus denen national aussehende Stämme und Zweige sprossen. So ist es unschwer, eine sehr

große Menge russischer Wörter auf tatarischen Ursprung aus der Zeit der Mongolenherrschaft zurückzuführen. Reichthum und Mannigfaltigkeit in Wurzelsilben sind es aber, welche dem Russischen in gewisser Beziehung den Vorrang vor allen andern Sprachen verleihen. Dazu gestattet es als weiteren Vorzug große Freiheit der Wortfügung, ohne unverständlich oder zweideutig zu werden. In dieser Hinsicht gleicht es den klassischen Sprachen, von denen es sich jedoch durch die geringe Zahl seiner Abwandlungsarten unterscheidet. Auch die zwei alten Zeitformen (Tempora) des Aorist und der halbvergangenen Zeit (Imperfekt) hat es verloren. Das Russische ist übrigens nicht ganz das gleiche in der Schrift- und der lebendigen Sprache; erstere hat dem alten Kirchenslawisch merkliche Entlehnungen gemacht. Die ältesten Denkmäler des Russischen, die man bis ins elfte Jahrhundert verfolgen kann, sind Märchen und Heldengesänge. Während des achtzehnten Jahrhunderts regelt sich die Sprache vollständig, zum Theile Dank dem berühmten Michael Wasiljewitsch Lomonóssow, dem Haupte der älteren russischen Dichterschule, und seither giebt sie Zeichen einer wahrhaft seltenen Urwüchsigkeit und Lebenskraft. Die russische Sprache, sagt ein trefflicher Kenner, der sprachgelehrte Professor August Boltz, eine „rohe, unkultivirte Sprache, welche die Russen selbst verachten“, zu nennen, wie das in Deutschland oft geschieht, ist daher eine höchst bedauerliche Unbesonnenheit, die über jedes Verständniß hinausgeht. Eine Sprache, in welche die Meisterwerke der semitischen, indischen, griechischen, römischen, italienischen, französischen, englischen, deutschen und fast aller anderen Litteraturen zum Theil gut, zum öftern aber mit bewundernswerther Meisterschaft übersetzt sind, ist nicht „roh und unkultivirt“, selbst wenn ihr eine eigene Litteratur abginge. Die russische Litteratur ist aber reich; reicher an wissenschaftlichen

Werken, vornehmlich geographischen und sprachwissenschaftlichen Inhaltes, als mancher Westeuropäer sich träumen läßt. Besäße sie letztere aber auch nicht, so bliebe es doch noch immer mehr als kühn, eine Sprache roh zu nennen, die eines so krystallenen, edlen Baues ist, wie gerade diese.

Das Russische zerfällt in drei Hauptmundarten, deren vornehmste das Hoch- oder Großrussische, zugleich die wahre Schriftsprache der ganzen russischen Nation und die verbreitetste in Rußland ist. Man redet sie in der Umgebung von Moskau und dem ganzen mittleren und nördlichen Theile des europäischen Rußland. Doch unterscheidet das Großrussische wieder scharf den Hauptdialekt von Nówgorod mit den Nebendialekten von Pskow (spr. Sko), Olonetzk (spr. Alónnetzk), Wologodsk (spr. Walógodsk) Archangelsk im Norden; jenen von Rjäsan im Süden; von Wladimir im Osten, endlich in der Mitte den Hauptdialekt von allen, den von Moskau, welcher auch an der Ausbildung der Gesammtsprache den meisten Antheil hat. Die Dialekte von Moskau und Rjäsan stehen einander am nächsten. Volksthümliche und verdorbene Arten des Großrussischen sind die Dialekte von Susdal und Olonetzk. Die Zahl der eigentlichen Großrussen berechnete der gelehrte Paul Joseph Schafarik (Šafařik) schon vor langer Zeit auf 35 314 000 Köpfe. In der Gegenwart dürften dafür 40—42 Millionen nicht zu hoch gegriffen sein.

An Verbreitung wie an Zahl seiner Vertreter folgt dem Großrussischen im südlichen Theil des russischen Sprachgebietes das Kleinrussische, welches vom Großrussischen ziemlich stark abweicht und sich in Manchem den Idiomen der westlichen Abtheilung nähert. Die Stellung dieser kleinrussischen oder gelbrussischen Mundart, wofür auch noch die Namen Ruthenisch, Rußniakisch, Rusinisch in Gebrauch sind, ist noch keine ganz sichere. Die meisten Sprach-

forscher, darunter auch der gelehrte Friedrich Müller in Wien, fassen sie als Mundart des Russischen auf. Abel Hovelacque in Paris betont aber, daß, obwohl dem Russischen näherstehend als jede andere slawische Sprache, das Kleinrussische doch keine Mundart desselben sei. Der vorzüglichste Unterschied liege theils in der Aussprache einiger Buchstaben, theils in mehreren veralteten Ausdrücken, welche dem Kleinrussischen nähere Verwandtschaft mit dem Altslawischen zu verleihen scheinen. Auch hat dasselbe eine oft vom Großrussischen ganz verschiedene Betonung; es hat das Partizip der Gegenwart in der leidenden Form verloren, besitzt aber dafür eine Form verkleinernder Infinitive. Der Einfluß der Polen, welche fast zwei Jahrhunderte lang die Herren in Kleinrußland waren, ist auch noch in der Sprache bemerkbar. Besonders reich ist das Kleinrussische an Volksliedern von großer Schönheit, Natürlichkeit und poetischer Wahrheit mit ausgesprochen elegischem Charakter. Das Kleinrussische ist auf russischem Gebiete in Poltáwa, Chárkow, Tschernigow, Kijew, in Wolhynien, Podolien, in einem Theile von Woronesch (spr. Warónnesch), Chérson, Taurien, Bessarabien, dann in Polen in einem Theile von Lublin und Podlachien zu Hause. Ferner findet man dasselbe auf österreichischem Gebiete im östlichen Galizien, theilweise, wenn auch schwach vertreten, in der Bukowina, um Czernowitz (spr. Tschernowitz), dann in Ungarn, in den Komitaten Beregh, Unghvár, Ugocz und Marmaros (spr. Mármarosch), sowie in einzelnen Gegenden der Komitate Zemplin und Saros (spr. Schárosch). Vorzüglich das im östlichen Galizien und den nördlichen Bezirken Ungarns gesprochene Kleinrussisch wird als Rußniakisch oder Rothrussisch*) bezeichnet und ist reich an schönen National-

*) Der Ausdruck Rothrußland beruht, so sagt Dr. Rud. Kleinpaul in seinen „Menschen- und Völkernamen“ auf einer Verwechslung

liedern. Das beste Kleinrussisch sprechen die Ukrainer; die Podolier weichen davon ab in grammatikalischer, und die Poleschtschuken, d. h. die Waldbewohner im Kijewschen Gouvernement in phonetischer Beziehung. Noch schwankender als für das Großrussische sind die ziffermäßigen Angaben über das Kleinrussische. Nach Schafarik wurde dasselbe von 13 144 000 Menschen gesprochen, wovon auf Rußland 10 370 000, auf Oesterreich aber 2 774 000 entfielen. Neuere kleinrussische Statistiker rechnen aber 14 300 000, ja sogar 20 Millionen heraus, doch ist letztere Ziffer zweifellos stark übertrieben. Dagegen giebt eine statistische Aufstellung vom Jahre 1877 die Zahl der Kleinrussen mit 14 168 288 an, während Tschubinsky um die nämliche Zeit etwa die Kleinrussen innerhalb der russischen Reichsgrenzen nur auf 5 610 780 Köpfe beziffert. Für die Kleinrussen oder Ruthenen in Oesterreich, die 67 Prozent der Bevölkerung Ostgaliziens bilden, hat Freiherr von Czoernig seinerzeit eingehendere Angaben gemacht. Allein auch diese sind nunmehr veraltet. Nur so viel sei denselben entnommen, daß zum kleinrussischen Sprachstamme eine ganze Reihe kleiner, wenig genannter Volkssplitter zählen. In Galizien unterscheidet man die eigentlichen Ruthenen oder Rothrussen und die karpathischen, zu welchen die Huzulen und Bojken gehören. Zu den ungarischen Ruthenen sind aber auch die Lemaken und Lischaken zu rechnen.

Die dritte große Abtheilung des Russischen umfaßt das Weißrussische, ehemals die amtliche Sprache Litauens,

---

des Eigennamens Tscherwen mit dem polnischen Worte czerwony, d. i. roth. Nach der von Wladimir d. Gr. eroberten Stadt Tscherwen an der Nordseite der Karpathen benannte man dieses Gebiet das Tscherwenische Land, russ. Tscherwennaja Russia, poln. Czerwena Rus, und dies verwechselte man eben mit Czerwona Rus, d. h. Rothrußland.

wo sie noch so wie in einem Theile von Weißrußland bis südlich zum Flusse Przypiec herrscht. Insbesondere wird diese Mundart in den Gubernien Mohilew, Minsk, dann in dem größeren Theile von Witebsk, Grodno und Wilna gesprochen. Die geographische Lage dieser Gegenden erklärt zur Genüge den Ueberfluß an Polonismen im Weißrussischen. Alle geschichtlichen Urkunden Litauens sind in dieser Mundart abgefaßt, ebenso die erste russische Uebersetzung der Bibel. Sie ist übrigens die jüngste der russischen Mundarten und wurde nach General von Rittichs Ermittelungen im Jahre 1877 von 3 592 057 Menschen gesprochen. Die Gesammtzahl aller Russen ward um die nämliche Zeit auf 61 199 600 Köpfe, einschließlich der in Asien lebenden, berechnet. Von den in Europa wohnenden Slawen bilden die Russen fast 66%, also zwei Drittel, und sind somit zweifellos der stärkste und bedeutendste slawische Sprachstamm.

Vielleicht das interessanteste Glied des slawischen Sprachkreises ist das Bulgarische, denn Bulgarien und die angrenzenden Theile Makedoniens sollen nach Ansicht slawischer Forscher die eigentliche Heimath der altslawischen Sprache gewesen sein. Von Thessalonich zogen die beiden großen Slawenapostel, Cyrill und Methud, aus, um das großmährische Reich zum Christenthume zu bekehren. Sie waren es, welche mit der Erfindung eines besonderen Alphabets die altslawische Volkssprache zur Schrift- und Kirchensprache erhoben. Doch ist es ganz unmöglich, die Grenzen des Altslawischen im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu bestimmen. Einigen zufolge wäre es im Südwesten des heutigen Rußland, nach Anderen in Mähren, in Kärnthen, Kroatien, Slawonien und Serbien gesprochen worden. Dobrowsky sowie Schafarik und Schleicher erblicken im Altslawischen die Sprache des heutigen Bulgariens, Serbiens und Makedoniens, während Kopitar und

der große Wiener Slawist Franz Miklosich (spr. Miklositsch) sie, nach Friedrich Müllers Ansicht, wie es scheint, mit mehr Recht, auf die alten Slowenen im allgemeinen beziehen. Daß dieses Altslawische die Mutter des sogenannten Kirchenslawischen war, wird allgemein zugestanden. Heute ist das Kirchenslawische aus der Reihe der lebenden Sprachen geschieden, aber in der Liturgie der nichtkatholischen Slawen erhalten. Allerdings läßt dasselbe deutlich den Einfluß der lebenden Idiome erkennen, in deren Mitte es als todte Sprache gebraucht wurde, daher man denn auch eine ältere und eine neuere Form des Kirchenslawischen oder Altbulgarischen unterscheidet. Erstere ist für die slawische Philologie von besonderer Wichtigkeit, nur muß man sich vor dem lange gehegten Irrthume hüten, darin die Urform des Slawischen zu erblicken. Es ist selbst eine verhältnißmäßig neuere Phase der Sprachentwickelung, doch übte es im ganzen Mittelalter einen bedeutenden Einfluß auf den Stil der Schriftsteller und so mittelbar auch auf die Sprache der meisten slawischen Völker. Auch jetzt steht es noch zwischen lebenden und todten Sprachen gleichsam in der Mitte. Das Vokalsystem des Altbulgarischen ist allerdings nicht sehr verwickelt, die häufige Wiederkehr gewisser Nasenlaute jedoch ein unwiderlegliches Anzeichen von Verfall; auch werden die Endselbstlauter der Wörter durch bestimmte Regeln stark berührt, die Mitlauter aber unterliegen sehr zahlreichen und feinen Anziehungs- und Assimilirungsgesetzen. Vor allen anderen slawischen Idiomen zeichnet sich dieses Kirchenslawisch durch Reichthum an Formen wie durch alterthümliches Gepräge aus und vereinigt in sich vieles, was in den späteren Sprachen stückweise zerstreut liegt. Es enthält im Zeitworte dieselben Stämme der besitzanzeigenden Fürwörter wie das Altgriechische, hat auch die drei Zahlen des Indoeuropäischen (Einzahl, Dual und Mehrzahl) bewahrt, zeigt aber auch schon, wie das Sans-

krit, eine Neigung, die persönlichen Fürwörter zur Bezeichnung der Personenformen einzumischen. Von den vier einfachen Zeiten des Indoeuropäischen hat das Kirchenslawische das Perfekt mit Verdoppelung und das Imperfekt eingebüßt, dafür aber fast alle verschiedenen Formen der gegenwärtigen und zukünftigen Zeit erhalten. Je reicher nun an Formen das Altbulgarische oder Kirchenslawische ist, desto ärmer ist daran das Neubulgarische. Keine andere slawische Sprache haben der Zeiten Lauf und fremder Einfluß sowohl in ihrem grammatikalischen Bau als in ihrem ganzen Charakter so sehr verändert. Das Neubulgarische ist das einzige, nach Art der neueren Sprachen Westeuropas heruntergekommene slawische Idiom, welches daher auch von allen übrigen am weitesten absteht und am schwierigsten verstanden wird. Verloren gegangen sind ihm die Abänderung der Hauptwörter, die Steigerungen der Eigenschaftswörter; statt des Infinitives wird der Indikativ mit vorgesetztem da gebraucht; die Sprache hat ein Geschlechtswort, welches wie im benachbarten Rumänischen und Albanesischen den Wörtern nachgesetzt wird. Da Bulgarien Jahrhunderte lang die große Durchzugsstraße für Albanesen, Rumänen, Griechen und Türken war, so läßt sich dadurch der jetzige Zustand der Sprache ebenso leicht erklären, wie die ungeheure Unsicherheit über deren Verbreitung. In den zwanziger Jahren zählte Schafarik nur 600 000. Bulgaren; bei Ami Boué stieg später diese Ziffer auf 4½ Millionen. Besondere Gönner der Bulgaren geben eine noch weit höhere Zahl an: 6, 7, sogar 7½ Millionen. Nach den neueren Ziffern von Budilowitsch wird indeß die Zahl der Bulgaren auf der Balkanhalbinsel, in Rumänien, Rußland und Oesterreich-Ungarn zu 5 210 000 angenommen, womit auch die Schätzung von Felix Kanitz, eines der genauesten Kenner dieses Volkes, übereinstimmt.

Geringeres Eingehen erheischen die zwei weiteren Glieder des Ostslawischen, das Serbische und Slowenische. Die serbische Sprache, richtiger die serbo-kroatische, ist unter allen Idiomen der Südslawen die wichtigste und ausgebreitetste, denn sie erstreckt sich über den ganzen Nordwesten der Balkanhalbinsel. Nicht bloß Serbien, auch Bosnien, Herzegówina, Zrnagora, Dalmatien, Slawonien, ein großer Theil Istriens, ausgedehnte Landstriche in Südungarn und das östliche Kroatien sprechen serbisch, während das eigentliche Kroatische sich mehr dem Slowenischen nähert. Auf so weitem Raume fehlt es natürlich unter den nahezu 6 Millionen Vertretern dieses Idioms nicht an Dialekten, doch verdienen ihrer bloß die drei hauptsächlichsten Erwähnung: der westliche oder herzegowinische, der resawische oder östliche im eigentlichen Serbien und der syrmische in dem Striche zwischen Sawe, Donau und Morawa, sowie in Syrmien, Slawonien und Südungarn. Sonst unterscheidet man wohl auch die drei Mundarten der Kajkavazen, Tschakavazen und Schtokavazen, nach dem Fragewort „was", welches in den drei Formen kaj, tscha und schto vorkommt. Was Wohlklang anbetrifft, so nimmt das Serbische, weil am vokalreichsten, den ersten Rang unter allen slawischen Sprachen ein; grammatisch steht es noch auf dem Standpunkte der übrigen slawischen Idiome; der Ton ist an keine bestimmte Stelle im Worte gebunden, was dem Fremden große Schwierigkeiten bereitet. Anhäufung von Mitlauten kommen im Serbischen sehr selten vor, vielmehr sind dieselben ebenmäßig vertheilt bei wechselndem Spiel der volleren Vokale.

Das Slowenische oder Windische wird von 1⅓ Millionen Menschen in Kärnten, Krain, Untersteiermark und einigen Gegenden des westlichen Ungarns zwischen Mur und Raab gesprochen. Als Dialekte unterscheidet man das Ober- und

Unterkrainische, deren Scheidepunkt in Laibach liegt. Unter allen Slawen sind die Slowenen am längsten im Besitze der Schrift.

In der westlichen Gruppe der slawischen Sprachen, nimmt das östlichste Idiom, das Polnische, in jeder Hinsicht die oberste Stelle ein, sowohl wegen seiner Verbreitung, welche sich auf nahezu 10 Millionen Köpfe erstreckt und in Rußland, Oesterreich und Preußen ein weites Gebiet umfaßt, als wegen der hohen Bedeutung seiner Litteratur. Das Polnische zeigt im höchsten Grade jenen erweichenden Einfluß, den die I-Laute im Slawischen auf die vorhergehenden Mitlaute so mächtig auszuüben pflegen; es hat demnach die meisten Zischlaute. Die Feinheit in deren Abstufung, der häufige Wechsel der Mitlaute macht dem Ausländer das Polnische besonders schwierig. Die Phonetik kennt auch zwei Nasenlaute und ist ziemlich verwickelt, das gebräuchliche Alphabet eines der mangelhaftesten. Der grammatische Bau ist höchst verfeinert und künstlich; dadurch unterscheidet sich Polnisch wesentlich von dem so merkwürdig einfachen Russischen. Es soll vor allem andern tauglich sein, die Schönheiten der klassischen Sprachen wortgetreu wiederzugeben, und seine Prosa ist der lateinischen mit Vollkommenheit nachgebildet. An Mundarten unterscheidet man: großpolnisch, masurisch, kleinpolnisch, litauisch, schlesisch und kassubisch.

Die zweitwichtigste der westslawischen Sprachen ist die tschechische in Böhmen und Mähren, welche Länder sie jedoch nicht gänzlich, wenn auch zum größten Theile ausfüllt. Die Zahl der Tschechen ist nach General Rittich nicht unter 5¼ Millionen Köpfe zu veranschlagen. In ihrer Schriftsprache zeigt sich die Anlage zu einer alterthümlichen grammatischen Entwickelung, die aber hier und da gehemmt erscheint. Der Ton liegt stets auf der ersten Silbe des Wortes; dabei werden aufs strengste die Längen und Kürzen der Selbst-

laute beachtet: das Konsonantensystem ist sehr reich und verfügt über weiche Zahnlaute (Dentale), ein besonderes r (ř), welches einem sehr weichen rsch entspricht, sowie über sehr empfindliche Zischlaute. In grammatischer Vollendung den meisten Schwestersprachen voranstehend, büßte doch das Tschechische durch Einfluß des Deutschen viel von seiner Ursprünglichkeit ein. Der Mangel an klingenden Vokalen und die Häufung der Mitlaute sind wohl nirgends so groß als hier. An Freiheit und Ungebundenheit der Wortfügung nähert es sich dem Lateinischen, und im Tschechischen allein ist es bisher gelungen, die klassischen Versmaße vollkommen nachzuahmen. Mundartliche Schattirungen treten hauptsächlich in Mähren hervor; es sei unter diesen bloß des Horakischen und des Hannakischen gedacht. Die Bevölkerung längs der Grenze von Böhmen spricht tschechisch mit leichtem Uebergange ins Polnische, wie man es in Schlesien findet; die Hannaken streifen noch mehr ans Polnische, und die Horaken, längs der Karpathen, reden polnisch mit einer durch das Tschechische angehauchten Mundart.

Im nordwestlichen Theile von Ungarn, von den Karpathen bis tief in die magyarische Ebene herab herrscht die slowakische Sprache, welche im Munde von mehr denn 2⅓ Millionen Menschen den Uebergang von der böhmischen zur wendischen Sprache oder, wenn man will, von der südöstlichen zur westlichen Gruppe der slawischen Idiome bildet. In ihren Grundzügen ist sie dem Altslawischen nahe verwandt, sonst steht sie dem Tschechischen und Mährischen am nächsten, von dem sie sich jedoch durch gefälligeren Ton und größeren Wohlklang unterscheidet; auch ist sie reich an alten Wörtern und Redensarten, die dem heutigen Tschechischen fremd geworden sind. Vielleicht mehr als irgend eine andere ist das Slowakische in Mundarten zersplittert; man kennt nebst der eigentlich slowakischen eine mährisch-slowakische, polnisch-slowakische,

deutsch-slowakische, magyarisch-slowakische, rußniakisch-slowakische und eine serbisch-slowakische Mundart.

Innerhalb des deutschen Reichsgebietes hat sich endlich in einem kleinen Theile der beiden Lausitzen, von Löbau im Süden bis Lübben im Norden, in der Mitte von der Spree durchflossen, die sorbische oder wendische Sprache noch erhalten. Sie zerfällt in zwei Mundarten: die durch ihre Lautgesetze dem Tschechischen näher stehende oberlausitzische und die mit dem Polnischen mehr verwandte niederlausitzische. Doch ist diese Sprache dem Untergange geweiht und im Aussterben begriffen; kaum noch 120000 Menschen bedienen sich derselben. Die verschiedenen kleinsten Sprachstämme befinden sich eben unverkennbar im Stadium ihres Zusammenschmelzens mit stärkeren und lebenskräftigeren. So wenig Bäche sich erwehren können, zu Flüssen und Flüsse zu Strömen zu werden, ebenso wenig vermag in unseren Zeiten des täglich wachsenden Verkehrs, namentlich im Herzen Europas, irgend ein sprachlicher Bruchtheil sich von allen andern so vollständig abzusondern, insbesondere dem Einflusse höherer Entwickelungen so ganz zu entziehen, daß er der naturgemäßen Aufschlürfung auf die Dauer zu widerstreben im stande wäre.

Der Rundgang durch den slawischen Sprachenkreis wäre hiermit beendet. Es erübrigt nur noch zu erwähnen, daß die gegenwärtigen slawischen Sprachen sich dreierlei Schrift bedienen. Russisch wie Ruthenisch wird mit den ursprünglich aus römischen und griechischen Buchstaben hergestellten, sogenannten cyrillischen Lettern in jenen schlanken und klaren Formen gedruckt, die ihnen die Russen durch Abschleifung der etwas eckigen cyrillischen Formen gegeben haben. Vom russischen bloß durch einige zugesetzte Zeichen unterschieden ist das in neuerer Zeit gebrauchte Alphabet der Serben. Bul-

garisch bedient sich einer älteren, primitiven Gattung derselben Schrift. Polnisch, Tschechisch, Wendisch, Kroatisch, Slowakisch und Slowenisch haben lateinische Buchstaben, die durch mannigfaltige Haken, Striche und Punkte schattirt, und zwar in den verschiedenen Idiomen verschieden schattirt werden, am stärksten im Polnischen, Tschechischen und Kroatischen. Wendisch und Slowenisch punktiren, stricheln und haken etwas weniger, aber immer auch noch genug. Daneben kommt die deutsche Type, als letzte Spur ihrer ehemaligen Verbreitung im Polnischen und Tschechischen, noch in Bibeln und Gebetbüchern dieser Sprachen vor. Die Rechtgläubigen ehren das überlieferte Gewand ihrer religiösen Schriften durch eine ähnliche Bevorzugung des altcyrillischen Alphabets. Im allgemeinen bedienen sich die griechisch-orthodoxen Slawen der cyrillischen, die römisch-katholischen und protestantischen aber der lateinischen Schrift. Nur die katholischen Südslawen Dalmatiens haben sich eine besondere, mit vielen unnöthigen Schnörkeln überladene Kirchenschrift, die sogenannte glagolitische, zurecht gemacht, über deren Ursprung indeß sehr abweichende Meinungen herrschen. Die jetzt gangbarste Ansicht meint, daß das Glagolitische eine bloße Entstellung des Cyrillischen sei und aus dem Ende des elften Jahrhunderts stamme. Von allen diesen Schriftgattungen ist sonder Zweifel die russische die für slawische Sprachen geeignetste. Für das Altbulgarische erfunden, für das Russische weiter gebildet, stellt es die reiche Lautentwickelung dieser Idiome durch Buchstaben allein, ohne alle modifizirenden Nebenzeichen, dar.

Faßt man die in diesem Abschnitte zerstreuten ziffermäßigen Angaben über die Stärke der einzelnen slawischen Sprachgebiete zusammen, so beläuft sich nach den Berechnungen von Budilowitsch 1878 die Gesammtzahl der slawischen Völker auf 90365000 Köpfe, welche in erdrückender Mehrheit dem grie-

chisch-orthodoxen Glaubensbekenntnisse angehören. In Rußland zählt man unter nahezu 62 Millionen Menschen bloß 2½ Millionen Andersgläubige. Römisch-katholisch sind die Polen, Tschechen, Slowenen, ein Theil der Slowaken und Serben (Kroaten). Unter diesen wie unter den Bulgaren giebt es auch eine nicht geringe Anzahl Muhammedaner.

Der Slawen geschieht zuerst bei Plinius (um 77 n. Chr.) Erwähnung, welcher sie mit dem von den Germanen ausgehenden Namen Venedi bezeichnet. Veneti, Venedi, Winidae, woraus das deutsche Winden, Wenden hervorging, sind weitere Formen desselben Namens. Ihn aufzufassen als die „Weidenden“ oder Bewohner der großen Weide, d. i. des Flachlandes, welches inmitten Osteuropas große Räume füllt, hat von allen Deutungen am wenigsten Bedenkliches. Neben diesem fremden tritt uns bei Plinius noch ein anderer, vielleicht der einheimische Name des Volks entgegen: Spalei, wahrscheinlich, wenngleich nicht sicher, die Spali des späteren Jordanes und die Sporoi des im sechsten Jahrhundert lebenden Byzantiners Prokopios, welch letzterer diesen Namen ausdrücklich als Gesammtbezeichnung aufführt, die sich die Slawen einst selbst beilegten. Die Erklärung von Spali, Sporoi aus einem der slawischen Sprachen geläufigen Stamme ergäbe die Bedeutung: Stammgenosse, Mitbruder. Dunkel ist dagegen der Name S l a w e (russ. Slawjanin, poln. Słow-ianin, słow-ak), mit dem zuerst die Westslawen zum Unterschied von den Ostslawen, den A n t e n, sich selbst benannten und der später, seit dem neunten Jahrhundert, zur allgemeinen Bezeichnung aller Slawenstämme verwendet wurde. Er soll ebenfalls slawischen Ursprungs sein, wird aber verschieden erklärt und abgeleitet. Ruhmredige, sprachunkundige Großsprecher führten ihn gern auf Slawa, Ruhm, zurück. Diese bequeme Volksetymologie ist jedoch von allen einsichtigen Slawen selbst längst

verlassen. Ein jüngerer Forscher, Karl Penka, will vielmehr aus Slovan ganz das Gegentheil von Ruhm oder die Berühmten, nämlich die Bedeutung des lateinischen stamm- und sinnverwandten Cliens, Hörigen, herauslesen, wonach der Name besagen würde, daß sie einst von einem anderen Volke unterworfen worden sind. Slawen hieße also nicht die Berühmten, sondern die Besiegten, die Unterworfenen. Von solch demüthigender Selbstbenennung kennt die Völkerkunde indeß sonst kein Beispiel. Weit wahrscheinlicher hängt Slawe mit dem Stamme Slow—, Mensch, zusammen, bedeutet also den zum Stamme gehörigen Mann, ganz so wie dies bei unzähligen Völkern der Fall war. Joseph Dobrowsky, der Wiederbeleber der tschechischen Litteratur, hat gezeigt, daß die slawische Sprache drei mit dem griechischen „Barbar" gleichbedeutende Ausdrücke besitzt, nämlich: Tschud, Wlach und Njem. Tschud sind Fremde, und zwar besonders von finnischer Herkunft; Wlach, die slawische Schreibart für Wälsch, bedeutet Romanen, Njem aber wird vorzüglich auf Völker germanischen Ursprungs angewendet. Im Gegensatze zu Njem, was „stumme" oder „unverständliche Leute" bedeutet, sind nun Slawen, Slowane, „Männer des Wortes" oder „die Sprechenden" (Slowo, russ. und poln. das Wort). Im Altrussischen findet sich noch stets o für a, also Slowjenin und Slowjene statt Slawjenin; im Heldenliede vom Heereszuge Igors gegen die Polowzer, dem ältesten russischen Sprachdenkmale, wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhundert, kommt das Wort Slawe gar nicht vor, obwohl vom Russenstamme sehr viel die Rede ist. Die Stämme werden stets bei ihrem Eigennamen genannt; der Sammelbegriff Slawe scheint damals noch kein Bedürfniß gewesen zu sein.

III.

Die slawische Vorzeit.





Die Urgeschichte der Slawen, soweit bisher erforscht, beruht ausschließlich auf den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung. Diese hat den Slawen ihren Platz unter den arischen Völkern zugewiesen. Nachdem man nämlich die nahe Verwandtschaft der meisten Sprachen Europas und jener mancher Völker Asiens entdeckt hatte, stellte sich allmählich und ganz unvermerkt die Annahme auch einer besonderen Rasse ein, von welcher die indoeuropäische Idiome redenden Völker abstammen sollten. Man hat diese Rasse die Arier genannt, und ihre Sprößlinge, welche sich aus dem Urvolke durch Abtrennung entwickelt hätten, sind die arischen Völker, welche demnach unter einander nicht bloß sprach-, sondern auch bluts- und stammverwandt wären. Aus der ursprünglichen Einheit der Sprachen wurde also auf die ursprüngliche Einheit der diese Sprache redenden Völker geschlossen. Die Urheimath der Arier ist noch nicht ausgemacht. Zuerst wollte man sie in Hochasien suchen, von wo aus die heutigen Europäer in unseren Erdtheil eingewandert wären. Später verlegte man sie mit mehr Wahrscheinlichkeit in das östliche Europa und Karl Penka will sie in Skandinavien erblicken. Aus der hypothetischen Urheimath sollen die ver-

schiedenen Zweige der Arier ausgezogen sein. Dem arischen Urvolke selbst werden als Merkmale weiße Haut, blondes Haar, blaue Augen, lange Schädel (Dolichokephalie) und hoher Wuchs beigemessen. Durch Zergliederung der Sprachen wußte die vergleichende Forschung auch ein sattsam genaues Bild von dem Gesittungszustande dieses Urvolkes zu entrollen und zu zeigen, daß, ehe noch dasselbe sich spaltete, schon die wesentlichen Grundlagen der Kultur vorhanden waren, welche die getheilten Stämme dann als gemeinsames Erbe in die Fremde mitnahmen.

Lange erschien der Schluß von der Einheit der Sprachen auf die Gemeinsamkeit des Ursprungs völlig zwingend, und erst die sich häufenden, mit der gedachten Annahme nicht übereinstimmenden Ergebnisse der Völkerkunde und Anthropologie haben denselben ernstlich zu erschüttern begonnen. Allerdings ergaben die anthropologischen Forschungen sowohl für die Vergangenheit als für die Gegenwart die ausgedehnte Verbreitung eines Schlages blonder, hellhäutiger, langköpfiger Menschen, die man als eine besondere Rasse, ja als die vornehmste Rasse auffassen und wegen ihres Vorherrschens in unserem Erdtheile etwa die europäische oder noch besser, nach des verstorbenen Anatomen A. Eckers Vorschlage, kurzweg „die Blonden“ nennen kann. Sinnverwirrend wäre es jedoch, auf sie wegen der bisher mit dem Namen Arier verknüpften Begriffe diese Bezeichnung zu übertragen, zumal das Vorhandensein einer blonden und zugleich nicht arischen Rasse im Norden Europas erwiesen ist, was die Theorie von den ursprünglichen blonden Ariern zerstört. Noch weniger können diese Langköpfe für die Stammväter der heutigen Indoeuropäer gelten. Was die vergleichende Sprachforschung bisher geboten hat, ist in Bezug auf die ethnische Geschichte der Völker nichts als ein geschichtlicher Roman, wie Paul Mantegazza treffend

bemerkt, schön, poetisch, verführerisch, aber eben doch bloß ein Roman oder eine Mythologie der Geschichte. Sprachverwandtschaft beweist eben nichts für Blutsverwandtschaft. Das arische Urvolk ist wohl nichts als ein Phantasiegebilde der Philologie. Es giebt keine indoeuropäische Rasse, keine arischen Völker. Die Nationen, welche indoeuropäische Idiome reden, sind erwiesenermaßen sehr verschiedenartigen Ursprungs und unter einander kaum oder gar nicht verwandt. Wir kennen überhaupt kaum ein Volk wirklich reiner Rasse oder das man dafür halten könnte. Es ist eine falsche Voraussetzung, daß ethnische Einheiten aus Abkömmlingen einer einzigen Rasse hervorgegangen seien. Ueberall, in jedem Volke begegnet man den abweichendsten Körpertypen, wie Kurz- und Langköpfen, Dunkelhaarigen und Blonden, Großen und Kleinen mit allen erdenklichen Zwischenstufen. Von Einheitlichkeit des Typus, der Rasse ist nirgends die Spur. Nur vereinzelt und in sehr verschiedenem Mengenverhältnisse zeigt sich unter den Völkern unseres Erdtheiles der „europäische“ Typus der blonden Langköpfe, am meisten noch unter den Germanen. Europa war in der Urzeit von mehreren Rassen bewohnt, deren Professor Kollmann heute noch auf Grund der Schädelbildung deutlich fünf unterscheidet. Als die blonden Langköpfe aus ihrer Urheimath auszogen, stießen sie fast allerwärts auf solche ältere Bevölkerungen, die sie sich zwar unterwarfen, die sie aber durch nichts zu vernichten vermochten. Je nach dem Lebensraume gestaltete sich vielmehr das Geschick der einzelnen Typen, gewann das „europäische“ oder behauptete das ältere Element die Oberhand. So denkt sich im Anschluß an die anthropologischen Forschungen Karl Penka die Entstehung der jetzigen Völker mit indoeuropäischer Sprache, die man bislang als arische bezeichnete.

Die Nutzanwendung dieser neuen Gesichtspunkte auf die

Urgeschichte der Slawen liegt auf der Hand. Wir können es uns billig versagen, den Slawen als Glied der mythischen „Arier“, dann in ihrem Verbande mit den Letten und Litauern nachzuspüren, wie die linguistische Paläontologie thut. Interesse gewinnen sie für uns erst als Sondervolk. Als solches nahmen sie, wie festzustehen scheint, das mitteleuropäische Flachland ein, das längs Don, Dnjepr und Weichsel zur Ostsee sich hinzieht: nördlich begrenzt von finnischen Stämmen, im Westen von Letto-Litauern und Germanen, im Süden endlich von Skythen und Sarmaten. Es war ein Flächenraum von mehr denn 440000 qkm, denn so viel betragen die russischen Gouvernements Tschernigow, Woronesch, Kursk, Tula, Rjäsan, Kaluga, Mohilew, Minsk, welche man vorzugsweise für das alte Slawenland halten darf. Der gelehrte Tscheche, Johann Erasmus Wocel, verlegt etwas abweichend die slawischen Ursitze zwischen Dnjestr und Dnjepr, nach Weißrußland, Wolhynien und dem kornreichen Podolien, das sich sehr gut als Heimath ackerbauender Menschen schickt. Völlig Genaues wird sich darüber wohl nicht ermitteln lassen. Ungestört, wie es scheint, bewohnten sie diesen Boden von wenigstens 500 v. Chr. bis etwa 400 n. Chr., ein wild- und fischreiches Land, wimmelnd von Bären, Elen und Uren, ganz geeignet, einer Bevölkerung kräftiger Jäger Unterhalt zu geben, aber zum großen Theil auch ein unerschöpflich fruchtbarer Ackerboden, wenn ihn ein getreidebauendes Volk besiedelte. Man wird als ausgemacht ansehen dürfen, daß der leibliche Typus der Slawen jener alten Tage, welche man geographisch gesprochen Russen nennen darf, ursprünglich mit dem der benachbarten ugro-finnischen Völker übereinstimmte und durch den größeren oder geringeren Beisatz fremden Blutes, welches das unterjochende blonde, langköpfige Element herbeiführte, mehr oder weniger modifizirt wurde. So waren denn schon bei ihrem ersten Auftreten die

Slawen ein Mischvolk, wie alle übrigen Völker Europas ebenfalls.

Die älteste Geschichte, in welche die Slawen als außerordentlich zahlreiches Volk eintreten, verfügt leider nur über einen ganz lückenhaften Quellenvorrath, den man in zwei Gruppen zerlegen kann: die altklassische und die mittelalterlich-moderne. Davon ist vorläufig bloß die erstere für diese Darstellung von Werth. Zur Zeit, als die Slawen mit dem Eisen bekannt wurden, bildeten sie noch ein Volk und redeten eine Sprache, müssen deswegen auch mit dem besprochenen ziemlich engen Länderraum sich noch begnügt haben, der, wie bemerkt, haupsächlich Weißrußland und Wolhynien umfaßte. Das älteste ethnographische Bild Rußlands muß nun noch immer bei Herodot gesucht werden. Unter den vom „Vater der Geschichte" genannten Völkern dieses Gebietes, insbesondere in den Neuren und Budinen will man die unmittelbaren Vorfahren der Slawen erkennen. Buda, wovon der Name der Budinen abgeleitet wird, ist ein urslawisches Wort. Die Sitze dieser Budinen, wie Herodot sie schildert, erstreckten sich vom oberen Don bis zum Dnjepr. „Ihr Land ist überall dicht bedeckt mit Waldungen aller Art. In dem größten Walde ist ein großer, weiter See, umgeben von Sumpf und Röhricht. Darin fängt man Ottern, Biber und eine andere Art von Thieren mit viereckigen Gesichtern, mit deren Bälgen man die Pelzröcke verbrämt." Die Budinen, einen mächtigen und zahlreichen Volksstamm, beschreibt Herodot als Leute mit hellblauen Augen und stark lichtrothem Haupthaar, welche ein Nomadenleben führen und Fichtenzapfen essen, was sonst keines der dortigen Völker thut, die aber doch nicht aller Gesittung ermangeln, denn in ihrem Lande ist eine große Stadt gebaut. Von den Neuren, welche für Zauberer gehalten werden, berichtet er, sie hätten skythische

Sitten. Doch waren weder Neuren noch Budinen Skythen, mit welchen man die alten Slawen mitunter identifiziren will. Die für die älteste Slawengeschichte so wichtige Völkerstellung der Skythen ist leider immer noch unentschieden. Ihre Sprache ist als eine eranische aufgezeigt, was aber von dem körperlichen Wesen, von den Sitten dieses nomadischen Reitervolkes mitgetheilt wird, findet sich nur bei Völkern nordasiatischen, insbesondere altaischen Stammes. Nun lesen wir allerdings bei Herodot, daß im Flußgebiete des Dnjepr, Bug und Dnjestr und noch weiter hinaus ein ackerbautreibendes Volk skythischer Herkunft gesessen habe, und in diesem letzteren ist auch Karl Penka geneigt, Slawen zu sehen, während die russischen Forscher Samokwasow und Ilowaisky gewisse verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Slawen und Skythen überhaupt zugeben. Am annehmbarsten erscheint wohl Dr. Cornelius Fligiers Ansicht, welcher die Skythen nicht als Volksstamm in ethnographischer Bedeutung gelten läßt, da, wie er zeigt, unter den skythischen Völkern viele thrakischer Herkunft gewesen sind. Der Name „Skythen" ist bei den alten Schriftstellern also im örtlichen Sinne zu nehmen. Die Völker des europäischen Nordostens hießen ihnen „Skythen". Was die benachbarten Sarmaten anbelangt, so ist man so ziemlich einig, in ihnen ein mit ural-altaischem, nämlich mongolischen Blute stark gemischtes Volk indoeuropäischer Zunge zu erkennen. Ihr Name ist zweifelsohne ganz mit Unrecht auf die Slawen übertragen worden, wohl aber halfen die Sarmaten, in die Slawen, indem sie mit ihnen sich vermischten, schon im Alterthume mongolisches Blut zu bringen.

In den Tagen nun, als das im russischen Binnenlande noch vereinigte und daher einzige Slawenvolk die ersten Strahlen der Geschichte treffen, war dasselbe völlig barbarischen Zuständen längst entwachsen. Aus den Unter-

suchungen der Skythengräber in Südrußland ergiebt sich, daß der Gebrauch des Eisens aus den griechischen Kolonien bereits zu Herodots Zeit, also im fünften vorchristlichen Jahrhundert, auf die benachbarten Steppenbewohner übergegangen war. Wocel glaubt begründen zu können, daß die Kulturbewegung der Slawen im Süden, in der Nachbarschaft der griechischen Kolonien am Pontus ihren Anfang nahm und sich erst nach Jahrhunderten gegen Norden zu den zwischen Weichsel und Dnjepr angesiedelten Slawenstämmen fortpflanzte. Auf diese wirkten Germanen und Sarmaten am meisten ein. So haben sie die Zimmerung der aus Holzbohlen gefügten oder aus Weide und Schilf geflochtenen Hütte von den Germanen gelernt. Ihre Bewaffnung bestand in Schilden und Wurfspießen; wie die Germanen kämpften sie am liebsten zu Fuße, mit nacktem Oberleibe. Als Jäger durch die dichten Forste ziehend, hatten sie nur zerstreute Ansiedlungen, daher man im Kreise Tschernigow die alten Grabhügel gruppenweise über das ganze Gebiet zerstreut findet. Des Ackerbaues war bei ihnen damals, in ihrem Heim von Wäldern und Sümpfen, noch wenig, die Hauptfrucht Hirse. Die Slawen jener Zeit hielten noch nicht an Herd und Scholle fest; noch Prokopios im sechsten christlichen Jahrhundert hebt ausdrücklich hervor, daß sie den Wohnort gern wechselten, und der Wanderzug, die Unstätheit, welcher die altangesessenste aller slawischen Bevölkerungen, die russische, noch heute erfüllt, ist ein merkwürdiges Phänomen für Beobachter, die aus dem westlichen Europa kommen. In den Wäldern sammelten sie den Honig der wilden Bienen, um ihn theils roh, theils als gegohrenes Getränke, als Meth, zu genießen. Und in diesen Wäldern, wo die großen Thiere, Auerochs, Elen, Bär noch in ursprünglicher Stärke hausten, muß der Kampf mit diesen ununterbrochen gewesen sein.

Frühzeitig indeß, noch in der Zeit der Spracheinheit und ehe die Slawen in geschwisterliche Stämme auseinanderfielen, waren sie zum Ackerbau übergegangen, denn panslawisch sind die Urworte für Pflug, Hakenpflug und Pflugschar. Allein die glänzendste Bestätigung dafür, daß sie schon in jenen fernen Tagen Ackerbau trieben, liegt darin, daß das Wort für Garbe urslawisch ist. Die Slawen banden das Getreide also bereits in Garben, bevor ihre Ausbreitung nach Norden, Westen und Südwesten erfolgte. Die Epoche des Urslawischen reicht aber, nach Anton Budilowitsch, gewiß weit über das sechste Jahrhundert unserer Aera, wahrscheinlich in das dritte oder vierte zurück. Die ersten christlichen Jahrhunderte etwa sind nämlich als die Zeit anzusehen, in welcher allmählich das urslawische Leben in das altslawische überging. Daß die frühe Angewöhnung an Seßhaftigkeit, wie sie der Ackerbau bedingt, nicht ohne Einfluß auf den geistigen Charakter bleiben konnte, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Insbesondere mußte die Abschwächung der kriegerischen Instinkte die Folge sein. In der That zeigen die alten Slawen sich als vorwiegend friedliebendes Volk, lediglich auf Erhaltung des Besitzes bedacht. Ihr geistiger Gesichtskreis umfaßte eine Vorstellung von der Welt als einem Ganzen. Sie beobachteten Bewegung und Anordnung der Gestirne, waren auch bekannt mit vielen Mineralen und fünf Metallen (Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Eisen). Sie erkannten die große Mannigfaltigkeit der Formen im Thierreiche und es hatte sich bereits ziemlich genaue Kunde vom Bau der äußeren und einiger inneren Theile des thierischen Organismus gebildet. Sie kannten ferner nicht bloß die äußeren Theile, sondern auch die inneren Eigenschaften vieler Pflanzen, deren sie eine große Reihe von Arten unterschieden, desgleichen eine Reihe innerer und äußerer Krankheitsformen, sowie dagegen zu benutzende Heilmittel.

Endlich waren sie, wie erwähnt, auch nicht ohne Beziehung mit den Völkern des Ostens und Südens, und kannten viele Thierformen aus dem westlichen und mittleren Asien.

Die Gesittungsstufe dieser ältesten Slawen war somit keine ganz geringe und läßt es möglich erscheinen, daß sie — was freilich von Einigen bestritten wird — im Ackerbau die Lehrmeister der Germanen geworden sind. Bekanntlich ist der deutsche Name des Pfluges dem Slawischen entlehnt. An die dauernde Ansiedelung erinnert die Bezeichnung für Dorf und Haus, dessen einzelne Bestandtheile deutlich auseinandergehalten werden: Stiege, Vorhaus, Keller, Dach, Dachfirste, Wand, Fenster, Thor, Schwelle, die Stube mit der Thür, dem Ofen und als ursprünglicher Einrichtung dem Tisch, wohl auch mit Bänken längs den Wänden. Auch die ursprünglichste Form der Befestigung, der Grad, ein von Pallisaden und einem Schanzgraben (Okop) umgebener Raum, woraus später die Benennung für Stadt, Gorod, hervorging, wird in jener gemeinsamen slawischen Periode bezeugt. Das altrussische Wort Gorod besitzt allerdings die vielseitige Bedeutung von Zaun, Umzäunung, Mauer, Schutzwehr, befestigter Platz im allgemeinen oder bewohnter, befestigter Platz im besondern, ja ein Gebiet und sogar ein Zentrum für Verwaltung und Handel. Die übertragenen oder abgeleiteten Bedeutungen des Wortes Gorod fallen aber mit unserer heutigen übertragenen Bedeutung des Wortes „Stadt“ zusammen. Von diesem Worte leitet sich die Benennung „Gorodischtsche“ für die eigenthümlichen Ring- oder Burgwälle ab, welche überall über das slawische Gebiet zahlreich zerstreut sind. Ihre Bestimmung mag vielseitig gewesen sein, alle aber waren sie bewohnte Plätze, Ansiedelungen, welche die Einwohner vor feindlichen Angriffen schützen sollten, und aus ihnen sind in der Folge auch wirklich die alten Städte des Landes entstanden.

Sehr kennzeichnend haben auf dem ganzen Slawenboden bis heutigen Tages sehr viele Ortschaften die ursprüngliche Bezeichnung **Grodzisko**, **Grodok**, **Grodno**, **Horodyszcze**, **Horodkow** ꝛc. beibehalten. Natürlich gehören die Ringwälle sehr verschiedenen Perioden an, da sie nach und nach in dem Maße errichtet wurden, als die Bevölkerung der Gegend sich vermehrte.

Sicheren Einblick in die Kulturzustände jener Epoche gestatten die Gräber, insbesondere die künstlich aufgeworfenen Erdhügel, welche von Ruthenien, Polen und Litauen bis nach Südsibirien ziehen und vielfach den sogenannten Hünengräbern in Deutschland entsprechen. In den erstgenannten Ländern nennt man sie **Mogiła**, was in allen slawischen Sprachen „Grab“ bedeutet, in Rußland gewöhnlich **Kurgany**, vom persischen **Gur** und **Chane** abzuleiten und ebenfalls „Grabmal“, „Grabhügel“ bedeutend. Bei ihrer weiten Verbreitung rühren diese Kurgane wohl von verschiedenen Völkern und aus verschiedenen Zeiten her, jene in Tschernigow und Kursk gehören aber, wie Professor Samokwasow erwiesen hat, dem slawischen Stamme der Sjewerjánen an, welche noch im neunten und zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung jene Landschaften bewohnten, und bieten somit eine unschätzbare Quelle zur Erkenntniß der ältesten Slawengeschichte. Die in diesen Kurganen gemachten Funde gewähren Einblick ins häusliche Leben der heidnischen Sjewerjanen. Wir lernen daraus ihre Kleidung, ihren Schmuck, ihre Bewaffnung, Beschäftigung, häusliche Einrichtung und selbst ihren Glauben kennen. Aus den Frauengräbern läßt sich nachweisen, daß das zarte Geschlecht jener Tage schon große Vorliebe für Putz besessen hat. Bernstein, der große Luxusartikel von damals, der nicht bloß an der Ostsee, sondern auch an der Weichsel gefunden wird, ist reichlich in verschiedener Gestaltung vorhanden. Die Waffen,



Schleifsteine, Wagschalen, Aderlaßsteine u. dgl. lassen auf eine schon ansehnlich verzweigte Industrie schließen. Von Webereien finden sich noch einzelne Spuren, und auch das Gerben der Felle muß bereits bekannt gewesen sein. Gering ist die aufgefundene Anzahl von Kultgegenständen, was auf große Einfachheit der religiösen Gebräuche hindeutet. Besonders merkwürdig sind darunter die sogenannten Thränengefäße. Die im Alterthum weitverbreitete Sitte bei den Todtenfeiern besondere Klageweiber anzustellen, welche weinen und heulen mußten, fand sich auch schon in frühester Zeit im jetzigen Rußland und herrscht dort wie bei den Südslawen heute noch. Diese erzwungenen und bezahlten Thränen wurden in kleinen Gefäßen aufgefangen, gesammelt und verschlossen den Todten mit in die Gruft gegeben, in der Meinung, daß die Manen dadurch beruhigt würden und die Verbindung der Todten mit den Lebenden erhalten bleibe. Auch sonst haben sich noch nach Einführung des Christenthumes manche uralte heidnische Gebräuche bei der Todtenbestattung forterhalten, so namentlich den Todten Gefäße mit Speisen in die Gruft zu stellen, damit sie auf der Reise in die andere Welt nicht Hunger leiden möchten. Das Verbrennen und Begraben der Leichen ist lange auch bei den Slawen neben einander einhergegangen. Es giebt Grabstätten, wo Aschenkrüge mitten unter Skeletten stehen, und in den Kurganen des Kreises Wasilkow im Gouvernement Grodno wurden die Männer mit ihren Waffen und Pferden begraben. Auch Frauen bestattete man oft in Begleitung von Pferden, andererseits ist aber auch das Verbrennen von Lebenden mit dem Todten, von Sklavinnen mit ihrem Herrn, vorgekommen.

Die Familienverfassung war, was sie noch heute bei einigen slawischen Völkern ist, durchaus patriarchalisch. Die Bewohner eines Ortes bildeten nämlich eine durch Blutsverwandtschaft

geknüpfte Sippe, deren Glieder denselben Namen führen und Hab und Gut zu gemeinsamen Eigenthum besitzen. Gewählte Aelteste stehen an der Spitze der Sippe, die, wenn der Boden die angewachsene Bevölkerung nicht mehr zu erhalten vermag, Zweigansiedelungen in die noch unbesetzten Striche der Nachbarschaft entsendet. Ein Kreis solcher Sippen, die übrigens den Zusammenhang unter einander nie aufgeben, bildet den Stamm (Plemja). Sein Haupt, der von den Geschlechtsältesten gewählte Stammesälteste, ist oberster Richter, Priester und oberster Anführer im Kriege in einer Person. Auch der Stamm führt einen Sondernamen, meist ein Appellativum, der zugleich den vom Stamme bewohnten Landstrich bezeichnet. Diese Stämme nun bildeten in weiterer Zusammenfassung Einzelvölker (Narod), wie sie in geschichtlicher Zeit uns entgegentreten. Eine Vereinigung der Sondervölker zu einem großen Volke bestand zwar nicht, doch muß die Gemeinsamkeit von Sprache, Glaube und Recht das Bewußtsein des Zusammenhanges lebendig erhalten haben. Es findet sich nämlich bei den Slawen ein gemeinsamer Schatz von Gewohnheitsrechten, welche in die Periode der slawischen Spracheinheit hinabreichen und deren älteste Formulirung zum Theile noch erhalten ist.

Noch auf dem ursprünglichen slawischen Boden vollzog sich, wie bei der weiten Ausdehnung des Raumes kaum anders sein konnte, im Laufe der Zeit die Sonderung der Slawenstämme in eine nordostsüdliche und eine westliche Gruppe. Die Spaltung war zunächst bloß dialektisch und hat sie nicht gehindert, die territoriale Gemeinschaft noch Jahrhunderte zu bewahren. Erst durch die Wanderung ist sie schärfer hervorgetreten, hat sie sich zu selbständigen Sprachen ausgebildet.

IV.

Ausbreitung der Slawen.



Die Verhältnisse im russischen Mutterlande müssen der Vermehrung der Slawen sehr günstig gewesen sein, denn sie wuchsen dort zu volkreichen Stämmen heran, welche, als sie an das Licht der Geschichte traten, durch ihre Kopfzahl das Erstaunen der Zeitgenossen erregten. Natürlich hatte die Vermehrung auch eine räumliche Ausbreitung zur nothwendigen Folge, zunächst nach Norden hin, wo die nicht fest organisirten finnischen Völkerschaften ihnen fast widerstandslos den Platz räumten. Dies mag bis zum zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sich abgespielt haben. Wohl gleichzeitig fand aber auch eine Ausdehnung nach Westen, in die norddeutsche Tiefebene statt, denn der Fund einer römischen Fibel aus der Zeit Tibers in einem unbestreitbar slawischen Grabe an der Elbe beweist, daß Slawen damals dort schon ansässig waren. Den nämlichen Beweis erbringen für das zweite Jahrhundert Fibeln aus der Zeit Trajans, welche in großer Menge in Begräbnißplätzen der slawischen Pruthener in den heutigen Landschaften Ermland und Samland (Ostpreußen) gefunden wurden. Im dritten Jahrhundert haben die Weichselslawen das ganze Odergebiet besetzt und nach dem freiwilligen Abzuge der Germanen aus den östlichen Stamm-

sitzen in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts erfolgte die Ueberschwemmung dieses Gebietes mit den Slawenstämmen, welche man als Polaben (Labe heißt Elbe, Polabe daher Elbanwohner) zusammenfaßt. Dort saßen diese polabischen Slawen bis jenseits der Elbe im Lüneburgischen einerseits, andererseits hatten sich slawische Obotriten in der holsteinischen Landschaft Wagrien bis gegen Kiel hin niedergelassen. In Mitteldeutschland selbst waren, ganz abgesehen von Sachsen, Altenburg und dem rechten Saaleufer mit Halle (Dobrogora), auch auf dem linken Saaleufer um das Fichtelgebirge Slawen in dichten Massen angesiedelt. Im achten Jahrhundert folgte die Grenze ihrer Verbreitung der fränkischen Saale, von deren Einmündung in die Elbe bis zum Thüringer Wald, überschritt den südlichen Theil dieses Gebirgszuges, welcher noch im späteren Mittelalter Saltus slavicus hieß, und erstreckte sich bis in die obere Maingegend. Westlich der Regnitz, deren Namen gleich dem der Pegnitz deutlich slawisches Gepräge trägt, erstreckte sich ein schmaler Streifen slawischen Landes bis in die Diözese von Würzburg und in die Taubergegend. Sogar Würzburg selbst und Kissingen (Chyzice) scheinen ursprünglich slawische Niederlassungen gewesen zu sein; eine Viertelstunde westlich von Kissingen liegt das Dorf Garitz und daneben die Wiese, genannt Polisch, unverkennbar slawische Namen. Von der Regnitz lief die Grenze bis gegen die Altmühl und Nab. Viele Orte sind in diesem Gebiete heute noch durch das urkundliche Beiwort „Windisch" ausgezeichnet und noch vom Jahre 1058 wird berichtet, daß der größte Theil der Bevölkerung im Bisthume Bamberg aus Slawen bestand. Erst im elften Jahrhundert gewann der Kampf gegen das polabische Slawenthum und dessen allmähliche Zurückdrängung an Umfang, währte aber bis ins vierzehnte Jahrhundert. Diese Kriege brachten indeß

wieder eine beträchtliche Anzahl Slawen als Kriegsgefangene und Knechte nach Deutschland, selbst nach dem Südwesten, und trugen damit unter anderem nicht wenig zur leiblichen Umwandlung bei, welche die deutsche Bevölkerung im Mittelalter nachweisbar erlitten hat. Die Slawen sind seitdem aus den innegehabten Gebieten wieder verschwunden, doch haben sie bald mehr, bald minder deutliche Spuren hinterlassen.

War in ältester Zeit, bis zum zweiten Jahrhundert, der Zug der slawischen Ausbreitung vornehmlich nach Norden gerichtet, so nahm er vom dritten Jahrhundert gerade die entgegengesetzte Richtung nach Süden. Unter den Völkerschaften, welche den Römern im zweiten und dritten Jahrhundert den Besitz der Donauländer und der Balkanhalbinsel streitig machten, bemerkt man nämlich die Karpen, von denen die Karpathen ihren Namen haben, und die Kostoboken; die slawische Nationalität beider hat aber Schafarik sehr wahrscheinlich gemacht. Ob man diese Karpen, deren Sitze in das östliche Galizien verlegt werden, etwa mit den später auftauchenden Charwaten oder Chrobaten gleichsetzen dürfe, möge dahingestellt bleiben. Allem Anscheine nach ist es den Slawen jedenfalls gelungen, gegen Ende des vierten und im Laufe des fünften Jahrhunderts südlich und östlich beinahe bis ans Schwarze Meer vorzudringen, wo die von Osten hereinbrechenden Schaaren der wilden Hunnen sie trafen und gleich den Ostgothen und Gepiden besiegten. Glücklicherweise zerfiel nach des gewaltigen Attila Tode, 453 n. Chr., sehr bald das Hunnenreich, welches sich im Norden des Kaspischen und Schwarzen Meeres von der Wolga bis zur Donau erstreckte. Die unterworfenen Völker stifteten alsbald eigene Reiche, so die germanischen Gepiden in Dakien, die Ostgothen in Pannonien, nicht aber die Slawen, welche vielmehr unter gepidischer Herrschaft in den neubesetzten Länderstrichen fort-

lebten. Immerhin scheint sich auch ihrer seit der Auflösung des Hunnenreichs eine heftige Bewegung bemächtigt zu haben. Allerdings lastet undurchdringliches Dunkel auf der slawischen Hauptnation und dem Mutterstamm der slawischen Völkerschaften in den hinterkarpathischen, Europäern unzugänglichen Ländern an Weichsel und Dnjepr. Erst durch Kaiser Konstantin Porphyrogeneta im zehnten Jahrhundert erfahren wir von den nordkarpathischen Ländern, für welche er die Namen Beloserbien und Belochorwatien oder Welochorwatien gebraucht. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß diese Gebiete nicht erst zur Zeit des erwähnten Kaisers, sondern schon weit früher so genannt wurden, und man darf als gesichert betrachten, daß unter Belochorwatien, d. h. Weiß- oder Großchorwatien das heutige Galizien, Kleinpolen, der nördliche Theil von Mähren und Böhmen, unter Beloserbien oder Weißserbien aber Großpolen, die Lausitz und das Serbenland in Deutschland gemeint seien. In diesem Raume, der zum großen Theile in das altslawische Mutterland fällt, erwuchs nun in aller Stille der erst später in die Geschichte tretende Stamm der Lechen, Ljächen oder Polen, und lag auch die Heimath mehrerer anderer Slawenstämme, welche sich nach dem Zerfalle der Hunnenherrschaft bemerklich machten. Da lag vor allem in der Nachbarschaft der Litauer und Letten die Heimath der Serben, deren südlichste Zweige von dort, den heutigen Gouvernements Grodno, Wilna, Minsk u. s. w. vielleicht schon im dritten oder vierten Jahrhundert aufbrachen und zunächst in Weißchorwatien rasteten, wo sie den geographischen Namen Chorwaten (Kroaten) annahmen. Im letzten Viertel des fünften Jahrhunderts, nach dem Falle der markomannischen und quadischen Herrschaft suchten andere Chorwatenstämme neue Wohnsitze in Mähren und Böhmen. Nach letzterem Lande wanderten die Dudlebier, Lutschaner,

Sedlitschaner, Pschowaner, Djetschaner, Lemusier u. a., welche später zu einer Einheit verschmolzen und sich nach ihrem Hauptstamme, den Tschechen, benannten. In ihnen will Schafarik die südlichsten Zweige der Ljächen erblicken. Zur Zeit der tschechischen Einwanderung nach Böhmen, zogen auch muthmaßlich die Mähren und Slowaken aus dem hinterkarpathischen Weißchorwatien, unbekannt aus welcher Gegend, tiefer nach Südwesten, ins Flußgebiet der March, Waag und Gran, sogar bis zur Donau hin und nahmen mit gewaffneter Hand die von den Rugiern, Herulern und Gepiden verlassenen Sitze ein.

Nach dem beklagenswerthen Untergange des Gepidenreiches und dem Abzuge der Langobarden nach Italien, in das germanische Völkergrab, begannen auch die südlichen Slawen sich ernstlich zu regen. Von den Gestaden des Pontus hatten diese über das alte Dakien, das heutige Siebenbürgen nebst der Moldau und Walachei sich verbreitet und von da den Weg nach den Ländern jenseits, d. h. südlich der Donau gefunden. Robert Rösler, ein scharfsinniger Forscher, durch den Tod viel zu früh der Wissenschaft entrissen, hat freilich den geschichtlichen Nachweis zu erbringen gesucht, daß die Slawen erst im siebenten Jahrhundert in die Gegenden Mösiens eingewandert sind, keinesfalls früher als unter Phokos oder Heraklios, am wahrscheinlichsten aber kurz vor 657, und die geschichtlichen Aufzeichnungen scheinen ihm recht zu geben, denn die von Dakien ausgehenden Raubzüge der Slawen wurden von den Romäern stets zurückgeschlagen. Seither hat jedoch der bulgarische Gelehrte Drinov diese Frage vom Grunde aus abermals durchgearbeitet und gezeigt, daß ganz unglaubliche Mengen kriegsgefangener Slawen schon frühzeitig auf der Balkanhalbinsel angesiedelt wurden. Kaiser Carus nahm nach einem glänzenden Siege an 200 000 solcher Barbaren gefangen und

verwendete sie zu Kolonisationszwecken. Den besiegten Karpen wurden Wohnsitze in Mösien, Thrakien und Pannonien angewiesen. Unter den Hunderttausenden kriegsgefangener transdanubischer und zu Kolonisten umgewandelter Grenznachbarn ward zweifellos auch eine nicht unbedeutende Anzahl Slawen angesiedelt, und dies war der Beginn der slawischen Kolonisation der Balkanländer. Sie stammt daher aus einer viel früheren Zeit, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die Slawen wurden zuerst an zweihundert Jahre lang als römische Kolonen, freilich nur zerstreut, in Mösien, Thrakien, Dardanien und Makedonien seßhaft gemacht, waren also im fünften Jahrhundert in den Provinzen der Halbinsel schon ein ziemlich zahlreiches Volk, obwohl ihre Ansiedelungen allem Anscheine nach immer noch spärlich genug waren. Schon vom Anfange des fünften Jahrhunderts trifft man unter den höchsten Würdenträgern des byzantinischen Reiches slawische Eigennamen, deren Träger keineswegs Einwanderer oder fremde Söldner, sondern schon auf römischem Boden geboren waren. Ja, die Kaiser Justin I. (518—527) und sein Neffe Justinian I. (527—565) waren selbst slawischer Abkunft. Erst ums Jahr 500 begannen von Dakien aus die selbständigen Züge der Slawen, um im Hämuslande mit bewaffneter Hand neue Wohnsitze zu erwerben. Von da an ließen sie von ihren Einfällen nicht ab, bis die ganze Halbinsel von Istrien und den Donaumündungen zu den Felshängen des Taygetos ihnen zur Beute fiel.

Die Geschichte dieser Kämpfe brauchen wir hier nicht weiter zu verfolgen, sondern bemerken bloß, daß die Slawisirung der Balkanländer ihren Fortgang nahm, auch als ein neues Volkselement, die tatarischen Awaren, auf dem Plane erschien. Kaiser Justinian hatte sie gegen Ende seiner Regierung herbeigerufen, um die Slawen nebst den in ihrem

Gefolge auftauchenden Bulgaren, ein uralaltaisches Nomadenvolk, zu bekriegen. Von allen asiatischen Eindringlingen waren die Awaren die schrecklichsten; sie unterwarfen sich einen Theil der südlichen Slawen und setzten sich dann 668 n. Chr. hauptsächlich in der Theiß- und Donauebene, im heutigen Ungarn fest, von wo aus sie ihre Zelte bis nach Norikum vorschoben. Indeß pflegten sie die Nachbarländer nur durch Raubfahrten heimzusuchen, ohne sich dort niederzulassen. In solcher Weise schwärmten sie gegen Ende des sechsten Jahrhunderts über Böhmen nach Franken; wahrscheinlich geriethen auch damals, zwischen 568—600, die Tschechen unter die Gewalt des Awaren-Großchans, dessen Joch sie mehrmals abzuschütteln versuchten, bis dies unter Anführung Samos endlich gelang. Samo, einigen zufolge ein Franke, der von 627 bis um 662 regierte, begründete einen Staat, welcher mit Böhmen als Mittelpunkt nach Norden hin die Havel erreichte, nach Westen Main und Rednitz berührte, im Süden und Osten aber an den steirischen Alpen und den Karpathen seine Grenze fand. Gleich den Tschechen waren auch die Slawen Pannoniens in die Unterthänigkeit der Awaren gefallen, nicht jedoch jene in Dakien; diese blieben ganz unabhängig. Die dakischen Slawen schieden sich im sechsten Jahrhundert in zwei Stämme, vom oberen Dnjestr getrennt: den kleineren östlichen der Anten und den größeren westlichen der Slowenen. Letztere waren es insbesondere, welche über die Balkanländer und die ungarischen Ebenen sich ergossen, und Siebenbürgen, die Walachei, dann südlich von der Donau Mösien, Thrakien, Makedonien und viele andere seither wieder griechisch oder albanesisch gewordene Gebiete bewohnten. Aus Siebenbürgen sind die nördlichen Slowenen gleichfalls verschwunden; sie sind in den aus der Halbinsel herbeiströmenden Thrakern, den jetzigen Rumänen, zum Theil in den Magyaren aufgegangen.

Der südliche Zweig der Slowenen lebt aber heute noch fort unter dem Namen der Bulgaren. Mitte des siebenten Jahrhunderts war die slawische Kolonisation der Balkanhalbinsel vollendet. Von da an hört man von keinen Einfällen der Slawen mehr, denn nahezu jeder Winkel der Halbinsel war von ihnen besetzt. Sie saßen in Thessalien, in Hellas, selbst im Peloponnes. Das alteinheimische romanische und thrako-illyrische Volk sah sich in die Berge gedrängt oder auf dem Flachlande botmäßig gemacht. Allmählich aber verschmolz es mit seinen slawischen Gebietern, ein Vorgang, von dem noch jetzt starke Spuren in der Sprache klares Zeugniß geben. Die Griechen zogen sich auf die Inseln und Küstenstriche zurück, die Städte des Binnenlandes verödeten größtentheils, ihre Bewohner suchten und fanden Unterkunft in den Seeplätzen. Zu einer Slawisirung des hellenischen Volkes, wie der Fragmentist mit viel Aufwand von Gelehrsamkeit behauptet hat, ist es jedoch niemals gekommen. Heute steht endgültig fest, daß Fallmerayer in diesem Punkte sehr beträchtlich über das Ziel hinausgeschossen hat. Dagegen wollten die slawischen Einwanderer sich bald mit dem Festlande nicht mehr begnügen. Seescheu hat man nicht ganz mit Unrecht im allgemeinen die Slawen genannt; hier jedoch zeigte es sich, daß sie sehr bald das Meer zu befahren erlernten, wie ja noch in der Gegenwart slawonische und dalmatische Slawen der österreichischen Marine die tüchtigsten Matrosen liefern. Bald unternahmen daher Slawen auch Raubfahrten weit von der heimathlichen Küste weg. Im Jahre 641 landeten Slawen, wahrscheinlich aus Epiros, an der italischen Küste bei Sipontum und plünderten Apulien. Zur Zeit des Kaisers Konstantin Pogonatos (668—685) befuhren slawische Piraten das Jonische und Aegäische Meer, Epiros, Achaja, Thessalien, ja selbst die Cykladen und Kleinasiens Gestade heimsuchend.

Ja in letzterem Lande wie in Syrien ließen sie sich in verschiedenen Gegenden um Apamea, in Obseciam, in Bythinien, an der Mündung des Halys, in der Nähe von Trapezunt ꝛc. dauernd nieder. Schon Al-Achtal, einer der ältesten arabischen Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, erwähnt der hellhaarigen Slawen als eines seinen Lesern wohlbekannten Volkes.

Die slowenischen Slawen, welche die Hämusländer einnahmen, bildeten kein einheitliches Volk, sondern waren in nicht wenige Stämme gespalten; einige derselben führen jetzt noch die alten Namen. Schon um die Mitte des sechsten Jahrhunderts lebten slowenische Slawen auch im pannonischen Sawelande unter dem Schirm der Gepiden und dehnten sich von der Donau alsbald auch über Oberösterreich, Kärnten und Krain aus, zumal nach Abzug der Langobarden. Ungewöhnlich rasch, 592—595, erfolgte ihre Ausbreitung im Oberdrauthale nach Tirol, besetzten sie wohl auch Friaul und Istrien. Wenigstens erfüllten nachweislich zwischen 568 und 592 die Slawen Pannonien in seinem ganzen Umfange zur Zeit der Römer, Norikum und alles Land von der Donau bis Istrien. Jedoch nicht mit der Gewalt siegreicher Waffen erstritten sie sich diese neuen Wohnsitze, sondern geräuschlos füllten sie erst das verödete Flachland mit vereinzelten Weilern und Dorfschaften, machten allmählich auch höher gelegene menschenleere Thäler sich zum Eigenthume und drangen endlich mit jugendlicher Rüstigkeit in die damals fast allen Anbaues entbehrenden Berge. Stets jedoch fanden sie, von der Ebene kommend, an Ebene und Hügelland mehr Gefallen als am Gebirge. So lange Auswahl möglich war, haben sie dieses immer bei Seite gelassen: Böhmens Gebirgsränder besetzten sie nicht, in Siebenbürgen, das sie nach dem Untergange der Gepiden hätten ausfüllen dürfen, nahmen sie nur

spärlich Platz. Nur wenn ein Thal so allmählich aufstieg, wie das Drauthal, sind sie bald tief in dasselbe hineingekommen. Fremde nannten diese slawischen Eindringlinge Winden, sie selbst sich aber Slowenen oder als Gebirgsbewohner Korutaner, wovon der Name Kärnten abzuleiten ist. Noch im elften Jahrhundert erstreckten sich die Slowenen gegen West und Nord unendlich weiter als in der Gegenwart, bis zum Inn und den Drauquellen; sie erfüllten das Pinzgau und saßen im Zill- und Wupperthale bis tief an die Saale hinab, verbreiteten sich von Pongau bis an den Obersee, erschienen an Steyer und Krems, an Loiben und Dietach, an Erlach und Traisen. Ober- und Niederösterreich waren südlich vom Donaulaufe von Slawen bewohnt. Slawische Merkmale erkennt man auch heute noch im Volkstypus um Lienz, im Kalserthale, in Teffereggen und im Hochpusterthale; desgleichen im salzburgischen Lungau, wo Ortsnamen slawischen Ursprungs vorkommen. Auch sonst im Alpengebiete erinnern mancherlei Ortsnamen mit der Beifügung des Wortes Windisch an ihre frühere Anwesenheit in Gegenden, wo nunmehr niemand Slawenreste mehr sieht. Ihr Bestehen ist auch in Wälschtirol und Friaul außer Frage gestellt.

In der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, zwischen 634 und 638, brachen endlich zahlreiche Haufen Serben und Chorwaten aus den hinterkarpathischen Ländern Weißserbien und Weißchorwatien hervor, setzten über die Donau und drangen in das Sawegebiet und den Westen der Balkanhalbinsel ein, welchen sie den Awaren in mehrjährigem, hartem Kampfe abrangen. Die Chorwaten oder Kroaten besetzten Dalmatien, die Serben aber verbreiteten sich, östlich von den Kroaten, von der Sawe über das Flußgebiet der Drina, Bosna und des Wrbas bis zum Adriatischen Meere. Ueber die Verschmelzung dieser letzten Ankömmlinge mit der einge-

bornen thrako-illyrischen Bevölkerung schweigt die Geschichte; doch muß sie rasch und sehr vollständig vor sich gegangen sein, denn es lassen sich im heutigen Südslawen fast keine Spuren eines fremden Einflusses auffinden.

Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts war die Ausbreitung der Slawen über Ost- und Südosteuropa vollendet, doch sollte sie in letzterem Gebiete noch ein Nachspiel haben, das für einen Theil der Balkanslawen nicht ohne wichtige Folgen blieb. Im Jahre 482 hatte der byzantinische Kaiser Zeno die Bulgaren gegen die Gothen herbeigerufen. Die Völkerstellung dieser Bulgaren ist nicht sicher. Nach einigen wären sie ein Zweig der Hunnen, nach Robert Rösler aber Samojeden oder diesen doch nahe verwandt gewesen. Die Frage ist nicht ausgetragen. Uralaltaier waren sie aber jedenfalls. Von ihren Wohnsitzen an der nordwestlichen Küste des Schwarzen Meeres unternahmen die Bulgaren seither wiederholte Raubzüge in das Donaugebiet und die Balkanhalbinsel, mußten sich aber später der Oberherrschaft der Awaren fügen. Im Jahre 679 brach eine Schaar dieser Bulgaren neuerdings über die Donau, ließ sich in den mösischen Gefilden nieder und unterwarf sich die dortigen Slawengaue, welche sich niemals zu einem Staate zu vereinigen vermocht hatten. Ein im slawischen Charakter liegender Mangel an Initiative und das damit zusammenhängende Fehlen einer kriegerischen Organisation und ständischen Gliederung erklären diese Thatsache. Dazu gesellt sich die Bodenbeschaffenheit der illyrischen Halbinsel, welche im Verhältniß zur Gesammtmasse des Landes nur wenig ausgedehnte Becken besitzt. Was nun den Slawen selbst nicht gelungen, das bewirkten die Bulgaren: durch Vereinigung der mösischen Stämme zu einem Staate brachten sie unter die zersplitterten Slawengaue ein Element, das ihnen bisher gefehlt hatte — die Einigkeit. Sie schufen ein mächtiges Reich,

welches, wiewohl nicht ohne Unterbrechung, über sieben Jahrhunderte in die Schicksale der Halbinsel bedeutend eingriff. Bei der Unterjochung scheinen die Fremdlinge einen großen Theil der slawischen Ackerbauer in theilweise Leibeigenschaft gebracht zu haben, — wenigstens ist die persönliche Hörigkeit bei den heutigen Bulgaren älter als bei den übrigen Slawen, — aber das regierende Volk, stark zwar durch seine Tapferkeit, schwach jedoch an Zahl, entsagte bald dem Nomadenleben und ging, seßhaft geworden, unter den slawischen Unterthanen vollkommen auf. Zur Verschmelzung des herrschenden mit dem beherrschten Volke genügte ein Zeitraum von nur etwa 250 Jahren. Noch zur Zeit des Boris, des Bulgarenfürsten, der in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts das von den Slawenaposteln Cyrill und Methud gepredigte Christenthum annahm, ließ sich das herrschende uralaltaische Bulgarenvolk von den unterworfenen Slawen unterscheiden. Aber schon waren slawische Kirchenbücher, war slawische Liturgie im Lande heimisch und begann die junge slowenische Litteratur zu vielversprechender Blüthe sich zu entfalten. Schon im zehnten Jahrhundert büßten die Bulgaren ihr uralaltaisches Idiom ein und das Slawische ward allgemeine Sprache. Und dem nunmehrigen Mischvolke haben die Slawen, nicht die Bulgaren ihr Gepräge aufgedrückt, deren Blut, das vorzugsweise in den Adern der Adelsgeschlechter floß, sich derart verflüchtigte, daß nur noch geringe Spuren davon sich nachweisen lassen. Auch auf Sitten und Charakter der Slawen hat das bulgarische Element von allem Anfange an fast keinen sichtlichen Einfluß geübt. Kurz, nur *ein* Jahrhundert nach Boris gab es nicht mehr *zwei* verschieden sprechende Stämme: Bulgaren *und* Slawen oder Slowenen, sondern bloß *ein* Volk mit slawischer Sitte und Sprache. Diese slowenischen Slawen haben aber den Namen ihrer einstigen Bezwinger, der Bulgaren, ange-

nommen, zu welchen die heutigen Bulgaren also in keinerlei Verwandtschaftsverhältniß stehen.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die Ausbreitung der Slawen, wie sie in etwa vierhundertjähriger Wanderung sich vollzog, so läßt sich im allgemeinen deren friedlicher Charakter nicht verkennen; nur auf der Balkanhalbinsel erblicken wir die Slawen als dreiste, gefährliche Räuber, als Verheerung bringende Eindringlinge. Sonst verlief von den drei großen Völkerwanderungen, der germanischen, slawischen und türkisch-ugrischen, welche unseren Erdtheil durch ein Jahrtausend in Anstoß versetzten, die slawische zweifelsohne am raschesten und ruhigsten. Niemand hat dieselbe wohl richtiger und schärfer geschildert als Robert Rösler, der mehrfach erwähnte Wiener Gelehrte. „Während“ — so sagt er — „ein Zug der Energie und des Heldenthums die germanische Wanderung auszeichnet, eine fanatische Wildheit, ein bewußter Gegensatz gegen alle seßhafte Kultur die ugrische und türkische Bewegung charakterisirt, so treffen wir nichts von alledem bei den Slawen. Sie wollen nicht die Krieger sein, welche mit tapferem Arm die Kultur des mit Scheu betrachteten Weltreichs vertheidigen, sie wollen auch nicht, wie Türken und Ungarn, so weit ihr flüchtiges Roß sie trägt, alles was Menschen geschaffen, austilgen, und verstehen es nicht mit der Geißel über Völker zu herrschen, die sie mit dem krummen Säbel und mit den Pfeilen sich unterwarfen. Ihre Wanderung ist ein Hinausströmen überreichen Menschensegens in leer gewordene Räume, ohne Aufregung, ohne Heldenthum, ohne Schwung thatenkühner Kraft. Der Germane lebt sich in die staatlichen Ordnungen ein, welche er auf den eroberten Kulturräumen vorfindet, der Türke schafft aus dem Nichts, das seine Zerstörung hervorruft, eine neue kräftige Ordnung, der Slawe bewahrt auf der **Tabula rasa,** die er fast aller Orten schon trifft, die alten

aus der Heimath gebrachten Zustände weiter. Die Wanderung kittet seine Schaaren nicht fester zusammen, sie schafft keine Heerkönige, keine Schwertreiche. Daher giebt es auch eine hunnische, eine osmanische Eroberungssage, ein germanisches Epos aus der Völkerwanderungszeit, aber keine slawische Völkerwanderungssage; erst die späteren Tage ernsten Kampfes um Boden und Freiheit haben bei Russen und Serben das Heldenlied gezeitigt."



V.

Anthropologie der Slawenvölker.





Die ausgewanderten Zweige der Slawen haben keine Erinnerung an das Mutterland am Dnjepr bewahrt, und im Mütterlande ist ebensowenig ein Andenken zurückgeblieben an die Aussendung so vieler Söhne nach Süd und West. Undurchdringliches Dunkel verhüllt, wie schon bemerkt, die Geschicke der slawischen Hauptbevölkerung, der in Rußland Zurückgebliebenen, welche, ohne irgendwo das Meer unmittelbar zu berühren, den westlichen Theil des großen Flachlandes einnahmen und in verschiedene Stämme sich gliederten. Unter ihnen seien als die wichtigsten genannt: die Slowenen am Wolchow und um den Ilmensee, die Kriwitschen im Quellgebiet von Dnjepr, Düna und Wolga, die Polotschanen am rechten Ufer der Düna, zwischen dieser, Dnjepr und Przypiec die Drjägowitschen, zu beiden Seiten des Sosch die Radimitschen, ferner am Dnjepr die Sjewerjanen und die Poljänen mit ihrer Hauptstadt Kijew. Die Drewljänen wohnten im Gebiete des Przypiec, westlich von ihnen am Bug die Buschanen, zwischen Bug und Styr die Duljeben, am Fuß der Karpathen endlich die Chorwaten und bereits im Steppengebiete am Dnjestr und Pruth die Ulitschen und Tiwerzen, während als äußerste Vor-

posten an der Oká schließlich die Wjätitschen erscheinen. Auf diese mannigfachen Stämme fällt zuerst das Licht der Geschichte, welches wesentliche Gesittungsunterschiede zwischen ihnen aufdeckt. Doch sind wir in keiner Weise berechtigt, diese Unterschiede der russischen Slawen in Sprache und Sitte für erheblicher als jene zu halten, welche auch zwischen den Stämmen der Germanen obwalteten, ohne doch die Einheit des Volkes in Frage zu stellen. So wie diese entbehrten auch sie noch des Gesammtnamens.

Aus diesen halt- und zusammenhangslosen Slawengauen erwuchs nun in aller Stille das russische Volk, jetzt das größte der Slawenvölker, wie es einst, vor den Tagen des Auszugs, das einzige Slawenvolk gewesen ist. Die Entstehung seines dermaligen Namens ist zweifelhaft. Während einige ihn von den alten Rhoxolanen herleiten und diese für identisch mit den Ros der Byzantiner halten, nimmt die Mehrzahl an, daß er von den skandinavischen, d. h. normännischen oder schwedischen Warägern oder Warangern herrühre, die nach Nestors Chronik unter Rjúrik in das Slawenland gekommen sein und daselbst die Herrschaft übernommen haben sollen. Schon im Jahre 859 n. Chr., also zur Zeit, als für Osteuropa die Geschichte beginnt, sieht man die Slawen am Ilmen, die Kriwitschen sowie die finnischen Tschuden, Wessen und Merier Warägern zinspflichtig, die am Finnischen Meerbusen und Ladogasee sich niedergelassen hatten und von den Finnen Rus benannt wurden. Von dort führte schon vor dem neunten Jahrhundert ein schwunghafter Handel über den Ilmensee zur Düna und dann den Dnjepr hinab durch das alte Slawenland über das Schwarze Meer nach Griechenland; auf dieser Straße gelangten die Normannen in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts nach Byzanz. Diese Waräger nun sollen ihre Herrschaft über die Slawen

zunächst in Nowgorod, und bald darauf, tiefer im Süden, zu Kijew, im Lande der Poljänen aufgerichtet haben. Jedenfalls erhielt sich ihr Volksthum inmitten der sie umgebenden Slawenfluth nicht lange, und im elften Jahrhundert wären die numerisch schwachen Fremdlinge schon völlig slawisirt gewesen. Dies die gewöhnlichste Annahme. In neuerer Zeit wird indeß, ebenfalls auf alte Quellen gestützt, darauf hingewiesen, daß ein Volk unter dem Namen Russ in den noch jetzt von Russen besetzten Landstrichen schon bestanden habe, ehe der Skandinave Rjúrik mit seinen Mannen ins Land gekommen sei. Den Ursprung dieses Namens findet man am natürlichsten und ungezwungensten in der Silbe Rus oder Ross, welche in vielen geographischen Namen slawischer Lande wiederkehrt, von Rügen angefangen bis herunter an den Dnjepr, nach Weißrußland. Haben doch die Preussen ihren Namen in gleicher Weise von dem auf litauisch Roß genannten Njemen erhalten, wonach sie als Po-Russi, die am Ruß Wohnenden, bezeichnet wurden. Sei dem jedoch wie immer, das über der Entstehung des Wortes Russen, Rußland schwebende Dunkel wird wohl kaum je gänzlich aufgeklärt werden.

Frühzeitig beginnt die Ausbreitung dieser russischen Slawen über die dünn bevölkerten Lande der Finnen; mit Beil, Sense und Pflug schaffen sie den neuen Boden sich an. Schon Rjúrik dehnt seine Herrschaft über Rostow im Gebiete der Finnen aus, und auch Susdal, spätestens um das Ende des neunten Jahrhunderts entstanden, liegt auf altem Finnenboden. Auf solchem gründete auch Wladimir Monomach an der Kljasma eine Stadt, der er seinen Namen beilegte. Vom oberen Wolgabecken dehnt die russische Besiedlung sich nach Nordwesten aus, und die Nówgoroder Slawen schieben sich an der Dwina hinab bis zum Weißen Meere vor. Die slawischen Einwanderer kamen theils in großen Schaaren,

theils nahm ihr Erscheinen den Charakter einer ununterbrochenen Einsickerung an. Die finnischen Eingebornen mußten zurückweichen und den Boden oft dem fast reinen Slawenthume überlassen, welches sich dort immer mehr verdichtete. So wurde mit der Kraft starker politischer Organisation, welche es vielleicht durch den von den Normannen ausgegangenen germanischen Anstoß erworben, mit der Zuversicht eines aus den Siegen gegen das Ausland erwachten Nationalgefühls und mit dem Drange eines ausbreitungslustigen Glaubens das einheitliche russische Volksthum bald kräftig genug, das zersplitterte, schlaffe Element der finnischen Stämme in sich aufzunehmen, sich völlig zu assimiliren. Unterwerfung, Bekehrung, Slawisirung folgten sich rasch auf einander. Das Russenthum slawisirte nach und nach den größten Theil der Völker von den Wolga- und Donquellen bis zum Eismeere, und gestaltete aus ihnen eine gleichförmige Masse. Was in Rußland am meisten überrascht, sagt Anatole Leroy-Beaulieu, dem wir eins der trefflichsten Bücher verdanken, ist die ungeheure Gleichförmigkeit der Bevölkerung, welche in Rußland mehr denn sonst in irgend einem europäischen Lande herrscht. Nirgends sehen die Menschen sich ähnlicher, und die Sprache weist von einem Ende des Reiches zum andern weniger Dialekte und Mundarten, weniger Schattirungen auf, als auf viel geringerem Raum die Mehrzahl der westeuropäischen Sprachen. Diese Einheit der Sprache über das ganze Land ist bemerkenswerth und findet in Europa nirgends ihresgleichen. Augenscheinlich hat die Beschaffenheit des weiten Flachlandes, das keine die Menschen trennenden Gebirgszüge kennt, diese Gleichförmigkeit begünstigt; das Volk hat sich nach dem Vorbilde seines Lebensraumes gemodelt und zeigt fast die nämliche Einförmigkeit, wie die Ebenen, die ihm als Wohnsitz dienen.

Und doch, wie der russische Boden besitzt auch das russische Volksthum zwei Haupttypen, sprachlich und eben durch ihre Aehnlichkeit deutlich unterschieden. Es sind dies die Groß- und Kleinrussen, Bezeichnungen, die übrigens erst kurz nach Eroberung der Ukraine im Jahre 1654 aufkamen. In ihren Eigenschaften wie in ihren Lastern stellen sie in Rußland den ewigen Gegensatz zwischen Norden und Süden dar. Die Mitte zwischen beiden halten die Weißrussen, die Nachkommen der alten Kriwitschen, welche das slawische Blut vielleicht am ungemischtesten bewahren, da sie gleich den Polen ihren heimathlichen Boden nicht verlassen haben. Das großrussische Volk, welches an sich mehr denn die Hälfte der Gesammtbevölkerung im europäischen Rußland ausmacht, ist aber nicht bloß der Kopfzahl nach, sondern auch an Territorialbesitz den russischen Bruderstämmen weit überlegen. Auf den sechzehn Gouvernements Großrußlands sitzen fast ausschließlich Großrussen; außerdem aber sind sie fast die alleinigen Herren in den Gouvernements Pensa, Simbirsk und Saràtow, längs der Wolga hinunter bis Astrachan, bilden den überwiegenden Prozentsatz der Bevölkerung der Gouvernements Wjätka, Perm, Kasán, Samàra, Orenburg und haben über die Hälfte der Provinz der donischen Kosaken und nicht ganz die Hälfte der drei nördlichen Gouvernements inne. Diese Großrussen sind nun in der geschilderten Weise durch Kolonisation, Verpflanzung und allmähliche Slawisirung stammfremder Elemente entstanden. Sie sind von allen russischen Slawenvölkern das gemischteste, und wahrscheinlich bildet darin das finnische Blut einen beträchtlichen Prozentantheil. Die plastischen Merkmale des Finnenthums, dessen verbreitetste Erbstücke wohl die Abplattung des Gesichts und das Vorspringen der Backenknochen sind, trifft man nämlich häufig bei den Russen aller Stände, besonders bei den Bauern, dann

im weiblichen Geschlechte, welches ja überall die ethnischen Züge getreuer behält. Die Physiognomie der Großrussen ist etwas grob geschnitzt, aber offen, die Nase dick, oft stumpf, der Bart lang und gelockt, das braune oder helle Auge heiter. Unter den Bauern findet man übrigens wahrhaft edel geformte Köpfe sowie junge Mädchen und Frauen von entzückender Schönheit. Prinzessin Therese von Bayern, deren „Reiseeindrücke aus Rußland" zu dem Besten gehören, was in neuerer Zeit über dieses Land geschrieben ward, bezeugt desgleichen, daß man bisweilen unter den Russen schöne Leute sehe; „namentlich die seelenvollen hellblauen russischen Augen mit ihrem edlen Ausdrucke werden sich dem beobachtenden Fremden unverwischbar einprägen". Die Gesichtsfarbe ist in der Regel ein über das ganze Antlitz verbreitetes kräftiges, nicht bloß auf den Wangen blühendes Roth. Die gelockten Haare sind meist hell gefärbt: lichtbraun, goldig roth, blond, — dunkelhaarige Großrussen sind selten. Ihr Körperbau, im allgemeinen kräftig und wohlgestaltet, ist meist etwas gedrungen, der Hals nicht lang, der Nacken stark, die Schultern breit, die Beine verhältnißmäßig kurz, doch finden sich auch recht schlanke Individuen. Bei gutem Leben erlangen sie und insbesondere die Frauen allerdings häufig eine bedeutende Körperfülle.

Nach den vorhandenen Schilderungen scheinen die alten Slawen groß und kräftig gewesen zu sein und graue oder blaue Augen, kastanienbraune, röthliche oder blonde Haare besessen zu haben, alles Züge, die heute noch von einem Ende Rußlands zum anderen wiederkehren. Doch wird andererseits behauptet, der Großrusse habe das helle Haupt- und Barthaar, wie auch die häufig vorkommenden blauen Augen der Vermischung mit den Finnen und Normannen zu danken. Was den Schädel anbelangt, so haben Dr. W. Emmes jüngste

Vergleichungen die Unhaltbarkeit der alten Meinung vom ursprünglichen Bestehen eines einzigen und zwar brachykephalen Schädeltypus bei allen Slawen aufgezeigt. Es hat deren von jeher zwei hauptsächlichste gegeben, wovon der eine kurzköpfig mit breitem Gesicht jenem der Großrussen am nächsten kommt, deren Schädel nach Tarenetzky brachykephal, hoch mit breitem oder mittelhoch mit schmalerem Gesichte sind. Langschädel kommen in den mittleren Gouvernements gar nicht vor oder sind selten, sie mehren sich, je weiter man sich vom Mittelpunkte des Reiches entfernt und die Mischung mit finnischen und ugrischen Elementen stärker zur Geltung gelangt.

Ueber dieses Finnenthum der Russen sind unter dem Einflusse politischen Nationalhasses polnischer Schriftsteller Uebertreibungen in Umlauf gesetzt worden, welche auch in deutschen wissenschaftlichen Werken Widerhall gefunden haben. Nach ihnen wären die wenigsten Großrussen echte Slawen, in den meisten fließe finnisches oder tatarisches Blut. Die „echten Slawen" will diese ganze Schule dagegen in den Kleinrussen erkennen. Die Sache verdient nähere Prüfung. Da ergiebt sich sehr bald, daß eine Verschiebung der Begriffe unterläuft. Richtig und auch allseitig anerkannt ist, daß der Aufbau des russischen Staates sich in den östlichen Gebieten vollzogen hat, welche die Russen dem Finnenthume abgerungen haben. Richtig, daß in den Gegenden, wo Susdal, Wladimir, Twer, Rjäsan, Moskau erblühten, fremdes, nicht slawisches Volksthum in Sprache, Glauben und Sitte sich lange neben dem eingedrungenen russischen Elemente erhielt, welches die Herrschaft behauptete. Die Slawisirung war noch lange nicht vollendet, als schon der russische Staat zu großer Machtfülle emporwuchs, ja sie ist es in den östlichen Landestheilen auch jetzt noch nicht. Der Engländer Dr. Mackenzie Wallace hat Dorfschaften auf allen erdenklichen Stufen der Russi-

fizirung angetroffen. Wahr ist endlich auch, daß dieser nämliche russische Staat seinen Schwerpunkt zuvörderst aber in diesen finnisch-ugrischen Landestheilen, also außerhalb des alten Slawenbodens fand, während die Slawen des Stammlandes jahrhundertelang unter litauischer und polnischer Herrschaft standen und erst nach und nach dem russischen Reiche wieder zurück erworben werden mußten. Die Kolonie eroberte sich das Mutterland zurück. Allein das in den neuen Landen über Finnen und Ugren gebietende Volk, die Träger der Staatsgewalt im Moskowiterreiche, wie man dasselbe im Abendlande nach seiner Hauptstadt bezeichnete, waren Russen, Russen aus dem altslawischen Stammlande, welche die Kolonisation hierhergebracht hatte. Die Fürsten von Susdal riefen die Anwohner des Dnjepr herbei. Indem man sie von den Slawen trennen will, unterschiebt man dem ethnologischen einen politischen Begriff. Es geht nicht an einen Gegensatz zwischen Finno-Russen und Slawo-Russen aufzustellen, und ebenso unpassend ist die Benennung Moskowiter; denn der Großrusse, das Produkt der Kolonisation Mittelrußlands durch die westlichen Slawen, ist weit älter als der moskowitische Staat und selbst als die Stadt Moskau, deren Namen in den Chroniken zum Jahre 1147 erstmals erwähnt wird. Ein Mischling ist der Großrusse jedenfalls, aber ein reiner Finne oder Tatare ist er nie gewesen; ihn für einen slawisirten Finnen oder Tataren auszugeben, hat ebensoviel Sinn, wie Alfred Rambaud treffend bemerkt, als wenn man die Nordamerikaner für Rothhäute erklären wollte, welche das Englische erlernt und den Protestantismus angenommen haben. Die Wahrheit ist, daß fast alle europäischen Völker ein buntes Gemenge fremder Elemente einschließen, deren einstige oder noch gegenwärtig vorhandene Verschiedenartigkeit sich unter einer zufällig einheitlichen Sprache verbirgt. Wenn man da-

her — es ist dies wiederum eine sehr verständige Bemerkung Röslers — „alle störende Politik und die Leidenschaften derer, welchen ein Finne oder Tatare und Mongole ein verabscheuungswürdiges Wesen ist, so daß die Vermischung eines Slawen mit demselben die traurigsten Folgen nach sich ziehen muß, aus den Augen setzt, so läßt sich doch nur sagen, daß der Slawismus des russischen Volkes von Norden nach Süden zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen, sowie in der nach Osten abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden, meist turanischen Bestandtheilen intensiver wird. Trotz mancher angestrengter Versuche derer, welche in die Völkerkunde ihren Haß einfließen lassen, die Unterschiede zwischen den Kleinrussen, den echten Slawen und den Großrussen, den Turaniern und Asiaten, recht grell zu zeichnen, ist der Unterschied zwischen den beiden Stämmen heute nicht größer als etwa der zwischen Schwaben und Preußen. Im Volke von Ostdeutschland rollt manches Tröpfchen Slawenblut, doch hat das germanische Wesen obgesiegt; ebenso hat in Rußland das Slawische alles Fremde des Finnenthums völlig überwunden.“ Und der scharf beobachtende Leroy-Beaulieu sagt desgleichen, daß die Rassen-, Dialekt- und Charakterunterschiede der beiden russischen Haupttypen nicht größer sind, als jene, welchen man zwischen dem Norden und Süden allerwärts, auch in den Staaten Westeuropas begegnet. Die Vermischung mit den Finnen hat die Großrussen bei weitem nicht so sehr von den übrigen Slawen entfernt, als man denkt, und tatarisches Blut rollt in ihren Adern weniger als semitisches in jenen der Spanier. Denn obgleich die Tatarenherrschaft zwei volle Jahrhunderte auf Rußland lastete, hat eine Mischung von Großrussen und Tataren niemals stattgefunden und findet noch heute nicht statt. Auf den ersten Blick

unterscheidet man übrigens den Großrussen nicht bloß vom Tataren, sondern auch vom Finnen.

Nach den Großrussen der zahlreichste Volksstamm in Rußland sind die besprochenen Kleinrussen, welche so ziemlich den ganzen Süden des Reiches innehaben, im Osten bis zum 52° n. Br., im Westen in dichteren Massen um einen Grad weiter nördlich reichend. Sie sitzen aber nicht in so dichten Reihen wie die Großrussen, sondern sind fast überall von letzteren durchsetzt. Der Kleinrusse ist entschieden von reinerer Rasse als der Großrusse und nach Dr. Emmes Untersuchungen ursprünglich aus einem ganz verschiedenen anthropologischen Typus hervorgegangen. Ein Kurzkopf ist er aber wie dieser. Sein Breitenindex beträgt 79, jener der Großrussen 80. Dagegen ist der Rauminhalt des kleinrussischen Schädels größer: 1515,42 cbcm nach Weißbach gegen 1431—1471. Auch kommen unter den Kleinrussen mehr Langschädel vor. Die Kleinrussen sind also ebensowenig einheitlich als die Großrussen, ja sowohl Dr. Emme als Tschubinsky, welch letzterer ihre Körperlichkeit sorgfältig studirt hat, unterscheiden deutlich drei verschiedene Typen unter ihnen. Es giebt Langköpfe mit braunem Haar und dunklen Augen, Kurzköpfe mit braunem Haar und dunklen Augen, endlich Kurzköpfe oder Subbrachykephalen mit blondem Haar und lichten Augen. Tschubinsky wie auch Wladimir Diebold unterscheiden den ukrainischen Typus mit großem Wuchs und brünettem Haar, im Gouvernement Kijew, einem Theile Wolhyniens, und im südöstlichen Podolien; den polessischen Typus der Poleschtschuken, d. h. der Bewohner der waldigen und sumpfigen Gegenden des Kijewschen und Wolhynischen Gouvernements sowie von Theilen der Gouvernements Sedlez und Grodno; er ist von verhältnißmäßig kleinem Wuchs und häufig blond; endlich den podolisch-galizischen Typus mit mittlerem Wuchs, wozu die Einwohner des südwestlichen Wol-

hynien und auch Galiziens gehören. Alle drei Typen unterscheiden sich nicht bloß körperlich, sondern auch durch Mundart, Kleidung und Lebensweise. Ersichtlich ist, daß im allgemeinen die Kleinrussen vorwiegend bräunliche Gesichtsfarbe, dunkle Haare und braune oder graue Augen haben; blaue kommen nur in geringer Anzahl vor. Sie sind hübsche Leute, die Männer erscheinen aber ihrem Aussehen nach älter, als sie in Wirklichkeit sind. Der Körperbau ist von mittlerer Entwickelung, nicht so kräftig als jener der Großrussen; die Männer sind eher hager als voll. Die Weiber, in der Regel bedeutend kleiner als die Männer, haben eine hübsche Fülle, sind gut gebaut und anmuthig in ihren Bewegungen. Der Ausdruck ihres Gesichtes, dem braune Augen und schwarze Augenbrauen nicht fehlen dürfen, ist meist weich und freundlich mit melancholischem Anfluge. Häufig begegnet man aber auch unter den Kleinrussen, deren ernste Züge, der Offenheit entbehrend, etwas Gekniffenes haben, dem tatarischen Gesichtstypus, und dies ist leicht erklärlich, denn wie der Großrusse mit den Finnen, so hat der Kleinrusse mit den Tataren sich vermengt. Gegen Ende des elften Jahrhunderts begannen nämlich die westlichen Steppenvölker, die Torken, Berendeer und Petschenegen, welche schon länger in Beziehung zu Rußland standen, in das slawische Volksthum des Südens überzugehen, welches dadurch eine höchst eigenthümliche Beimischung erhielt. Auf reines Slawenthum haben demnach die Kleinrussen keinen Anspruch; auch in ihren Adern rollt fremdes Blut, obschon nicht in gleichem Maße wie bei den Großrussen.

Am reinsten haben ihr Slawenthum wohl die Weißrussen bewahrt, die in ihrem uralt slawischen Lande bloß Verbindungen mit den benachbarten Litauern eingegangen sind. Die Beschreibungen dieses Stammes fließen spärlich. Der Sprache nach steht er den Großrussen näher als den

Kleinrussen; in körperlicher Hinsicht wird er durch mittelgroßen Wuchs, hagere Gestalt sowie in der Regel durch hellblondes, gelbliches Haar gekennzeichnet. Die Weißrussen sind im ganzen ein schöner, ausdauernder Menschenschlag, und namentlich die Weiber können sich getrost mit den kleinrussischen Frauen und Mädchen vergleichen. Leider ist hier der Weichselzopf (Koltún) eine weit verbreitete Volkskrankheit. Das Haar schwitzt eine klebrige Flüssigkeit aus und verfilzt sich zu undurchdringlichen, kompakten Massen, welche in dicken Strängen vom Haupte herabhängen.

Auf dem Boden des weiten russischen Reiches walten demnach, wie man sieht, unter den slawischen Völkerschaften nicht unwesentliche körperliche Unterschiede. Das gleiche Schauspiel kehrt wieder bei den nichtrussischen Slawen. So sind die Tschechen z. B. in hohem Grade kurzköpfig; aus einer Anzahl Prager Schädel berechnete Virchow für sie einen Breitenindex von 85,4. Dr. Weisbach, welcher wohl die umfassendsten Schädelmessungen an österreichischen Slawen vorgenommen hat, fand die Schädel der Nordslawen im allgemeinen schmäler und zugleich niedriger als jene der Südslawen. Und unter den Nordslawen besitzen wiederum die westlichen Zweige, die Tschechen und Slowaken, breitere und niedrigere Schädel als die östlicheren Polen und Ruthenen. Unter den Südslawen nimmt umgekehrt wie bei jenen des Nordens, die Brachykephalie von Westen nach Osten ab; die Kroaten sind die stärksten Brachykephalen. Der Bulgarenschädel endlich ist nach Kopernickis Messungen von allen übrigen Slawenschädeln grundverschieden und durch einen Prognathismus gekennzeichnet, wie er sonst unter Weißen fast ohne Gleichen ist.

Aehnliche Verschiedenheiten wie der Schädelbau weisen Statur und Körpergestalt der Slawenstämme auf. Allerdings fällt diese nicht immer mit der Nationalität zusammen, im

allgemeinen indeß lassen sich doch, wenigstens innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie, die verschiedenen Völker nach Dr. Göhlert in folgender Weise eintheilen: zu oberst, alle anderen Slawen an Größe überragend, stehen die Dalmatiner, besonders unterhalb Spalato. Die Bewohner der Bocche di Cattaro, namentlich die Kriwoschianer aus Risano, gehören zu den schönsten, die man sehen kann: hochgewachsene kräftige Männergestalten; die Frauen sind minder schön, das ewig Weibliche ruht dort auf zu massiven Füßen. Im allgemeinen nimmt in Dalmatien, auf dem Festlande wie auf den Inseln, die Statur von Norden nach Süden zu. Die meisten sehr großen Männer (über 1800 mm) finden sich in Pastrowitsch, auf dem dalmatischen Festlande, und namentlich auf der Insel Brazza. An diese Süddalmatiner reihen sich die Serben (Serbokroaten) in der ehemaligen Militärgrenze mit durchschnittlich 1690, die Bulgaren mit 1680 und die Slowenen in Untersteiermark, Krain und Küstenland mit 1668 mm Körperhöhe. In Istrien hingegen und im kroatischen Küstengebiete, sowie auf den nördlichen Inseln Dalmatiens herrschen die kleinen und mittelgroßen Leute vor. Kleiner sind auch die übrigen Kroaten und die magyarisirten Serben in Ungarn. Die mittlere Größe der Slawen Ungarns beträgt 1646 mm. Bei Serben und Slowenen entspricht der Brustumfang nicht immer der Körpergröße. Unter den Nordslawen erscheinen die Tschechen in Böhmen mit 1670 mm Höhe und die Hannaken in Mähren als die größten, jedoch immerhin kleiner als die Südslawen. Die Lausitzer Wenden nennt Richard Andree tüchtige stramme Leute, welche gern zu den sächsischen Reiterregimentern genommen werden; auch giebt es unter ihnen, wiewohl sehr vereinzelt, imponirende Erscheinungen, besonders im Spreewalde, Männer von nahezu 1880 mm hohem, schlankem und breitschulterigem Wuchse. Den Tschechen und Hannaken

zunächst stehen die Ruthenen an der ungarisch-galizischen Grenze und in der Bukowina mit 1640 mm Höhe, sowie die Slowaken, ausgenommen jene des Trencsiner (spr. Trentschiner) Komitats. Am kleinsten endlich sind die Polen, besonders in den Bezirken Rzeszów (spr. Rschäschuw), Sandec (spr. Sandez) und Przemysl (spr. Prschämischl). Nach Majer und Kopernicki ist ihre Statur 1622 mm. Aus verschiedenen, nahe verwandten Volksstämmen (Krakowjaken, Masuren ꝛc.) bestehend, sind die Polen ein schöner, schlanker Menschenschlag von rein slawischem Typus. Uebrigens liegen auch die Verhältnisse nicht so ganz einfach. Man unterscheidet deutlich zwei Rassen, von welchen die „ritterliche“ oder herrschende körperlich ausnehmend schön ist. Der Adelige zeigt einen unverkennbar anderen körperlichen Typus als der Bauer. Ersterer vereint in seinem Körperbau Kraft und Gelenkigkeit, der Polinnen Schönheit ist weltberühmt. Des Edelmannes Haare sind rabenschwarz, unter einer hochgewölbten Stirn ziehen dichte buschige Augenbrauen hin; die dunkelbraunen, feurigen kleinen Augen liegen tief in ihren Höhlen, die Nase ist gebogen, hervorgedrängt, die Lippen sind aufgerollt und tief geschlitzt, das Kinn ist breit gezogen, das Haupt meist gänzlich geschoren, bis auf den klassischen Schnurrbart, der Hals kurz, die Schultern sind breit und kräftig, die ganze Gestalt erscheint mehr gedrungen als gereckt. Der polnische Bauer dagegen erreicht zwar auch keine besondere Höhe, ist aber schwerfällig, ausgestattet mit starkem Knochenbau, hochgewölbtem Brustkorb und vorwiegend blonder Komplexion. Er steht dem Adeligen trotz der einheitlichen Sprache als der Vertreter einer verschiedenen Nationalität gegenüber; der Ursprung des ersteren weist nach dem Süden. Offenbar hat hier die Ueberschüttung eines nordslawischen Stammes von einem südslawischen stattgefunden, welch letzterer der Sieger war und blieb. Neben diesen beiden Haupttypen

zeigen dann die Bewohner von Gebirg und Ebene Unterschiede, die nicht allein auf physische, sondern auf ethnische Ursachen zurückgeführt werden müssen. Wie Professor Szujski dargethan hat, ist z. B. der Chrobate oder Kleinpole in Westgalizien physisch und psychisch vielfach verschieden von seinem östlicher wohnenden polnischen Landsmanne, dem hochgewachsenen, kräftig gebauten Masuren, der sich im russischen Gouvernement Plock (spr. Plozk) am reinsten erhalten hat. Der ausschließlich polnisch sprechende Górale, Podhale oder Podhalane aber, welcher die eigentlichen Tatradörfer Galiziens bewohnt und sich niemals mit seinem slowakischen Nachbar verbindet, in seiner Erscheinung etwas hager, gewöhnlich mittelgroß, kräftig und schön, oft riesengroß, zeigt einen eigenthümlichen physiognomischen Typus und eine größere Entwickelung des sehr stark brachykephalen Schädels, als alle Nachbarstämme. Auch in diesem Volke giebt es wieder zwei sehr bestimmte Gesichtstypen: zwischen beiden finden unmerkliche Uebergänge statt, und Dr. Le Bon betrachtet die Góralen daher als eine einheitliche, zugleich scharf von den Nachbarstämmen zu scheidende Rasse. Wahrscheinlich vollzieht deren Bildung sich schon seit alter Zeit und ist nicht erst aus einer Vermischung von Polen mit deutschen Kolonisten hervorgegangen, die im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts dort angesiedelt wurden. Wohl aber sind die Gluchoniemcy (Taubdeutsche), wie der Name bezeugt, deutschen Ursprungs.

Nicht weniger wechselnd zeigt sich die für den Typus so wichtige Farbe der Haare und Augen. Dr. Weisbach fand bei den Nordslawen (Tschechen, Slowaken, Polen und Ruthenen) das Haar blond bei 29, braun schattirt, meist dunkel bei 71 Prozent, Augen licht bei 70,8, dunkel bei 29,1 Prozent. Die Haare der Tschechen finden sich vom hellsten Flachsblond bis zum Rabenschwarz in allen Abstufungen; hier und da

haben sie stärker hervortretende Backenknochen und tiefer liegende Augen als ihre deutschen Nachbarn im allgemeinen. Unter den Tschechenmädchen finden sich sehr viele hübsche Erscheinungen, doch auch hier läßt sich, R. Andree zufolge, ein bestimmter Typus nicht feststellen. Man hat das allseits anerkannte hübsche Aeußere der böhmischen Mädchen, auf Mischung mit deutschem Blute schieben wollen. Mit zwanzig Jahren ist übrigens die Blüthezeit des weiblichen Geschlechts schon vorüber und nach dem ersten Kinde erscheint gar manches Weib als verkümmerte Matrone. Auch die Wendinnen in der Lausitz scheinen frühzeitig zu altern und sind dann das Gegentheil von schön, weil ihre Gesichter sehr runzelig werden; übrigens haben sie meist eine feine weiße Haut, sind untersetzt oder klein und von drallen Formen. Ausnahmsweise fand Franz Maurer auch dunkelhaarige Weiber mit braunen, listig blickenden Augen, spitzen, etwas gekrümmten Nasen, scharfem Kinn und überhaupt markirten Zügen. Auch unter den Männern stößt man ausnahmsweise auf Schwarzköpfe mit merkwürdig alten, finster-nachdenklichen Gesichtern. Sonst sind die wendischen Männer meistens hoch gewachsen, stark gebaut, eher hell als dunkel von Haar und Augen, und haben selten abstoßende Züge, im allgemeinen freilich auch keine besonders anziehenden. Stumpf-, nicht Plattnasen, starke Backenknochen, breite Kinnladen sind häufig, und ebenso allgemein ausdruckslose Gesichter, welche bis zu vorgerücktem Alter den Eindruck des Jugendlichen machen. Der Bartwuchs ist nicht stark. Der Hannake in Mähren ist groß und kräftig gebaut; seine ganze Erscheinung hat etwas Behäbiges, Gemessenes, und die Hannakinnen gelten als die wohlgebildetsten Mädchen im Lande; ein Sprüchwort deutet dies in launiger Weise an: „Wenn die Hannakinnen nicht wären, dann wäre der Student ein Priester geworden.“ Was Polen und Ruthenen anlangt, so ermittelten Dr. Majer und

Kopernicki, daß bei beiden das Verhältniß der lichten zu den dunklen Schattirungen der Hautfarbe sich wie 150 : 100, jenes der hellen zu den dunklen Augen bei den Ruthenen gleichfalls wie 150 : 100, bei den Polen jedoch wie 250 : 100 gestaltet. Die Südslawen sind dagegen im allgemeinen weit dunkler. Bei den Serbokroaten wechselt das Haar von Blond bis zum echten Schwarz, ist jedoch überwiegend dunkel. Im Gegensatze zum nördlichen Europa sind die dunkelsten Haare mit der größten, die hellsten mit der kleinsten Statur verbunden. Die Anzahl der Blonden nimmt von Nord nach Süd stetig ab, jene der dunkelhaarigen zu. Die Haare sind in der Regel schlicht oder leicht wellig. Kraushaarige sind selten und dann meist von kleiner Statur; ihre Haare und Augen sind überwiegend dunkel.

Von der typischen Verschiedenheit unter den Kleinrussen war schon die Rede. In Ostgalizien sind sie unter dem Namen Ruthenen, mit mehr denn 3 Millionen Köpfen vertreten, aber auch unter diesen unterscheidet sich der Ruthene Pokutiens, im nordöstlichen Galizien, deutlich von dem mittelgroßen, in den östlichen Beskiden, in der Umgegend von Turka und Skole ansässigen Bojken. In der Werchowina sind die Männer groß von Gestalt und gut gebaut. Das schöne und kräftige Gebirgsvolk Ostgaliziens und der Bukowina, die ruthenisch sprechenden Huzulen, endlich sind nicht „der alten Uzen räthselhafte Söhne", sondern, wie neuere Forschungen lehren, slawisirte Rumänen. Der Podole, der Kleinrusse der galizischen Ebene, ist durchschnittlich ein schlanker kräftiger Mann von mittlerer Größe und hübschem, intelligentem Typus, welcher mitunter seltsame Abweichungen zeigt. Im Norden herrschen die runden Linien, die markirten Backenknochen, die stumpfe Nase, im Süden und Osten das Oval, die fein gebogene Nase, die edel geformte Stirn. Wo seinerzeit schwedische Kriegsgefangene

angesiedelt wurden, findet man heute noch die skandinavischen Spitzköpfe und Spitzbärte, während ganze Landstriche auf den ersten Blick die breithüftigen, schiefäugigen gelben Enkel der nogaischen Horde verrathen. Ein einheitlicherer Typus herrscht bei ihren Nachbarn, den Slowaken; der französische Anthropologe, Dr. Gustave Le Bon hält sie für die Vertreter der Urrasse, welche vor den großen aus Osten kommenden Ueberfluthungen das Land bewohnte. Sie sind gewöhnlich von mittlerer Größe, doch fehlt es in den gebirgigen Landestheilen ihrer Wohnsitze, wo sie dem altslawischen Typus am treuesten geblieben sein sollen, auch nicht an wahren Riesengestalten. Namentlich die Liptauer sind fast alle groß, mit breiter Brust und kräftigen Muskeln, freilich etwas schwerfällig. Im allgemeinen sind sie ein schöner, starker, hoch und schlank gewachsener Menschenschlag von tadellosem Körperbau, heller Gesichtsfarbe, hübschen, ja mitunter schönen Gesichtsformen, blauen Augen und blonden, jedoch auch manchmal schwarzen Haaren. Der Rauminhalt ihres Schädels mißt nach Dr. Weisbach 1467,78 ccm. Manche weitgereiste Leute behaupten nirgends schöneren Menschen begegnet zu sein, als unter den Slowaken. Dieses Urtheil bezieht sich freilich nur auf das „starke" Geschlecht; das „schöne" verdient diesen Beinamen hier ungleich weniger als anderwärts. Die slowakischen Frauen sind, den Männern gegenüber, klein von Wuchs und in den Körperformen lange nicht so regelmäßig ausgebildet; doch verfügen die Mädchen nicht selten über Füßchen, auf die wohl die eleganteste Dame neidisch sein könnte.

Wenden wir uns nun dem Süden zu, nach Krain, so zeigt der Slowene in Oberkrain, dort mit deutschem Blute gekreuzt, einen durch Körperkraft und Größe ausgezeichneten Menschenschlag; der Unterkrainer, bei der Nachbarschaft der Kroaten angeblich am reinsten slawisch, ist dagegen in Wachs-

thum und Körpergröße stark zurückgeblieben. Während also bei den Slowaken die angeblich reinsten Slawen durch besonders hohen Wuchs ausgezeichnet sind, wären sie es bei den Slowenen umgekehrt durch kleinen! Auch trifft man bei ihnen nur selten das breitbackige Antlitz, welches man für die echtslawische Physiognomie erklärt hat. Die slowenischen Frauen gelten im allgemeinen als hübsch und sind meist hochgewachsene, schlanke Gestalten mit frischem, freundlichem Gesichtsausdruck. Einheitlichkeit des physischen Typus vermißt man endlich auch bei den Kroaten. Die Bewohner der Agramer, Kreutzer und Warasdiner Komitate, die Kajkavazen sind eher klein als groß von Gestalt, haben mehr helle als dunkle Augen und überwiegend blondes Haar. Unter den Mädchen giebt es bildhübsche Blondinen. Der Tschakavaz hat ein brünettes Gesicht, oft dunkles und oft gekraustes Haupthaar. Auch die Weiber zeigen vorwiegend dunkle Komplexion. In den von der Küste unmittelbar aufsteigenden Gebirgsgegenden wird der Menschenschlag immer größer und kräftiger, bis er sich in der Cika zu einem wahren Riesengeschlechte ausbildet. Vom Kajkavazen heißt es schon wiederum, daß er den ursprünglichen slawischen Typus darstelle, im Tschakavaz sieht man den Einfluß des illyrischen und vielleicht auch thrakischen Blutes. Der Schtokavaz bewohnt Bosnien, Herzegówina, einen großen Theil Dalmatiens, Kroatiens und Slawoniens. Sein gewöhnliches rabenschwarzes Haar ist oft wellenförmig gelockt, das Auge schwarz; das gebräunte Gesicht hat markirte Züge und erinnert nicht selten an den Orientalen.

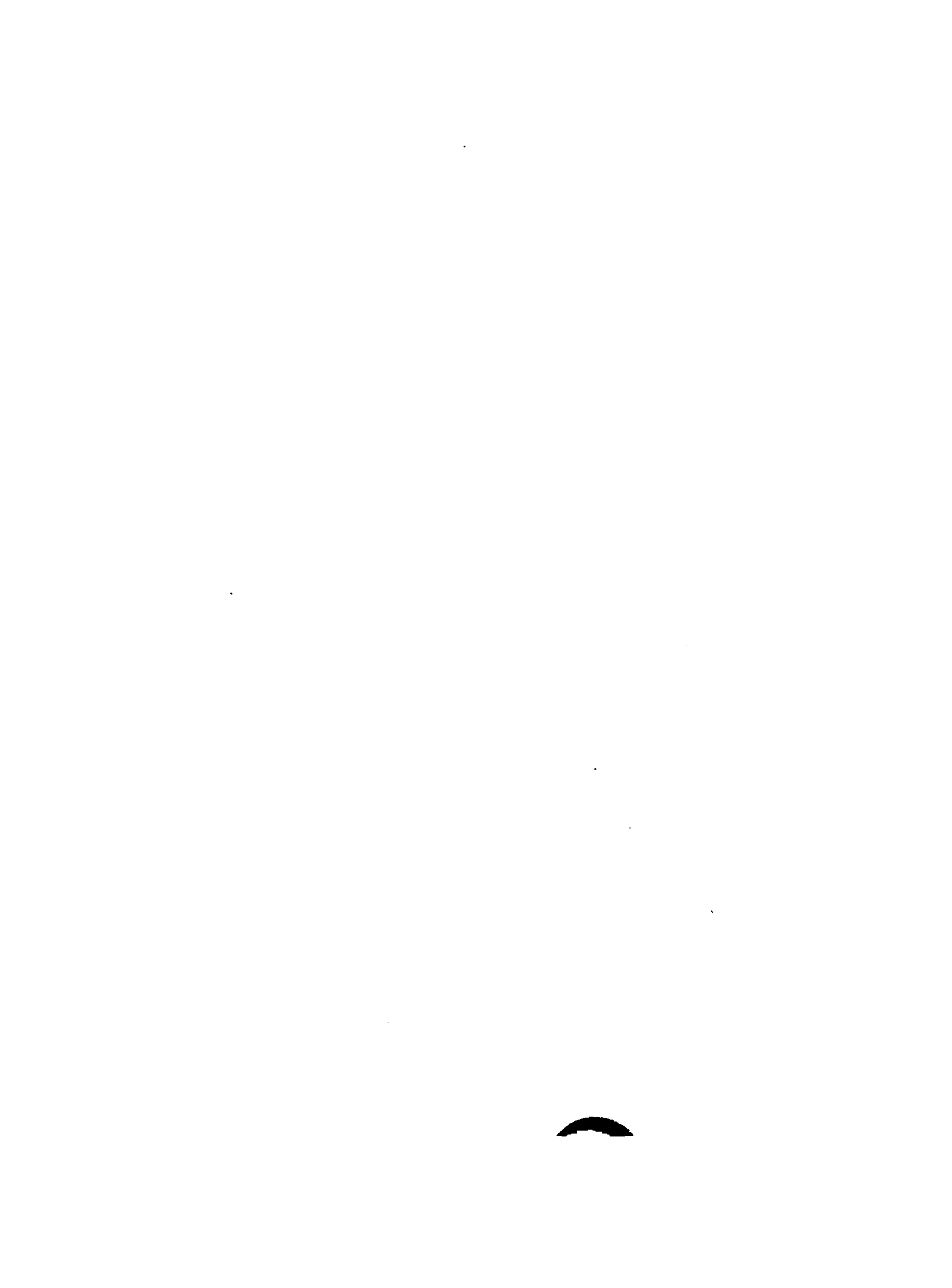
Das Ergebniß dieser flüchtigen anthropologischen Uebersicht kann bloß dahin lauten, daß eine slawische Rasse nicht vorhanden ist. Unter „Rasse“ hat man mit Dr. Le Bon eine Vereinigung von Individuen zu verstehen, welche gemeinschaftliche Charaktermerkmale aufweisen und diese regel-

mäßig durch Vererbung auf ihre Nachkommen übertragen. Es ist dies wohl die bündigste und allein zutreffende Erklärung des so vielseitig mißbrauchten Wortes „Rasse". In unserem Falle giebt es nun allerdings Völker, welche unter einander verwandte Sprachen reden, und diese schlingen sich um sie gleich einem Bande und stempeln sie zu Slawen, ganz wie in derselben Weise bei den romanischen und germanischen Völkern geschieht. Ihrer aller Verwandtschaft ist eine bloß eingebildete. Blutsverwandtschaft, die auf gemeinsamer Abstammung beruht, ist nicht da. Wie unter Romanen und Germanen werden in Wahrheit auch unter dem Gesammtnamen Slawen ganz verschiedene Rassen begriffen.



VI.

Charakteristik der Slawenvölker.





Die Westslawen.

Kaleidoskopartig wie in anthropologischer Hinsicht gestaltet sich auch das Bild der Slawenwelt, werden deren einzelne Bestandtheile auf Charaktereigenschaften und Gesittung hin geprüft. Auch da treten, bei vielem Gemeinsamen in Sitten und Aeußerungen des Volksgeistes, ganz bestimmte, scharf umgrenzte Volksindividuen hervor. Die wichtigsten Regungen der slawischen Volkspsyche im Staats-, Rechts- und Familienleben, in Sitten, Gebräuchen und Kunstfertigkeiten, in Wissen und Glauben, Sage und Dichtung will ich daher dem Leser in zusammenfassenden Uebersichten vorführen. Zuvor empfiehlt sich jedoch eine einleitende Charakteristik der einzelnen Slawenstämme. Denn nicht bloß Eigenthümlichkeiten des Charakters ziehen zwischen ihnen deutlich erkennbare Furchen, sondern ebensosehr die Staffeln der Kultur, zu welchen sie ungleichartig emporgerückt sind. Welcher Abstand z. B. zwischen dem Tschechen oder Polen und dem Bulgaren oder Kosaken, und sogar innerhalb einer und derselben Volksgruppe zwischen deren einzelnen Gliedern! Welcher Unterschied zwischen dem Serben Südungarns oder des heutigen Königreichs und dem Bewohner der Schwarzen Berge oder der Kriwoscie! Von

diesem Gesichtspunkte lassen sich die Slawenvölker, abweichend von der sprachlichen Gruppirung, in drei große Abtheilungen gliedern, die in absteigender Ordnung ebenso viele verschiedene Kulturstufen darstellen: die West-, Ost- und Südslawen.

Die Westslawen, welchen wir uns zunächst zuwenden, umfassen in kulturgeschichtlichem Sinne die Tschechen in Böhmen und Mähren, die Wenden in Deutschland, die Slowaken in Oberungarn, dann die Polen mit den Masuren, Kassuben, Góralen, endlich die Ruthenen in Galizien, welch' letztere als Kleinrussen den Uebergang zu den Ostslawen vermitteln. Von all den genannten sind Wenden und Tschechen am längsten mit ihren deutschen Nachbarn im Westen dauernd in Berührung gestanden und haben daher nothwendig am meisten vom slawischen Wesen eingebüßt.

Am schicklichsten vielleicht eröffnen wir unsere Rundschau eben mit dem untergehenden Volke der Wenden. Einstmals über den größten Theil Norddeutschlands verbreitet, sitzen heute ihre Reste hauptsächlich in der Lausitz, sowohl in der fast durchgängig flachen, sandigen Niederlausitz, welche dermalen einen Theil der Provinz Brandenburg bildet und den malerischen Spreewald umfaßt, als in der gebirgigen Oberlausitz, die zum kleineren Theile dem Königreich Sachsen, zum größeren der preußischen Provinz Schlesien angehört. Aber auch im Herzogthume Sachsen-Altenburg lebt noch eine freilich bereits stark germanisirte wendische Bevölkerung, welche früher mit den Lausitzer Wenden wahrscheinlich eins war, obgleich zwischen beiden heute ein geheimer Haß obwaltet. Die Wenden, ursprünglich Sorben geheißen, gehören nun nicht zu den höheren oder besonders thätigen Rassen. Sehr oft sind sie von instinktmäßigem Haß gegen das Deutschthum und die Deutschen erfüllt. Aber auch seine nahen Verwandten, die Slowaken, gelten dem Wenden als sehr verächtlich, und den

Polen, dessen Sprache er widerlich findet, haßt er oft bis zur Gemeinheit, wogegen dieser ihn seinerseits gründlich verachtet. Leidenschaftlich liebt der Wende seine Scholle und behandelt alle seine Habe, Acker und Vieh, mit größter Sorgfalt; vortrefflich als Ackerbauer und Landwirth, ist er fleißig, sparsam bis zum Geiz, genügsam und anstellig, aber auch verschmitzt oder schlau, weshalb er sich trefflich zum Kleinhändler eignet; Falschheit hält er wohl für Klugheit; er ist trotzig, wo er Schwäche bemerkt, ziemlich langsam im Entschlusse, dann aber ausdauernd. Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit bringen ihm oft Schaden, seine Gastfreundschaft und Genügsamkeit sind aber rühmenswerth. Gegen den Wenden ist der Wende aufrichtig, treu in Noth und verträglich. Geselligkeit, Heiterkeit, Fröhlichkeit zieren ihn. Auf Jahrmärkten, sagt Richard Andree, der dieses Volk sorgfältig beobachtet hat, ist es eine wahre Freude, das heitere, lebendige und oft ausgelassene Treiben der Jungen und Alten zu betrachten, und jede Hochzeit, jede Kindtaufe, jede Kirchmeß, jeder Tanzabend zeugt von dieser Harmlosigkeit. Bei festlichen Gelegenheiten thun sich die Leutchen wohl reichlich in Speise, Trank und anderen Genüssen zu gute, doch nie bis zur sinnlosen Verschwendung, obwohl sie sich im Rausche etwas freigebiger zeigen, besonders im Austheilen von Prügeln. Denn bei aller Heiterkeit sind sie doch sehr kampflustig, und ein ordentliches Lustigsein muß allemal mit einer freien Rauferei abschließen. Tanz ist ein Hauptvergnügen des Wenden, und ein ebenso großer Freund ist er von Musik und Gesang, wobei er an den von den Eltern erlernten Liedern festhält. Nur der Spreewälder sticht in seinem Wesen von den übrigen Wenden merklich ab, denn still, melancholisch, wie der Spreewald, ist auch das Volk, das darin lebt, ja es ist schweigsamer als viele andere. Im allgemeinen singt der Niederlausitzer

Wende weniger als jener der Oberlausitz. Die größte Untugend dieses Bauernvolks und zugleich ein Erbübel ist die Trunksucht; erfreulicherweise jedoch nimmt die alte Säufer- und Spielergeneration immer mehr ab. Sie sind auch religiös, kommen oft von großer Ferne zur Kirche, halten Gottes Wort in Ehren und feiern häufig das heilige Abendmahl. Mit Ausnahme eines Theiles der Oberlausitz sind die Wenden lutherische Protestanten, und ihr ganzes geistiges Dasein verdichtet sich gleichsam um den Prediger; mit ihm steht und fällt das Völkchen. Dabei herrscht indeß selbst jetzt noch viel Aberglauben.

Mit der rasch fortschreitenden Germanisirung schwindet natürlich immer mehr auch des Volkes nationale Eigenart. In der protestantischen Oberlausitz gehen die sauberen, ungemein kleidsamen Volkstrachten mit ihrer altbeliebten Buntheit reißend schnell dahin, während in den katholischen Landestheilen sie noch festeren Boden besitzen. Und ebenso geht die wendische Sprache sichtbar zu Grunde, wesentlich dadurch, daß sie bereits deutschen Satzbau angenommen hat und noch annimmt. Nationalstolz besitzen die Wenden nicht und als Soldaten schämen sie sich geradezu ihres Volksthumes. Kein Wunder, daß des urthümlich Slawischen nur wenig mehr bei ihnen zu treffen ist. Manches ist indeß dennoch erhalten. Kennzeichnend ist die Kleinheit der Dörfer in der Wendei, urwendisch auch an vielen Orten noch der Häuser Bauart. Ebenso bestehen heute noch die nächtlichen Rockengänge, die Spinnten oder Spinnstuben und die Sitte in Weiß zu trauern.

Ungleich wichtiger als die Handvoll aussterbender Wenden ist das zahlreiche Volk der Tschechen in dem bei weitem größeren Theil Böhmens; sie verbreiten sich über das ganze Innere, weichen aber den gebirgigen Gegenden fast allenthalben aus, wohnen auch im benachbarten Mähren

und, in geringer Anzahl, etwa 50—70000 in Preußisch-Oberschlesien, wo sie sich jedoch ohne Widerspruch germanisiren ließen. Sie sind ein einheitliches Volk, bei dem nur sehr unbedeutende Sprachverschiedenheiten herrschen, am meisten noch bei den Gebirgsbewohnern, im Riesengebirge von Hohenelbe und Starkenbach bis gegen Semil und im Böhmerwald. Eine solche Einheit zeigt Mähren nicht, denn da giebt es nicht bloß im tschechischen Hauptstamme mundartliche Unterschiede, sondern auch südslawische Kolonien mischen sich hier ein. Der Benediktiner Dr. B. Dudik, Mährens vortrefflicher Geschichtschreiber, unterscheidet, nebst den im Lande wohnenden Deutschen, an slawischen Stämmen die Hannaken, Kroaten, Slowaken, Walachen und die Lechen oder Wasserpolaken nebst den Horaken und Podhoraken. Die Hannaken ihrerseits zerfallen wieder in die vier Unterabtheilungen der Blatåzen (Blataci), Anwohner des Blataflüßchens, der eigentlichen Hannaken an der Hanna, der Morawtschizen (Moravčici) am linken Ufer der March, und der Sabetschazen (Zabečaci) am linken Betschaufer, deren aller Unterscheidungsmerkmale bloß in Sprache und Tracht liegen. Einwirkungen fremder Elemente, namentlich des Lateinischen und des benachbarten Deutschen, auf das Tschechische und dessen Mundarten finden sich bereits sehr frühe, und in Böhmen, wo die Nationalitäten sehr stark unter einander gerüttelt worden sind, konnte auch eine Vermengung und ein Ineinandergreifen der Idiome nicht ausbleiben. So hat das Tschechische eine wahre Sintfluth deutscher Wörter in sich aufgenommen.

Wie in die Sprache, so ist auch in das Gesittungsleben der Tschechen vielfach deutsches Wesen eingedrungen. Die andauernden Berührungen mit dem Westen haben dem geistigen Leben der alten Tschechen neue Bahnen eröffnet, ihnen neue

Kulturstoffe zugeführt. Unzweifelhaft sind sie unter allen Slawen geistig am meisten vorgeschritten. Aber sie haben dadurch auch am meisten vom slawischen Wesen eingebüßt. Dies ist freilich nicht dahin zu verstehen, daß, wie man leider unter dem Einflusse politischen Parteihasses vorgegeben hat, „in ganz Böhmen nichts mehr slawisch sei als die tschechische Sprache", woraus man ferner die gesammte Gesittung des Volkes als eine vom Deutschthume erborgte darzustellen beliebte. Darin liegt ein gutes Stück Uebertreibung, denn es leben slawische Sitten, Gebräuche, Anschauungen und Poesie im tschechischen Volke noch zur Genüge fort. Daß eben die Tschechen im Drange der politischen Zeitverhältnisse in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart zu den rührigsten Vorkämpfern des Slawismus sich aufwarfen, spricht gleichfalls recht beredt dafür, daß an ihnen doch mehr slawisch sein müsse, als bloß die Sprache.

Mit den übrigen Slawen hat der Tscheche die Vorliebe für den Ackerbau gemein. Der größte Theil des Volkes gehört dem Bauernstande an und lebt auf dem Dorfe. Das Städtewesen haben die Slawen stets nur schwach ausgebildet, und auch in Böhmen sind der bedeutenderen Städte wenige. Die meisten sind klein und leben vorwiegend von Landwirthschaft, sind Ackerstädte, mit auffallender Familienähnlichkeit in der Physiognomie. Nahezu allerwärts ist die ursprünglich runde Gestalt des Marktplatzes erkennbar, welcher er den Namen „Ring" verdankt, wie denn auch Böhmens und der Hanna slawische Dörfer fast ausnahmslos „Rundlinge" sind. Darin lebt der Bauer arbeitsam, sparsam und fleißig, bei Aussicht auf Gewinn auch ausdauernd. Aber auch zu Gewerbe und Fabrikarbeit ist der Tscheche geschickt und anstellig; in den Städten ein guter, strebsamer Handwerker; leicht erlernt er die nöthigen Handgriffe, denn im allgemeinen ist er gut be-

anlagt. Von Alters her sind die Tschechen ein sang- und musikbegabtes Volk; „böhmische Musikanten“ durchziehen aller Herren Lande und spielen lustig zum Tanze auf, der in der Heimath selbst die eifrigste Pflege findet. Es giebt eine Menge nationaler Tänze tschechischer Erfindung, und nichts zeugt von größerer Unkenntniß, als den Tschechen ihre Nationaltänze absprechen zu wollen, wie verkleinernder Uebereifer gethan hat. Ebenso sind sie der Romantik nicht unzugänglich; Volkslied wie Sage findet bei ihnen eine gute Stätte. In ihrer Brust liegt, wie Richard Andree treffend bemerkt, ein tiefer Quell schöner Volkslieder. Die tschechische Nationallitteratur verunstalten dagegen nicht wenige fromme litterarische Fälschungen, obenan die Königinhofer und die Grünberger Handschrift, letztere früher „Libuschas Gericht“ benannt. Schon vor Jahrhunderten hatte im übrigen das tschechische Volk berühmte Gelehrte und schreitet auch jetzt noch, obwohl an allgemeiner Bildung von seinen deutschen Nachbarn übertroffen, in Wissenschaften und Künsten rüstig fort. Auf dem Felde der Kunst hat es allerdings noch keine Berühmtheiten gezeitigt.

Ihrem Charakter nach sind die Tschechen gefällig, mittheilsam und kommen dem Fremden bei Erlernung ihrer Sprache ungemein entgegen. Der niedere Mann zeigt sich sehr unterwürfig, und die slawische Sitte des Handküssens ist durchgängig verbreitet, allerdings auch bei den Deutschen. Die Unterwürfigkeit ist indeß oft eitel Heuchelei, Schmeicheln und Kriechen vor dem Gesichte, Falschheit hinter dem Rücken ebenso häufig wie Mißachtung vor fremdem Eigenthum, Verwechslung der Begriffe von Mein und Dein. Eine gewisse aneignende Handbewegung heißt allgemein „böhmischer Zirkel“. Die sehr armen schlesischen Tschechen, als Leinwand- und Kattunhändler wohlbekannt, haben sich indeß einen guten Ruf durch Redlichkeit und Keuschheit erworben. Rügens-

werth erscheint weiter eine bis in die unteren Schichten reichende Prahlsucht, eine Neigung zu Eitelkeit und Großthun, die auf geistigem Gebiete sich in mitunter lächerlichen Ansprüchen äußert. Ebensowenig Billigung wird selbst bei Nichtdeutschen der in der tschechischen Litteratur genährte und geschürte Deutschenhaß finden können, welcher der tschechischen Volksseele den Vorwurf der Roheit zugezogen hat. Nebenbei bemerkt, ist derselbe keine Frucht der Neuzeit, sondern eine recht alte Erscheinung, denn die Hussitenkriege waren schon der Gipfelpunkt der damals freilich nicht ganz unbegründeten Gegnerschaft gegen das Deutschthum. Heute steht die Religionsverschiedenheit in Böhmen außerhalb jedes Zusammenhanges mit der Nationalität; auch ist dort die Zahl der Akatholiken gering, etwa 120 000; nur die schlesischen Tschechen sind zumeist evangelisch. Der tschechische Bauer ist wie alle Slawen religiös, geht regelmäßig zur Messe, häufig zur Beichte, hält die Fasten und legt bei jeder Gelegenheit seine Frömmigkeit an den Tag. Wohl kann er in seinem Glauben leicht aufgestachelt und aus der gewöhnlichen Ruhe herausgerissen werden, zeigt sich aber im allgemeinen duldsam in religiösen Dingen. Nur den Juden mag er gar nicht leiden.

Das häusliche Leben der Tschechen und die Ehen verlaufen meist ungetrübt. Von Gastfreundschaft ist wenig mehr zu merken in Böhmen wie in allen Ländern höherer Gesittung. Auch von Hausindustrie sind nur noch mehr oder weniger verwischte Spuren vorhanden. Geräthe und Einrichtnngen verrathen augenscheinlich zumeist deutschen Ursprung; so hat z. B. das von den Slawen sonst nicht mit Unrecht verabscheute Federbett allgemeinen Eingang gefunden. Die Küche bewahrt noch eine Reihe nationaler, meist kuchenartiger Gerichte, welche fast alle auch in Sein und Namen zu den Deutschen übergegangen sind. Nationalgetränk ist das in vorzüglicher Güte

gebraute Bier, dessen Erfindung freilich gar manchen Völkern zukommt. Die Volkstracht, in welcher ein den Polen entlehnter Schnürrock („Tschamara") die Hauptrolle spielt, ist eine ganz neue Einführung, eine Begleiterscheinung der seit wenigen Jahrzehnten vor sich gehenden Tschechisirung. Etwa bis um 1840 waren Böhmen und das tschechische Volk stark germanisirt. Seither griff die Tschechisirung wieder überraschend um sich. Daß diese, wenngleich begünstigt durch die politische Lage, in solch ausgiebigem Maße möglich ist, beweist doch ziemlich deutlich, daß das Deutsche eben bloß ein leicht wegzuspülender Firniß war. Wahrscheinlich wird in der Gegenwart nichts tschechisch, was es nicht einst schon gewesen ist. Nur in Preußisch-Oberschlesien schwindet der ursprünglich alttschechische Charakter immer mehr und sinken die Tschechen in Unbildung und Armuth immer tiefer.

Enge schließen an die böhmischen Tschechen in Sitte und Wesen die Volksgenossen in Mähren sich an, zunächst die sogenannten Horaken, welche den ganzen Westen des Landes bewohnen. Sonst mangeln ihnen jegliche Nationaltracht und nationale Eigenthümlichkeit, ganz wie den Wasserpolaken, welche an der schlesischen Grenze den Uebergang von den Mähren zu den Polen bilden. Ihre Mundart unterscheidet sich von der tschechisch-mährischen hauptsächlich durch die polnische Betonung der vorletzten Silbe, während sonst die Mährer den Ton auf die erste Silbe legen. Die übrigen mährischen Stämme bewahren noch besondere Nationaltrachten, wobei sie, wie in Wohnung und Hausrath, helle und bunte Farben bevorzugen. Alle Zweige der tschechisch-mährischen Slawen sind thätig, betriebsam und pflegen mit Fleiß den Ackerbau. Nur die Walachen, wobei indeß beileibe nicht an Rumänen zu denken ist, denn die mährischen Walachen sind Slawen, treiben in ihren Wohnsitzen, dem südöstlichen

gebirgigen Landestheile, hauptsächlich Viehzucht. Daher auch ihr Name, der im Slawischen Viehzüchter bedeutet. Die mährischen Slawen werden gerühmt als Soldaten, sowohl ob ihrer strengen Mannszucht als wegen ihrer Tapferkeit, und stellen dem österreichischen Heere einige der schönsten und besten Regimenter. Der mehrfach erwähnte Hannake verläßt zwar nur ungern die engere Heimath und bezeigt auch keine Lust zum Kriegerstande, ist aber gehorsam und legt schöne Proben von Tapferkeit ab. Bei einer guten Portion Mutterwitz neben schwer zu erregendem Phlegma, neigt er sehr zur Geselligkeit, zu Musik und Gesang und übt Gastfreundschaft im ausgedehntesten Maße, wobei er seinen Wohlstand gerne zur Schau trägt. Auch er ist sehr religiös und unternimmt oft weite Wallfahrten, in deren Gefolge freilich wie in Böhmen nicht selten Unsicherheit und Sittenlosigkeit einherziehen. Unter den Aermeren reißt leider auch der Branntweingenuß stark ein. Und wie der Tscheche an Blumen Freude nicht zu haben scheint, — wenigstens pflegt er sie nicht und schmückt damit nur ausnahmsweise den Fenstersims — so ist dem Hannaken der Baum, welcher Art immer, nicht sympathisch, ein Zug, der die Westslawen im allgemeinen kennzeichnet.

Südlich von den Hannaken bis an die ungarische Grenze Mährens und über diese hinaus, das ganze nordwestliche Ungarn bis tief in das magyarische Flachland hinein dehnen sich die Wohnsitze der Slowaken; in Mähren sind ihrer bloß an 90000, aber in Ungarn zählen sie wohl mehr denn zwei Millionen Köpfe. Die Magyaren nennen die Slowaken Tótok (Einz. Tót), was bei ihnen, so scheint es, die allgemeine Bezeichnung für die Slawen war. Ein hervorragender ungarischer Gelehrter, Paul Hunfalvy, welcher seine Landsleute für die ältesten Bewohner Ungarns erklärt, erblickt demgemäß

im heutigen Slowakenthume ein Volkselement neueren Datums. Mit mehr Recht hält es dagegen der französische Anthropologe Le Bon für den Vertreter der Urrasse, welche schon vor den großen, aus Osten erfolgten Einbrüchen das Land bewohnte, und B. Dudik zeigt sogar, wie gerade die Slowaken in vieler Beziehung die gesellschaftlichen Lehrer der Magyaren wurden, indem sie diese mit den Beschäftigungen und Annehmlichkeiten des Friedens bekannt machten. Beweise hierfür liefern die aus der slawischen in die magyarische Sprache aufgenommenen zahlreichen Ausdrücke für Begriffe und Gegenstände, die, als der Magyar einbrach, ihm noch fremd, dem Slowaken dagegen geläufig waren. Später kamen freilich Zeiten harten Druckes, welche die Geschichte der Slowaken zur wahren Leidensgeschichte machten und sie in ihrer Gesittung hemmten; vor völligem Untergange behütete sie jedoch ihre erstaunliche Fortpflanzungskraft. Meist haben sie zehn bis zwölf Kinder, während die übrigen Ungarn sich mit zwei oder drei begnügen; sie vermehren sich also viel rascher als alle anderen und besitzen dabei das größte Anziehungsvermögen. Denn wo sie unter Magyaren und Deutschen Wurzel fassen, hören die beiden zu gedeihen auf, und in einem Zeitraume von wenigen Geschlechtsfolgen werden sie entweder selbst zu Slowaken oder sterben gänzlich aus. Daher macht im slowakischen Oberungarn die Slawisirung unaufhaltsame Fortschritte. Der slowakischen Magd zuliebe sprechen Herr und Frau slowakisch, die Kinder lernen als erste Muttersprache slowakisch, und nicht selten ist selbst in sonst rein deutschen Familien der Zips die Umgangssprache slowakisch. Und in demselben Maße, als daselbst das Deutschthum zu schwinden begann, nahm das Slowakenthum zu. Aber auch die Magyaren sind den Slowaken gegenüber im Nachtheil, insbesondere im Neutraer Komitat, wo die Slowakisirung trotz des Entgegen-

wirkens der katholischen Geistlichkeit reißende Fortschritte macht. Doch sei nicht verschwiegen, daß umgekehrt auch viele Slowaken im Laufe der Zeit das Magyarische als Muttersprache annahmen, wie denn unter dem ungarischen Adel und auch im Bauernstande sehr viele sind, deren Vorfahren Slowaken waren. Die Enkel haben jedoch jede Spur ihrer Herkunft verwischt und sind bis zum Namen völlig magyarisirt.

Man kann die Slowaken als den unverfälschten Typus des tschecho-slawischen Stammes betrachten. Die Gesittungsstufe ist noch gering, aber ihre guten Eigenschaften überwiegen weitaus ihre schlechten. Im westlichen Europa meist als gewerbsmäßige Diebe verschrieen, gehören sie vielmehr zu den ehrlichsten Volksstämmen und können es in dieser Hinsicht mit manchem hochzivilisirten Volke recht wohl aufnehmen. Räubereien und Gelddiebstähle sind selten; nur Viehdiebstähle im Hochgebirge häufig und werden, wenn sie gelingen, nicht geahndet. Sitten und Gewohnheiten sind die bescheidensten; in ihrem Charakter sprechen sich Offenheit und Klarheit in der Auffassung, niemals Dünkel noch Frechheit aus. Im Auslande macht der Slowake nie mehr aus sich, als er zu Hause in Wahrheit gilt. Er ist fleißig, ausdauernd, gutmüthig und, soweit seine Armuth erlaubt, gastfrei, sanft und friedliebend, daher er auch dem Angreifer, wo nur irgend thunlich, gern aus dem Wege geht. Der Militärpflicht unterzieht er sich nicht gern; einmal aber Soldat, ist er ein Löwe. Der Slowak ist ferner ebenso wißbegierig wie anstellig. Leider ward ihm fast gar keine Gelegenheit geboten, seine angebornen geistigen Fähigkeiten zu verwerthen, welche jenen keiner anderen Nation Ungarns nachstehen. Seit Jahren heben sich indeß Volksbewußtsein und Volksunterricht sichtlich. Ein Verein zur Herausgabe guter Volksschriften ward begründet und es erscheinen bereits eine Anzahl slowakischer Zeitschriften. Ihre

Muttersprache lieben die Slowaken leidenschaftlich, nicht weniger die Volkslieder, die sich ausschließlich um Kampf und Sieg, um Liebe und Glauben drehen. Der Mehrzahl nach gehören sie der katholischen Kirche, zum geringeren Theile dem Augsburger Bekenntnisse an; ihre Frömmigkeit ist tief, besonders bei den Evangelischen, aber sehr oft mit Aberglauben verbunden; auch lassen sich noch Spuren alten Heidenthums wahrnehmen, in Gebräuchen, Spielen, mythischen Erzählungen und selbst in Ausdrücken. Die Anhänglichkeit an die Geistlichkeit ist jedoch in letzter Zeit sehr gelockert. Stark und tief gewurzelt ist endlich die Abneigung gegen alles Fremdländische. Dabei zeigt der Slowak sich in seinem Wesen servil, furchtsam und demüthig, eine Folge seiner langjährigen Unfreiheit. Ganz besonders tritt diese Eigenschaft in der Frauenwelt hervor und thut sonstiger, etwa vorhandener Anmuth nicht geringen Eintrag. Den Mädchen mangelt es an Elastizität; dagegen haben sie einen Zug von Schwermuth, der sie verschlossen macht und durchaus nicht geeignet ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Von großem Nachtheile endlich für die geistige und materielle Entwickelung des Volkes ist die Vorliebe für den Branntwein, die der Slowake mit seinem polnischen Nachbar theilt.

In den gebirgigen Landesstrecken, um Arwe und Waag, beschäftigen sich die Slowaken mit Ackerbau, höher hinauf der sogenannte Horniak (Bergbewohner), umgeben von seiner Familie, mit der Heerde. Jene, welche weder beim Ackerbau noch bei der Viehhütung Verwendung finden, suchen solche als sogenannte „Handwerker“ in den Berg- und Hüttenwerken, und versagt auch dies, so gehen sie, wiewohl ungern, denn sie hängen an ihrer Heimath, auf die Wanderschaft und zeigen sich in Mittel- und Westeuropa als Drahtbinder oder Mausefallenhändler. Am liebsten wenden sie ihre Schritte nach

Böhmen, denn dort fühlen sie sich wegen der geringen mund-artlichen Verschiedenheit der Sprache heimisch, dort treffen sie auf Sympathien und vielfach gleiche Lebensweise. Wohin er in Böhmen kommt, ist der Slowak beliebt und gerne gesehen; selten ist er zu Ausschreitungen geneigt, denn große Sparsamkeit bewahrt ihn meist vor unnützen Auslagen. Viele dieser Slowaken haben auch Wien, ja Paris, London, Stockholm und andere Städte gesehen. Die meisten stammen aus dem Trencsiner Komitat, hauptsächlich aus dem starkbevölkerten Kirchspiele Rovne, das in unfruchtbarer Gebirgsgegend am rechten Ufer der Waag liegt. Gewöhnlich im Dezember verlassen sie die Heimath und kehren dahin in der Regel im künftigen Herbst wieder zurück. Ueberall in der Fremde bleiben sie dem heimathlichen Brauche treu und verändern nicht einmal das Geringste an ihrer alten, praktischen, wenn auch dürftigen Tracht. Dazu leben sie merkwürdig genügsam, so daß sie bald einen für ihre Verhältnisse nicht unbedeutenden Erwerb ihr eigen nennen. In den armen Strichen ihrer rauhen Bergthäler reicht das Ersparte hin, um ein Hüttchen zu kaufen und zu heirathen. Geht es dem Slowaken in der Folge schlecht oder tritt Mißwachs ein, dann zieht er wohl ein zweites und drittes Mal auf die Wanderschaft und läßt Weib und Kind daheim.

Der Slowaken nördliche Nachbarn sind die Polen oder Ljächen, zweifelsohne einer der wichtigsten Zweige der Slawenvölker. Sie sind dermalen, außer ihrer engeren Heimath, fast über das ganze russische Reich vertheilt, hauptsächlich infolge des von der russischen Regierung ihnen gegenüber grundsätzlich beobachteten Zerstreuungssystems. Allein schon weit früher, seit der Vereinigung Kleinrußlands und Litauens mit Polen unter Jagello im Jahre 1387 brachten Kolonisation, Errichtung von Stadtgemeinden und namentlich

Ausstattung des polnischen Adels mit Land und Leuten, in die westlichen Provinzen eine bedeutende Anzahl Polen, mit denen zugleich auch die Juden erscheinen. In Wolhynien, Podolien und der Ukraine leben zahlreiche Polen als Gutsbesitzer, Handwerker und Bauern. Es hat nun eine Zeit gegeben, in welcher der Polen unglückliches, freilich zum Theil selbstverschuldetes, politisches Geschick, später ihre Erhebungen und Kämpfe gegen die russischen Unterdrücker ihrem Volksthum die lebhaften Sympathien Westeuropas zuwendeten. Diese Tage sind längst geschwunden. Die hochgradige, von Uebertreibung nicht freie Begeisterung für das Polenthum hat einen ebensowenig gerechtfertigten Umschlag in das Gegentheil erfahren. Man gefällt sich, besonders in Deutschland, das polnische Volk als in allen Stücken untergeordnet zu schildern. Dazu wird es vielleicht von allen Slawenvölkern am wenigsten studirt. Es ist gleichsam, als wäre mit dem Verschwinden des polnischen Staates auch das polnische Volk verschwunden. Der Bücher über Rußland oder die Südslawen ist Legion; mit Polen befassen sich nur wenige Werke, und diese rühren von Engländern und Franzosen her. Die deutsche Litteratur hat aus neuerer Zeit kein nennenswerthes Buch über Polen aufzuweisen. Vergeblich durchblättert man nach Schilderungen Polens und seiner Leute auch das Heer der deutschen Zeitschriften, sei es gemeinfaßlichen oder ernsteren Schlages. Nur sehr ausnahmsweise begegnet man dergleichen, und das Gebotene genügt kaum strengeren Anforderungen. Diese Erwägungen entschuldigen es wohl, wenn ich auf Grund eigener und fremder Anschauung den Polen eine etwas ausführlichere Darstellung widme.

Daß das polnische Volk aus mehreren nahe verwandten Stämmen bestehe, ward schon bemerkt. Ganz besonders muß man die Bewohner der Karpathen von jenen der Ebenen

unterscheiden, denn es ist leicht zu erkennen, daß andere Volkszweige die Gebirge, andere das Flachland bewohnen. Nur die Sprache deutet auf Gleichheit der Nationalität. In den Gebirgen sind auch die Verschiedenheiten der Stämme und Geschlechter auffallender als in der Ebene. Man faßt diese Bergpolen unter der Gesammtbenennung der Góralen oder Podhalen zusammen. Sie wohnen in den Bergen der galizischen Tatra, besonders im Kreise Wadowice, dann im westlichen Theile von Sandec und theilen sich in die schwarzen und weißen Góralen. Erstere leben tiefer im Gebirge weniger mit Ljächen, mit Flachlandspolen vermischt. Die weißen Góralen stehen den Ljächen näher, die zu verschiedenen Zeiten in den Bergen Schutz und Unterkunft suchten, und bilden gleichsam ein Mittelglied zwischen beiden. In Sitte und Tracht gleichen die Góralen mehr den Ungarn und Rumänen, die Ljächen dagegen den Deutschen, was sich daraus erklärt, daß der Weichselanwohner mehr dem Einflusse der deutschen Gesittung ausgesetzt war, während der Bergpole in höherem Maße die Einwirkungen der südlichen Zivilisation empfangen hat. Bei ihm haben sich alte Gewohnheiten, Sitten, Lieder, Sagen, Sprichwörter und andere altslawische Einrichtungen viel lebendiger erhalten, als in den Ebenen, auch zeigen sich noch sichtliche Spuren der Heidenzeit, so sehr auch das Christenthum seit zehn Jahrhunderten eingewurzelt ist. Nicht geringere Verschiedenheiten herrschen im Charakter der Berg- und der Flachlandspolen. Bei letzteren waltet mehr Verschlagenheit, List und Erwerbssinn. Den noch wenig gesitteten Góralen schildert Rudolf Temple, ein genauer Kenner, als offen, aufrichtig, abergläubisch-religiös, empfindsam, mitfühlend, freigebig, gastfrei, verständig, muthig, ja verwegen, ausdauernd, gesund und fröhlich. Fast jedes Unternehmen gelingt ihm, denn er beginnt alles mit ungewöhnlichem Feuer und Eifer.

Unter seinen hervorstechenden Charakterzügen nennt ein anderer Beobachter, Gustave Le Bon, fast weibliche Reizbarkeit, im Gegensatze zur Schwerfälligkeit des polnischen Bauern Galiziens. Ihre übergroße Empfindlichkeit wie ihr ziemlich rachsüchtiges Naturell nöthigt im Verkehre mit ihnen zu großer Vorsicht. Ihr Unabhängigkeitsgefühl geht sehr weit und den Kriegsdienst verabscheuen sie, trotz angeborner Entschlossenheit und Tapferkeit. Vormals, bei der sehr langen Dienstzeit, wurden sie lieber Räuber. Im übrigen sind die Góralen thätig und arbeitsam, auch dem Schnapstrinken weniger ergeben, als die polnische Landbevölkerung der Ebenen. Sie wohnen in großen, gut bevölkerten Dörfern mit sehr einfachen, aber solid und regelmäßig gebauten, ziemlich reinlichen Holzhütten, und lieben leidenschaftlich ihre arme, rauhe Heimath. Ueber Sommer ernähren sie sich vom Ertrage des Viehes, welches sie oft monatelang ins Gebirge senden.

Bei aller Mäßigkeit genügen die Bodenerzeugnisse nicht für die Ernährung, doch findet der Górale bei seiner Intelligenz, Ausdauer, Thätigkeit und Geschicklichkeit andere Auskunft. Er ist Schreiner, Schmied, Schlosser, Zimmermann, Stellmacher, Weber, Schneider und Landbauer in einer Person. Wichtigster Ausfuhrartikel ist Leinwand, die er sehr gut herstellt. Viele wandern auch aus und suchen in der Fremde ihr Brod. Von dort bringen sie eine Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen nach Hause, welche den stillsitzenden Flachlandsmenschen fehlt. Die Góralen übertreffen an Verstand und Bildung die meisten Bauern Galiziens, zeigen sich wißbegierig, können meist lesen und schreiben, was sonst beim galizischen Bauer selten ist, und lieben das Lesen. Ihre Sprache ist ausschließlich Polnisch, vielleicht mit etwas veralteten Formen; deutsch können nur wenige.

Ganz verschieden in ihrer Art geben sich die Polen des

Flachlandes, die ungeheure Mehrzahl der Nation. Auf sie beziehen sich fast alle Polens Volk betreffenden Urtheile. Eine Charakteristik gerade dieser Flachlandspolen stößt indeß auf große Schwierigkeiten, denn abgesehen von den Stammesverschiedenheiten fallen auch die Unterschiede der einzelnen Stände bei ihnen mehr denn anderwärts ins Gewicht, sowohl in Hinsicht ihrer Gesittung als ihrer ganz verschiedenen Wesensart und Begabung. Die polnische Nation wird im allgemeinen wenig schmeichelhaft beurtheilt, aber das Urtheil muß verschieden lauten, je nachdem man z. B. den Edelmann oder den Bauern im Auge hat, welche beide typisch so verschieden erscheinen, daß man, sprächen sie nicht eine und dieselbe Sprache, nimmermehr zugeben würde, sie gehören der nämlichen Nation an. Einen eigentlichen Bürgerstand gab es in Polen nie und giebt es heute noch nicht, wie dies auch der hierfür gebräuchliche Ausdruck Mieszczan, d. h. Städter, Märkter, bezeugt. Nur wo die Germanisirung Erfolge aufweist, wie in Posen, bildet sich allmählich ein Bürgerstand heran, für den sonst die in dichten Massen vorhandenen Juden einigen Ersatz leisten. Nicht überall indeß ist das Deutschthum so siegreich wie in Posen. Im allgemeinen ist der Pole des Deutschen Freund nicht, und die Abneigung, nicht selten bis zum Haß gesteigert, beruht zumeist auf Gegenseitigkeit. Dennoch leben in Galizien wie in Russisch-Polen nicht wenige Deutsche, allein bei den deutschen Ansiedlungen in Galizien gewahrt man allenthalben schleuniges Aneignen der slawischen Gewohnheiten, Sprache und Lebensart. Die deutschen Kolonisten kleiden sich wie polnische Bauern, sprechen sehr gut polnisch, oft so vollkommen, daß man sie aus ihrer Sprache nicht als Fremde erkennt, trinken Branntwein wie der geborne benachbarte Pole und haben sich in allem so polnisirt, als seien ihre Väter schon vor Boleslaw in diesem Lande geboren; nur haben sie ge-

ordnetere Wirthschaft und bessere Wohnungen. In Russisch-Polen geht ebenfalls, wie C. Petzet bezeugt, meist schon die zweite Geschlechtsfolge deutschen Stammes in Sprache und Gesinnung zum Polenthume über.

Dem Auslande am vertrautesten ist der polnische Adel geworden. In ihm spiegelt sich jene wunderbare Mischung orientalischer Charaktermerkmale, welche lange die Nachbarn erstaunten, ihn aber auch ins Verderben stürzten, die nothwendige Folge ungeschulten Talentes und ungezügelter Leidenschaft. Einsichtsvolle, von Vaterlandsliebe erglühende Polen verkennen diese Schattenseiten ihres Charakters nicht. Abscheu gegen jede, besonders geistige Arbeit, welche dauernde Anstrengung und immerwährende Beschäftigung erfordert, beherrscht alle Stände, der Edelmann jedoch geht mit dem Beispiel voran. Der Bauer ist schwerfällig, und bedarf unaufhörlicher Aufregung. Anders der Adelige. Seine Sprechweise ist hastig und rasch überstürzend; lebendige und häufige Geberden begleiten seinen Ausdruck. Immer aber beschäftigt ihn irgend eine Sache, immer strotzt sein Kopf von großen und stets neuen Entwürfen. Rasch und feurig läßt er sich leicht zu Unternehmungen hinreißen, die er, je gefährlicher, desto ehrenvoller findet. Auf seine Ritterlichkeit und persönliche Tapferkeit kann man unbedingt rechnen; aber sein Edelmuth ist weiblicher Art und doch zu nahe mit Eitelkeit verwandt, um echt und dauerhaft zu sein. Ungemein streitsüchtig und eigensinnig, erkennt er kein höheres Gesetz als den Machtspruch seines Willens und wechselt, in gewöhnlichen Fällen, jeden Augenblick den Gegenstand seiner Wünsche. Mit dieser Veränderlichkeit paaren sich Leichtsinn, der den Polen auch von der heiligsten Sache losreißt, und Hang zu Zerstreuungen, Luxus, oft sinnloser Verschwendung, zu Spiel, besonders Glücksspiel. Zahlreiche Gesellschaften, wie Reitpartieen,

Jagden, Versammlungen, Bälle und dgl. sind ebensoviele Tummelplätze der Leidenschaften eines adeligen Polen. Gastfrei bis zur Unwirthlichkeit, gefällt er sich darin den Selbstherrscher unter den Bauern zu spielen, die ihm den Rocksaum küssen, und, obgleich der zärtlichste Gatte, beunruhigen ein paar Maitressen neben der angebeteten Gemahlin sein Gewissen nicht. In züchtigem Damenkreise zeichnet sich dagegen dieser „Franzose des Nordens" durch ritterliche Galanterie aus. Uebrigens ist seine Vorliebe für alles Französische ebenso ausgesprochen als seine Abneigung gegen das Deutsche, das er nur ungern spricht. Die Erziehung des hohen Adels ist, man kann sagen, vollendet, er spricht gewöhnlich mehrere Sprachen ganz vollkommen, das Französische aber so geläufig wie seine Muttersprache. Der polnische Edelmann ist ein vortrefflicher Gesellschafter, reitet mit Eleganz und Leidenschaft, tanzt mit schwungvoller Anmuth, mit lebhafter Leichtigkeit, mit Feuer oder, wie man in Polen sagt, „mit Gefühl", versteht den krummen Säbel zu führen, ficht rasch und hastig und macht sich durch die Fähigkeit, auf dem Klavier oder der Geige ein paar Tänze oder wilde Melodien aufzuspielen, oft beliebt und gesucht. Sein geselliges Benehmen ist fein und geschliffen, die häuslichen Einrichtungen äußerlich höchst glänzend.

Neben den Schwächen dieses Charakters, denen vor allen das Unglück der Nation entsprang, leuchten die idealen Seiten hervor, insbesondere die Liebe zum Vaterlande, das jetzt allein noch in Religion, Litteratur und Sprache besteht. Kein Zweifel, daß der polnische Nationalgeist im Adel seinen Hauptsitz hat; denn beim Bauern sucht man national-polnische Gesinnung vergebens. Mächtiger noch als beim Manne lodert die Flamme der Vaterlandsliebe im Busen der polnischen Frauen, die überhaupt meist bedeutender als die Männer sind und mit äußerer Liebenswürdigkeit häufig tiefere Bildung,

größere Willensstärke und Festigkeit verbinden. Der Katholizismus, das vorzüglichste Element ihres idealen Vaterlandes, ist ihnen, wie dem ganzen Volke, ein heiliges Gut, und eifrig erfüllen sie alle äußeren religiösen Pflichten, wobei freilich manch sonderbare Vermischung von Heiligem und Profanem mit unterläuft. Neben solchen Uebertreibungen und Abwegen bethätigt sich aber die wahre Frömmigkeit tausendfach in verschiedenen Lebenskreisen; sie lenkt die Schritte edler Frauen in die Hütten der Armen, Kranken und Sterbenden, läßt sie arme Kinder unterrichten und mit Mutterliebe für verlassene Waisen sorgen. Die Reichen sind wohlthätig in großartiger und anspruchsloser Weise und streuen ihre Wohlthaten oft ohne Ueberlegung, fast bewußtlos wie die Bäume ihre Blüthen aus.

Wohl kein anderes Volk Europas besitzt nach Maßgabe seiner Kopfzahl so viel Adel. Doch muß man von dem eben geschilderten hohen gar sehr den niederen Adel unterscheiden; dieser ist arm an Bildung, gedrückt und verrichtet häufig Gesindedienste. Zwischen beiden besteht allerdings noch eine Mittelklasse, die in Bildung und Reichthum den hohen Adel zwar nicht erreicht, aber dennoch den niederen weit überragt.

Den Land- oder Ackersmann nennt man schlechtweg Bauer; er ist mit dem ganzen Drucke der Lebensverhältnisse belastet, weil er überhaupt auf der tiefsten Stufe steht. Er führt ein animalisches Leben, stellt keine Vergleiche an, hat, kurz gesagt, keinen Begriff vom Bessersein, ist mit seinem Loose zufrieden. Er schränkt sich ganz auf dasjenige ein, was das höchste Bedürfniß dem Landmann abfordert und kein Eigennutz, keine Aussicht auf Verbesserung treibt ihn aufwärts. Seine Gesittung ist niedrig, seine häusliche Einrichtung mehr als einfach; nicht selten wohnt er mit seinem Vieh unter einem Dache. Seine Nahrung ist ärmlich, seine Kleidung einfach, er selbst

von jeher ein bloßes Werkzeug in den Händen des Adels, der nicht bloß das Handeln, sondern selbst das Denken der übrigen Bevölkerung bestimmt hat. Der Charakter des polnischen Bauers ist infolge der langen Knechtschaft kriechend, wo er der Gewalt weichen muß, aber übermüthig, wo er sieht, daß er nothwendig ist. Der Chłop (Bauer) küßt nicht allein seinem Grundherrn, sondern jedem, auch jedem anständig gekleideten Fremden Rock und Füße oder macht wenigstens das Zeichen dazu, und auch die Frauen thun dasselbe. Doch ist diese Unterwürfigkeit eitel Heuchelei. Im Herzen kennt er keine solche Demuth, vielmehr ruht darin der Groll gegen den Hochgestellten, zumal doch auch zum Bauern der Zeitgeist ein wenig gedrungen ist. Vor dem anwesenden „Schlachtzitz“ (Szlachcic), d. h. Edelmann, ist er von ungemessener Ergebenheit; er steht vor ihm mit dem Hut in der Hand und begleitet jede Antwort, jeden Satz mit einer tiefen Verbeugung und der auch in der gebildeten Gesellschaft üblichen Höflichkeitsformel: padam do nóg, „ich falle zu Füßen“. Vom abwesenden Edelmann aber spricht er mit demokratischer Ungebundenheit; dieser ist dann ebensogut ein „Hundeblut (Psakrew), eine Hundeseele, eine Bestie, ein Teufel, ein Dieb“ wie des Bauern Kollege im Stall. Und ebenso hält er es mit dem Geistlichen, obgleich er sonst bis zur Bigotterie religiös und streng, ja starr katholisch ist. Darin berühren sich alle Stände in gleicher Wärme und Anhänglichkeit. Zweifel und Verneinung, seltsamerweise sehr energisch in allen übrigen idealen Richtungen ausgebildet, haben keinen Platz gewonnen dem katholischen Glauben gegenüber. Den Protestanten haßt der Pole; dabei setzt er die Deutschen mit diesen in gleiche Reihe, was seine angeborne Abneigung gegen sie noch steigert. Im allgemeinen heißt ihm deutsch so viel wie protestantisch und polnisch so viel als katholisch; der Protestantismus wird schlechthin bezeichnet als

„deutscher Glaube“ (Niemiecka wiara). Die höheren Schichten mit ihrer Weltbildung sind darin freilich duldsamer, der Bauer ist aber wenig fähig selbst zu denken. Daher auch das Festhalten am hergebrachten Schlendrian, sogar in der Landwirthschaft, welche doch von jeher in Polen das Hauptgewerbe war. Dieser Schlendrian nebst dem Laster des Trinkens ist die häufigste Quelle der Armuth und des elenden Lebens. Das Trinken der Polen ist sprichwörtlich; selbst beim Frühstück der Vornehmen fehlen feine Liköre und gebrannte Wässer selten, fast nie. Dem Bauern ist jedoch der Branntwein (Wódka) der Sorgenbrecher bei Kummer und Leiden, Ambrosia bei freudigen Ereignissen. Indeß hat die Neuzeit eine erfreuliche Mäßigung in diesem Punkte gebracht.

Im übrigen ist der gemeine Pole seiner Natur nach sehr harmlos; er besitzt sogar viele gute Eigenschaften und würde niemand zu nahe treten, wenn er nicht aufgehetzt wird. Dann freilich ist er fürchterlich. Seinem Volksthum wie seiner Nationaltracht bleibt er getreu. Er ist kein Verschwender. Der Edelmann feilscht nie; der Bauer dagegen ist überglücklich, kann er etwas herunterhandeln. Seiner Unterwürfigkeit ungeachtet, gebricht es ihm keineswegs an Muth, den er, kommt es zum Ernst, auch in hohem Grade bethätigt. Die Polen sind vortreffliche Soldaten und von Alters her durch ihre kriegerischen Eigenschaften berühmt, besonders als leichte Lanzen-Reiter, Ulanen, welche nach ihrem Vorbilde in die meisten Heere des Westens als eigene Waffengattung übergegangen sind. Im russischen Heere werden sie sehr geschätzt, auch in den technischen Truppentheilen, weil ihrer viele vortreffliche Handwerker sind. Die Leute dieser Volksklasse, des Kleinbürgerstandes, können auch fast alle lesen und schreiben, und besitzen eine leichte Fassungsgabe. Die Polen, namentlich der Landbevölkerung, sprechen kräftig, laut, singend und doch

… an ist er mit Pferden beschäftigt. Von diesen
… ichen in Benehmen, Lebensweise und gröberem
… der Sprache die Masuren bedeutend ab, wie hin=
… beiden die Polen Schlesiens, die „Wasserpolaken“.
… pflegt man Masuren die polnischen Bewohner der
… nennen; die eigentlichen Masuren bewohnen die
… Woiwodschaft Masowien, nämlich die Gegend
… Warschau, Rawa und Plock, wo sie sich am reinsten
… haben, sowie den südlichen Theil der angrenzenden
… en Provinz Ostpreußen. In letzterem Gebiete gehören
… theriſchen Kirche an und stehen auch zu den Deutschen,
… rache sie alle kennen, freundlich: ja wollen sogar als
… oder Deutsche betrachtet sein und reden eine ver=
… Mundart des Hochpolnischen, welche gebildete Polen
… achten. Ihre Anzahl beträgt in Preußen indeß bloß
… 00 000 Köpfe, die Masse des Volkes sitzt in Russisch=
… und ist streng katholisch. Die Masuren sind ein bie=
… in der Gesittung, auch in Deutschland, noch etwas
… ändiges, von Landwirthschaft und Viehzucht lebendes
… mit patriarchalischen Familienzuständen, muthig, lebens=
…tig, sorglos, offenherzig und abergläubisch=bigott. Nicht be=
…ders arbeitsam, sind sie mäßig in ihren Bedürfnissen, eher
…schwenderisch als habsüchtig, und im stande ganze Nächte zu
…nzen, zu singen und dem Branntwein wacker zuzusprechen.
…as gewöhnliche Ende solcher Freuden sind Zänkereien und
…itunter blutige Raufhändel, nach ausgeschlafenem Rausche
aber bieten sich die Blaugeschlagenen in der Regel die Hand
der Versöhnung. Sie gelten für gesellig, gutmüthig und weich,
kleiden sich zum Theil noch in selbstgewebtes graues Wollzeug
und leben meist von Pflanzenkost in einfachen strohgedeckten
Holzhäusern. Nationalhaß hat den Namen der Masuren zum
russischen Schimpfwort umgebildet. Ihr Lieblingstanz, die

„Mazurka“, hat die Runde durch die ganze gesittete Welt gemacht, doch wird er von den Polen allein mit einer Kraftentwickelung, einem Feuer getanzt, die kein anderes Volk auch nur annähernd erreicht.

Neben diesen beiden hauptsächlichen werden noch minder zahlreiche polnische Stämme unterschieden, auf die sich hier nicht weiter eingehen läßt. Bloß eines abgeschiedenen Gliedes in Westpreußen und Pommern sei gedacht, nämlich der längs der Küste zwischen den Flüssen Lupow und Piasniza wohnenden Kassuben oder Kaschuben (Kaszuby), deren Mundart nur unbedeutend von der polnischen abweicht. Sie sind in Pommern Protestanten, in Westpreußen Katholiken, voll Ausdauer, jedoch plump und ungeschickt. Geistig wenig entwickelt, halten sie am Hergebrachten fest und haben für Kenntnisse wenig Sinn. Sie kleiden sich streng in alter Weise, lieben weder Waschen noch Reinigung, leben arm, elend und verkommen, bewahren besondere Eigenthümlichkeiten im Familien- und Arbeitsleben, wohnen in kleinen Lehmhäusern, oft in ausgezimmerten Erdhöhlen mit Schweinen, Hühnern und Gänsen in traulicher Gemeinschaft, und stehen durchaus auf niedriger Gesittungsstufe. Für Sparsamkeit hat der Kassube keinen Sinn; so lange er besitzt, lebt er in Freuden und huldigt der Trunksucht; später darbt er. Neben Landwirthschaft und Viehzucht treibt er Bienenzucht, Jagd und Fischerei. Unter den Katholiken besitzt die Kirche noch vollste Macht und allen Glanz. Heirathen zwischen Kassuben und den umwohnenden Deutschen sind nicht häufig.





Die Ostslawen.

Die Brücke von den West- zu den Ostslawen schlägt das Volk der Kleinrussen mit ihren Verwandten. Gleich den Polen sind sie reineren Blutes als die Großrussen. Nach Religion und Sprache nähern sie sich dagegen mehr den letzteren, von welchen sie Kultus und Gesittung empfingen. In Galizien, wo sie hauptsächlich als Ruthenen bekannt sind, dann auch in den Karpathen Ostungarns, wäre man versucht, sie den Westslawen beizuzählen; andererseits erstrecken sich ihre Wohnsitze weit nach Osten, so ziemlich über den ganzen Süden des russischen Reichs. Sowohl dieser geographischen Lage halber als wegen der nahen Verwandtschaft seiner Sprache mit dem Großrussischen ist das kleinrussische Volk also als Zweig der Ostslawen aufzufassen. In einzelne, durch Mundart und Brauch, Tracht und Eigenthümlichkeiten geschiedene Stämme getheilt, nennen sich die Kleinrussen selbst doch überall Rusy, und ihr Land Rus oder Zemlja ruska, und dies sowohl in Rußland und der podolischen Ebene, als am Pruth und in den Karpathen. In den letzteren sind Rasse und Sprache, Sitte und Brauch, Glaube und Aberglaube am reinsten, unverfälschtesten erhalten. „Mann und

Weib", sagt Leopold von Sacher-Masoch, selbst ein Sohn des kleinrussischen Bodens, „zeigen jene wahrhaft cirkassische Schönheit, welche die Gluth und Elastizität des Südens mit nordischer Geistigkeit und Energie vereinigt. Hohe, schlanke Gestalten mit kräftigem Brustkorb, schmalen Hüften, feinem Oval, edel geschnittenem Profil, großen schwermüthigen Augen und reichem dunklen Haar. Hier hört man noch jenes weiche, entzückend schöne altslawische Idiom, das germanische Kraft mit italischer Melodie verbindet. Hier zeigt sich noch ganz jene schlichte, genügsame, freie Volksnatur, jener dramatisch-sozialistische Zug, den polnische Adelswillkür und zarischer Despotismus nie ganz im russischen Sinne vernichten konnten und in welchem die große slawische Welt die stille Verheißung ihrer großen Zukunft trägt."

Ganz im Osten der Slowakensitze beginnen in den Karpathen die Bezirke des kleinrussischen Völkchen der Bojken. Der Name steht jetzt dort in Verachtung, muß aber dereinst größeres Ansehen genossen haben. In den Bergen des Kreises Sambor kennzeichnen diese Bojken eine halbwilde Physiognomie und die uralte Sitte der Vielmännerei — trotz Christenthum und moderner Gesetzgebung. Ja der Ehemann verachtet das Weib seiner Liebe, wenn sie nur seine Frau allein ist. „Schäme Dich, daß Du nur einen Mann hast", — diese Aeußerung eines Bojken ist bezeichnend für die Anschauung des Völkchens.

Noch weniger gesittet als der Bojke zeigt sich der Huzule oder Karpathenbewohner im ruthenischen Pokutien, der Grenznachbar der Rumänen und der Bukowina, den Sacher-Masoch wie auch Karl Emil Franzos mit Vorliebe zum Gegenstande ihrer spannenden Schilderungen gemacht haben. Von den Bojken unterscheiden die Huzulen sich in der Kleidung, vielen Sitten und Gewohnheiten. Hier ist das Vaterland der „Opryschken", der in Pokutien einst so furchtbaren Räuber,

denn es gab eine Zeit, in der man die Huzulen die europäischen Tscherkessen nennen konnte. Bei ihnen waren der gefürchtete Doboſch und ähnliche Helden zu Hause, und noch heute freuen sich und frohlocken mitunter, wenn ein Verbrecher zum Tode geführt wird, Verwandte und Freunde über das ihm beschiedene Glück, „denn man führe ihn wie einen großen Herrn dazu.“ Der Huzule ist ein freier Mann auf uraltem, freien Boden. Er hat nie einen anderen Herrn gekannt als das Staatsoberhaupt; war nie jemandem hörig, hat nie Robot geleistet. Die demüthige Artigkeit des Podolen ist ihm ebenso fremd, wie sein Haß gegen die Vornehmen. Der Huzule, sagt Sacher-Masoch, liebt weder den Branntwein noch das Geld, eine Handvoll Pulver ist ihm lieber als alles andere. Dem widerspricht jedoch Rudolf Temple in Bezug auf ersteren Punkt. Diesem Beobachter zufolge wäre der Huzule ganz besonders dem Trunke ergeben, und der Branntwein (Horylka) ist ihm ein Göttertrank, den zu missen ihm schwer fällt. In der Aufregung der Trunkenheit stiehlt er dann nicht selten oder begeht sonst einen Frevel. Temple steht nicht an zu behaupten, dieses Volk sei das roheste ganz Galiziens und habe nicht wenige Fehler an sich. Andererseits aber achten sie auch die Tugend sehr hoch. Biederkeit und Gottesfurcht stehen in großem Ansehen. Die Huzulen bekennen sich zur griechisch-unirten Kirche und befolgen deren Gebote aufs emsigste. Ganze Schaaren frommer Wallfahrer besuchen Jahr für Jahr die wunderthätigen Kalvarienberge zu Pacław und Kalwaryja oder die gefeierte Gnadenkirche zu Kobylanka. Der Huzule ist Hirte, Jäger und Fischer. Im Sommer wandern die Schafheerden auf die hohen Berge und bleiben dort bis September und Oktober, behütet von den „Bačowe“. Die Weiber weilen unterdessen allein zu Hause, weben grobe Leinwand, spinnen Schafwolle, säen etwas Mais, Kartoffel u. dgl. Die

Männer schwemmen auf Czeremosz (Tscheremosch), Pruth und den Nebenflüßchen des Dnjestr Bretter und anderes Holz zum Verkauf in die Ebene. Ueberhaupt befaßt sich der Huzule gern mit Handel aller Art. Größere Reisen machen Männer und Weiber stets zu Pferde. Die Huzulen, vielleicht einzig allein, sind zugleich Gebirgs- und Reitervolk. Kühne Leibesbewegungen, wobei Gelenkigkeit, Kraft, Gewandtheit und Geschicklichkeit ins Spiel kommen, pflegen sie mit Eifer, und ihr Tanz, die „Kolomeyka" erfordert Meisterschaft in allen diesen Dingen. Ebenso bewundernswerth ist ihre Geschicklichkeit im Gebrauche des „Toporek", welcher in ihrer Hand zu einer gefährlichen Waffe wird. Es ist dies ein spitzer Stock, dessen Griff eine Hacke bildet und ihnen sowohl als Stütze beim Erklettern steiler Felsen und Berge als zur Wehr dient. Die Lebensweise ist ungemein einfach.

Zu den Bergbewohnern zählen auch die Ruthenen der Werchowina in der ungarischen Marmaros, dieser rauhesten Karpathenlandschaft. Mit Ausnahme von 1200 Juden und ein paar Katholiken gehören sie insgesammt der griechisch-unirten Kirche an. Ihre Dörfer mit uralten Holzkirchen ziehen sich malerisch in den Thälern hin und bestehen aus sehr zerstreut liegenden Häusern, d. h. strohgedeckten schornsteinlosen Holzhütten. Der Feldbau erstreckt sich nur auf Hafer und Kartoffeln. Haupterwerbszweig ist wie bei den Huzulen die von der Bodenbeschaffenheit begünstigte Viehzucht; daneben nicht unbedeutender Käsehandel. Der Ruthene der Werchowina besitzt große Liebe zu seiner armen Heimath und leidet außerhalb derselben am Heimweh. Diebstähle sind selten, daher man auch keine Schlösser kennt; wo die Höfe eine Umzäunung besitzen, schließt sie höchstens ein Holzriegel ab, und das Vieh steht vollends in unverschlossenen Ställen. Bei manchen guten Eigenschaften steht das Völkchen doch auf sehr

geringer Gesittungsstufe; namentlich ist es sehr vom Aberglauben befangen, der sich oft sehr kraß bethätigt. Die Menschen führen in diesen Bergen ein einfaches Waldleben, dessen höchste sinnliche Genüsse die Fiedel und der bei allen Slawen beliebte Dudelsack gewähren. Auch die Berge der Bukowina bewohnen Ruthenen, von den Werchowinaern wenig verschieden, und erstrecken sich bis in die Niederung hinab, wo diese Dolischnianen (Thalbewohner) in ihre Sprache schon mancherlei fremde Wörter aufgenommen haben. Zwischen Dnjestr und Pruth ist das Volk ausschließlich ruthenisch, zwischen Pruth und Sereth mit Rumänen gemischt.

In anderem Lichte zeigt sich der Podole, der Kleinrusse der galizischen Ebene, des Polen östlicher Nachbar. Die Sprachgrenze zwischen beiden genau zu ziehen, ist sehr schwierig. Gewöhnlich nimmt man den San als Sprachscheide an, doch ist dies keineswegs genau, da dies- und jenseits des Flusses zerstreute Sprachinseln beider Nationalitäten sich vorfinden. Die Kleinrussen, die österreichischen wie die russischen, leben unter schwierigen politischen Verhältnissen; ihr Schicksal ist keineswegs beneidenswerth, denn in Oesterreich werden sie von den Polen, in Rußland von den Großrussen in Sprache und Eigenart unterdrückt. Gegen den Polen hegt der Ruthene deswegen eine tiefe, altbegründete Abneigung, welche der Religionsunterschied noch verschärft; denn die Polen sind römische Katholiken, die Ruthenen hängen unerschütterlich fest der griechisch-unirten Kirche und deren Ritus an, welche durch Jahrhunderte das einzige Asyl ihrer Nationalität waren. Andererseits stoßen sich auch Klein- und Großrussen gegenseitig ab und mögen sich einmal nicht. Im Volkscharakter zeigen die Kleinrussen unverwüstliche Menschenliebe, tiefen Natursinn vereint mit herbem Pessimismus, nachgiebige Weichheit des Gemüthes neben starrer Willenszähigkeit, gutmüthiges,

gedankenloses Sichgehenlassen neben Klugheit und Schärfe der Beobachtung, die im Zustande der Unterdrückung in Hinterlist ausartet, ununterbrochen thätige poetische Phantasie und tiefe Schwermuth, die augenblicklich in ausgelassene Lustigkeit umschlägt. Eigenthümlich sind ferner dem Kleinrussen lebhaftes Selbstgefühl, ungestümer Freiheitstrieb, den er mit seinem Verwandten, dem Kosaken, theilt, eine rebellische Ader, stets wachsames Mißtrauen und fanatischer Haß gegen jegliche Aristokratie, insbesondere gegen den fremden oder ihm entfremdeten Adel des Landes. Sogar im Westen, in Galizien, trägt jeder Kleinrusse im Grunde die uralt eingepflanzte wilde Kosakennatur in sich, die kein Maß kennt, wenn man sie aufregt. Das Räuberwesen, Haiduken- und Hajdamakenthum, dem Großrussen völlig fremd, hat er mit dem Südslawen gemein. Ein Vergleich zwischen Klein- und Großrussen schlägt kaum zum Vortheile der ersteren aus. Unvoreingenommene Beurtheiler bestätigen insgesammt die Ueberlegenheit der Großrussen, welche intelligenter, energischer, praktischer, weniger gefügig und von größerer Ausdauer sind. Prinzessin Therese von Bayern sagt: „Der Kleinrusse ist rachsüchtiger, rascher, heiterer, verschlagener, lebhafteren Geistes als der Großrusse, aber auch indolenter, weniger positiv und weniger entschlossen. Physisch und psychisch nicht so kräftig, versteht er es nicht, Hindernisse in gleichem Maße zu überwinden; er kennt keine Pietät gegen das Alter und kein patriarchalisches Familienleben wie der Großrusse". Nur so weit die physischen Kräfte ausreichen, bändigt er seinen Kinderkreis. Die Sittlichkeit steht auf sehr niedriger Stufe und wird nicht gerade gefördert durch die Spinnstuben (Weczernyci), worin das junge Volk abends sich versammelt, die Mädchen um zu spinnen, die anderen um Volksmärchen und Geschichten zu erzählen oder Lieder zu singen. Zwar wären, nach Franz von Löher,

Neigungsheirathen das gewöhnliche und Mann und Weib, Kinder und Eltern gegen einander voll Liebe und sorglicher Rücksicht. Dem widersprechen indeß andere Zeugnisse, wonach wiederholt Kinder ihre Eltern zur Hütte hinaustreiben, aber auch der umgekehrte Fall nicht selten ist. Von der vorzüglichen Begabung für den Handel, welcher seinen großrussischen Landsmann auszeichnet, ist dem Kleinrussen nur wenig zu theil geworden. Er ist fast stets, und zwar trotz mangelhafter Geräthe, ein vorzüglicher Ackerbauer oder im Gebirge Hirte, Holzschläger, Köhler u. s. w.; was in das Kaufmannsfach schlägt, überläßt er dem ihn ausbeutenden Juden, welchem er übrigens an Pfiffigkeit nicht nachsteht. Oft wird sein angeborenes Advokatentalent gerühmt, doch läuft dieses meist auf gewissenloses Lügen, Schwören und Verdrehen hinaus. Diebe giebt es allerdings wenig; dafür geht aber ein unaufrichtiger Zug durch das kleinrussische Volk, und man fühlt sich durch sein Lügen und seine Vorliebe für Schleichwege oft zurückgestoßen. Des Kleinrussen Gewissen ist selten ganz rein, selbst eine scheinbar offene gemüthliche Hingabe dient nur dem unverrückbar im Auge behaltenen egoistischen Interesse als Mittel. Gefällig und umgänglich giebt sich der Kleinrusse gewöhnlich formenfreier und ungezwungener als der Großrusse; sobald aber sein Interesse ins Spiel kommt, knöpft er sich zu bis an den Hals und ist ungemein schwer zu behandeln. Als Soldat hat der Kleinrusse einen alten Ruf aus Polen- und Schwedenkriegen, der Ruthene hat ihn auch auf österreichischen Schlachtfeldern bewährt. So ungern, so schwer der Bauer seinen Herd verläßt, so treu folgt er dann der Fahne, zu der er schwor.

Alle diese Charakterzüge treten am deutlichsten beim Bauer, der großen Masse des Volkes, hervor. Ein Bürgerstand besteht nicht; der Adel ist, in Galizien wenigstens, aber auch in

Wolhynien und Ukraine polonisirt, und so bleibt nur noch der Geistliche, der als Führer der Kleinrussen dasteht. Er erbt seinen Stand vom Vater, heirathet — so will es das Gesetz — noch als halbes Kind, bevor er die Weihe empfängt, und arbeitet im Schweiße seines Angesichts, um die zahlreiche Familie zu erhalten. So bildet die Geistlichkeit gleichsam eine durch Blutreinheit ausgezeichnete Rasse für sich, welche gleich den Gebirgsbewohnern durch besondere Schönheit sich auszeichnet, in der Lebensweise jedoch vom Bauern sich kaum unterscheidet. Dieser ist jetzt ruhig und friedfertig, ziemlich arbeitsam, jedoch schwerfällig, unbeholfen und an alten Gewohnheiten klebend, weshalb ihn der Flügelschlag der Gesittung noch wenig gestreift hat. Er steht wahrlich noch sehr tief. Wie vor tausend Jahren wohnt er noch in einer windschiefen, strohgedeckten Hütte, ja nicht selten baut er sich eine Wohnung aus Weidenruthen und beklebt sie mit Lehm. In manchen Gegenden kennt er weder den Luxus des Schornsteins, noch jenen einer eigenen Stube, denn es schlafen Menschen, Hühner, Vieh in demselben raucherfüllten, mit Heiligenbildern beklebten Loche. Des Bauers einfache Nahrung mit ihren sauren, blutreinigenden Speisen, seine dünne Kleidung, dann Feldarbeit und Reiten verleihen ihm eine eiserne Gesundheit, die ihresgleichen sucht. Liebste Erholung ist ihm der Schlaf; ihm wird der größte Theil der Sonn- und Feiertage gewidmet, aber auch an Wochentagen wirft er sich nach vollendeter Arbeit alsbald in dessen Arme, die sich überall, in jedem Winkel, auf jeder Diele für ihn öffnen, und denen kein Lärm ihn entreißt. Die alten Sitten bewahrt der Kleinrusse rein und streng; doch hat auf dem platten Lande jede Gegend, jede Ortschaft, jede Gemeinde ihre Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen, die mitunter noch ein gut Stück Heidenthum erkennen lassen, in Aberglauben und Trachten.

Das ganze Leben des kleinrussischen Bauern dreht sich nur um drei Begriffe: den Geistlichen und die Kirche, die Gutsherrschaft im Edelhof und die Schänke (Karczma) mit ihrem Branntwein, welcher die Bauern oft tagelang für die Arbeit unbrauchbar macht und auch Frauen häufig in den traurigsten Zustand versetzt. Die Branntweinflasche, unaufhörlich von Mund zu Mund gehend, und die elende Geige, die in schrillen Tönen zum Tanze aufruft, das sind die Hebel der Fröhlichkeit bei allen Festen. Musik darf niemals fehlen; der Kleinrusse liebt die Musik und besitzt auch Talent dafür. In Galizien sieht man oft am Straßenrain blinde Bettler mit fliegenden Haaren, welche sich auf der summenden Lyra zu düsteren Gesängen voll Thränen, Blut und Mord begleiten. Im Volksmunde leben zahlreiche Lieder, deren Melodie ein originelles Gemisch von Keckheit und Melancholie sind. Ueberhaupt ist die kleinrussische Volkspoesie schön und reich; auch giebt es unter den Slawen kein zweites Volk, welches einen so reichen Schatz von Volksphilosophie besäße, wie die Kleinrussen.

Gewissermaßen eine Art historischer Blüthe des kleinrussischen Volkes sind die Kosaken, ein Name, der „Kasaken" auszusprechen ist, weil nach der russischen Lautlehre o in der ersten Silbe wie a gelesen wird; übrigens ist im Russischen selbst die Schreibweise Kosak (mit a und weichem s) die gebräuchlichere. Der Name, dessen Herleitung noch nicht sichergestellt ist, bezeichnet eine Kriegerkaste und ist zwar der Wortbedeutung nach allerdings kein ethnischer Begriff, im Laufe der Zeit jedoch zu einem solchem geworden. Der etymologische Werth dieses Wortes ist wohl Vagabund, Landstreicher, vom türkischen „kaz", die ältere Form vom modernen kez oder kiz, wandern, und auch im Russischen wird Kasak im Sinne eines „freien Mannes" gebraucht. Die Kosaken sind nun ein Zweig der

Russen, der sich infolge meist innerer Verhältnisse zusammengeschlossen und im Kampfe mit den Tataren und kaukasischen Völkern weiter entwickelt hat. Als ein ganz eigener Bestandtheil der russischen Nation schieden sie schon vor Jahrhunderten aus der großen Masse des Volkes aus, und ihr Entstehen läßt sich bis ins Mittelalter zurück verfolgen. Kosaken sitzen heute in verschiedenen Gebieten Rußlands, aber nur ein Theil von ihnen, die sogenannten tschernomorischen, sind kleinrussischen Ursprungs. Die Mehrzahl und gerade die in jeder Hinsicht tapfersten und tüchtigsten, die Donschen Kosaken, sind Großrussen, doch dürften die kleinrussischen Kosaken als solche die ältesten sein. Einer sagenhaften Ueberlieferung nach hätten diese, durch die Jagd angezogen, sich schon 948 an den Dnjeprmündungen niedergelassen. Später lagen sie dem Strome entlang und namentlich an dessen Stromschnellen (Porogi) dem Fischfange ob und waren ausgezeichnete Schiffsleute. Nach und nach bildeten sie sich unter dem Drucke der Tatarenüberfälle zu einer kriegerischen Verbrüderung aus. Mit der Zeit strömten ihnen von allen Seiten aus Polen und Südrußland Anhänger zu. Allmählich verbreiteten sie sich in die östlich und westlich von den Dnjeprschnellen liegenden Ländereien und nördlich bis gegen Kijew hinauf. Hiermit schieden sich diese kleinrussischen Kosaken in Saporogi, d. h. an den Wasserfällen wohnende und in städtische oder ukrainische (u kraina d. h. an der Grenze) angesiedelte. Letztere waren der Herrschaft Polens unterworfen, die Saporogen aber lebten völlig unabhängig in einer Art Freistaat mit der altslawischen Organisation des gemeinschaftlichen Land- und Viehbesitzes nebst der unbedingten Gleichheit unter allen Mitgliedern. Nur wenn sie ins Feld rückten erwählten sie einen „Ataman Kotschewoi“ d. h. Feldhauptmann mit unbeschränkter despotischer Gewalt. Auf den Dnjeprinseln hatten sie befestigte

Dörfer (Ssjätschi), in welchen sich nur unverheirathete, in die Verbrüderung eingeschriebene Kosaken aufhalten durften und Frauen niemals Zulaß fanden. Sie waren kühne, umsichtige, mäßige, unglaublich abgehärtete Kriegsleute, und richteten hauptsächlich gegen Tataren und Polen ihre verwegenen Streifzüge. Nach einer nicht unrühmlichen Geschichte, in welcher die Namen eines Taraß Bulba, Bogdan Chmelnitzky und Masepa leuchten, verloren die kleinrussischen Kosaken ihre Selbständigkeit, zuerst die ukrainischen zu Anfang, später die Saporogen gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Die alte Rolle der Kosaken ist längst ausgespielt. Heute sind sie nur noch ein allerdings nicht unwichtiger Bestandtheil des russischen Heeres, der unter einer besonderen, nach den Landschaften verschiedenen Verfassung lebt. Von den ukrainischen Kosaken ist fast nichts mehr vorhanden, Reste der Saporogen haben zur Bildung der Tschernomorzen am Kuban, im Nordosten des Schwarzen Meeres (daher der Name) gedient.

Nördliche Nachbarn der Kleinrussen sind die Weißrussen, im Nordwesten des Reiches. Nur im Gouvernement Kowno wohnen auch Litauer, und der Umstand, daß die Gutsbesitzer vielfach Polen sind oder wenigstens bis 1863 es waren, erinnert an die frühere polnische Herrschaft. In der That waren katholisch-polnische Edelleute die Grundherren der griechisch-orthodoxen Bauern, die von jenen in Verbindung mit ihren unentbehrlichen Juden auf das erbarmungswürdigste unterdrückt und ausgesogen wurden. Erst seit Aufhebung der Leibeigenschaft haben die Weißrussen sich aufzurichten und aufzuathmen begonnen; aber auch jetzt noch entlockt ihnen den Rest ihres Hab und Gutes der über das ganze unfruchtbare, infolge von Sümpfen zum Theil sogar unbewohnbare Land verbreitete Jude. Sie sind gutmüthige, friedliche und arbeitsame Leute, aber in ihrem Wesen traurig, wortkarg, ungemein

ernst und mit ausgesprochenem Hange zur Absonderung. Dörfer, die ein paar Dutzend Häuser zählen, gehören zu den größten Seltenheiten; in der Regel besteht eine Ortschaft nur aus drei bis vier Hoflagen; häufig tauchen einzelne Bauernhöfe dagegen, zerstreut zwischen Wäldern und Sümpfen, auf. Das Volk ist wegen dieser Beschaffenheit seines Bodens sehr arm, am ärmsten vielleicht in der Waldwüste von Bialowicz, deren kräftige Bewohner überdies ein eigenthümliches Gepräge tragen und von ihren Nachbarn auch in der Tracht etwas abweichen. Feierstunden und Festtage verbringt der Weißrusse in der Schänke, wo er sein letztes bewegliches Eigenthum hingiebt, um des Lebens Jammer zu vergessen. An Sonntagen ist die Schänke der Aufenthalt der ganzen Bevölkerung jeden Alters und Geschlechts. Hier wird der Weißrusse gemüthlich und froh, singt und lacht, und während die Jugend sich unermüdlich nach den näselnden Tönen des Dudelsacks dreht, schwinden ihm in kurzem Rausche die Mühseligkeiten seines armen Daseins. Nicht unerwähnt möge die in Weißrußland mitunter vorkommende Gepflogenheit bleiben, die Schädel der Neugebornen künstlich zu formen. Die Sitte ist nicht allgemein, findet aber die Hebamme den Schädel des Neugebornen nicht regelrecht gebaut, so greift sie zu einschnürenden Binden. E. Pokrowsky, welcher über den eigentlichen Brauch dankenswerthe Mittheilungen gemacht hat, vermuthet, er sei nicht national, sondern von den Polen auf die Weißrussen übergegangen. In den polnischen Bezirken von Gurno-Kalwari und Radomsk sucht die Hebamme zunächst nur mittels der Hände dem Kopfe des Kindes die Gestalt einer Kugel zu geben. Gelingt ihr dies nicht, dann erst nimmt sie ihre Zuflucht zur Binde. Beiläufig bemerkt, ist innerhalb des russischen Reiches die auch in Südfrankreich und auch sonst auf Erden vielfach vorkommende künstliche Schädelverunstaltung

im Kaukasus und bei den Lappen des Gouvernements Archangelsk üblich.

Unzweifelhaft das wichtigste aller Slawenvölker, nicht bloß der östlichen Gruppe, sind die Großrussen oder die Russen kurzweg. Sie in erster Reihe sind Gegenstand der widersprechendsten Beurtheilung, die leider nur selten auf Unparteilichkeit und Sachkenntniß sich stützt. In beklagenswerther Weise ist es Mode geworden, die Wissenschaft zu politischen Zwecken zu mißbrauchen, und der Bücher, welche ungeschminkte Wahrheit sich zum Ziele setzen, sind wenige. In Deutschland und England trübt das Urtheil über Rußland meist politische Voreingenommenheit. Wie berechtigt diese in vielen Stücken auch sein möge, es wird doch schwer gesündigt, sobald man sie auf das großrussische Volk überträgt. Natürlich zeigt dieses, wie jedes andere, tiefe Schatten; nur ist nicht alles Schatten, wie manche darstellen, daneben glänzen auch Lichtseiten, aller Beachtung werth. Glücklicherweise giebt es auch in Deutschland und England selbständige Denker, welche dieser Wahrheit sich nicht verschließen. Dr. Mackenzie Wallace, welcher sieben Jahre in Rußland zubrachte und die Landessprache vollkommen beherrscht, Franz von Löher, Meyer von Waldeck, Prinzessin Therese von Bayern dürfen unter anderen auf dieses Lob Anspruch erheben, wenngleich nur Meyer auf Grund eines fast dreißigjährigen Aufenthaltes in Rußland sprechen kann. Ihn wähle ich bei der nachfolgenden Darstellung hauptsächlich zum Führer, nicht ohne die beachtenswerthen Urtheile anderer zu berücksichtigen.

Meyer von Waldeck vergleicht den Großrussen mit dem Franzosen, Franz von Löher zieht eine Parallele zwischen ihm und dem Nordamerikaner, mit dem er vieles gemein hat. An die Seite des Franzosen stellt ihn sein glückliches sanguinisches Temperament; ihm verdankt er seine unzerstörbare Fröhlichkeit,

Gewandtheit, Geselligkeit und Gesprächigkeit, seinen Geschmack an leichter Unterhaltung und unschuldigen Spielen, seine Furchtlosigkeit oder vielmehr seinen leichten Sinn. Unbesiegbar ist sein Hang zur Heiterkeit, unglaublich seine Sorglosigkeit um die Zukunft. Lustig leben scheint ihm die Hauptaufgabe des Daseins. Viel arbeiten ist nicht nach seinem Geschmack, und wenn er arbeitet, scheut er jede größere Anstrengung. Daran trägt vornehmlich die Natur seines Landes Schuld. Von allen Slawen bewohnt der Großrusse das Gebiet mit dem kontinentalsten Klima, wo die größte Kälte herrscht, welche die Feldarbeiten unterbricht und während des langen Winters ihn zur Unthätigkeit verurtheilt, ihn so zu sagen zur Faulheit erzieht. Sehr anschaulich hebt Leroy Beaulieu diese Wirkung des Klimas und des einförmigen Bodens auf Thun und Lassen, auf Denken und Empfinden der Menschen hervor. Extrem wie das Klima ist auch der russische Charakter, der dem französischen Beobachter jedoch in ganz anderem Lichte als Herrn von Meyer erscheint. Darnach wäre das lymphatische Temperament beim Großrussen vorherrschend, sein Wesen melancholisch, des gemeinen Mannes Lebenserscheinung derb und düster; zwar lacht er herzhaft und singt, daß es schallt, dann aber fällt er gleich in seinen stummen Ernst zurück. Der Kampf gegen die Natur hat hauptsächlich den passiven Muth, die negative Energie entwickelt. Niemand weiß wie ein Russe zu dulden, zu ertragen, zu sterben wie er. Der russische Soldat ist der ausdauerndste in Europa und findet seinesgleichen höchstens im Osmanen, wird aber von diesem nicht übertroffen. Im Ertragen von Strapazen, namentlich in einem Winterfeldzuge, haben die Russen ganz bedeutende Leistungen aufzuweisen, und zwar bis in die neueste Zeit. Bringt der Russe dazu auch einen Körper mit, besonders gestählt, um der Kälte Trotz zu bieten, so erträgt er andererseits

ebenso leicht die größten Entbehrungen, wenn er nur schwerer Arbeit entgehen kann. Selbst bei den zahlreichen Festen scheint Ruhe und Unbeweglichkeit das Hauptvergnügen auszumachen. Bequemes und mäßiges Schaukeln ist seine Lieblingsbewegung, und selbst die gebräuchlichsten Tänze sind langsam und nachlässig monoton.

Mit beispielloser Gemüthsruhe läßt der Großrusse Glück und Unglück über sich ergehen. Er lebt nur im Augenblick und für den Augenblick. Seine Gleichgiltigkeit gegen alles, was da kommen mag, wird zur sträflichen Lässigkeit in allem, was Sorge für die Zukunft heißt. Für bevorstehende schlechtere Zeiten arbeiten und sparen, Vorräthe sammeln für magere Tage, alles das liegt nicht in seinem Wesen und Temperament. Das fröhliche Blut in seinen Adern, das Gefühl seiner Kraft und das Bewußtsein, mit welcher Leichtigkeit und Gewandtheit er im stande ist, sich aus kritischen Lagen zu befreien, bewirken, daß der Großrusse nirgends Gefahr sieht und selten an das Kommende denkt. Sorglosigkeit äußert sich in den kleinsten wie in den wichtigsten Dingen und bringt ihn oft in unnöthige Gefahren, woraus ihn Geistesgegenwart freilich meistens befreit. Im Zusammenhange damit steht seine Tapferkeit, in der Reihe der angestammten russischen Nationaltugenden keine der geringsten. Dem Hange zur Heiterkeit entspricht die Neigung zu Witz und Scherz in der Unterhaltung, welcher seltene Begabung für die Sprache, staunenswerthe Macht über das Wort und angeborne Beredtsamkeit entgegenkommen. Jedes frohe Gelage wird durch Gesang, Dichtung, gewandte und witzige Erzählung geschmückt.

Unter den Charaktereigenschaften des Großrussen leuchtet innige Frömmigkeit, gepaart allerdings mit einer starken Menge Aberglauben, aber auch mit liebenswürdiger Duldsamkeit. Ebenso entwickelt er ein seltsames Gemisch von Rauheit und

Einfalt, Gefühllosigkeit und Gutherzigkeit. Er ist menschenfreundlich, gefällig, zuvorkommend, in hohem Grade gutmüthig und mildthätig. Mit dem Bedürftigen, namentlich mit Gefangenen, die er niemals Verbrecher oder Uebelthäter, sondern „Unglückliche" nennt, theilt er die letzte Kopeke, — das letzte Stück Brot. Er ist Gefühlsmensch; das Herz giebt den Anstoß zu allen Handlungen, weshalb er im Umgange kindlicher, hingebender, gemüthlicher und gewinnender erscheint als der Kleinrusse. Sein Charakter hat eine solide Richtung, das Familienleben ist bei ihm von alten Zeiten her sehr ausgebildet, und sein Familiengefühl bildet einen hervorstechenden Charakterzug, von seiner sprichwörtlichen Liebe zu Kindern gar nicht zu reden. Von der russischen Gastfreundschaft giebt ein so parteiischer und leichtfertiger Schriftsteller, wie Grenville-Murray, selber zu, daß sie bezaubernd sei. Entgegen der gewöhnlichen Annahme birgt der Russe unter rauher Außenhülle Wohlwollen, Sanftmuth, selbst Zartheit und bleibt der großmüthigste Feind. Von Haus aus das unkriegerischeste und friedfertigste Volk der Welt, gewahrt der Großrusse im Kriege nur eine Geißel, der er sich in Gehorsam vor Gott und dem Zaren unterwirft. Auch von Rachsucht findet sich bei ihm keine Spur; Raub und Mord gehören zu den größten Seltenheiten, und man kann, wenn man keine politische Persönlichkeit ist, kaum in einem anderen Lande mit gleich großer Sicherheit durch die ödesten und menschenleersten Gegenden reisen. Stößt der Russe jedoch auf ein Hinderniß oder nimmt er den Kampf mit einem Gegner auf, so gewinnen Rauheit und Härte die Oberhand.

Der schlimmen Kehrseiten dieser Charakteranlage sind mancherlei. Der Hang zur Heiterkeit führt zur Genußsucht und Verschwendung. Der reiche Adel verpraßt für äußere Pracht vielleicht mehr denn irgend einer in der Welt. Aus

seinen Gütern preßt er so viel wie möglich heraus, thut für sie aber wenig oder gar nichts. Er verschwendet sein Geld für Wein, Musik, Diamanten und prächtige Kleider der Damen, hält einen ungeheuren Dienertroß, spielt hoch und der Ueberschuß seines Einkommens muß Reisen nach Paris, Nizza oder den deutschen Bädern bestreiten. Andererseits führt die maßlose Genußsucht zur Habsucht, zur Mißachtung fremden Eigenthums. So ist der Großrusse in hohem Grade geldgierig, daher er sich willig und unternehmungslustig zu allem zeigt, was Gewinn zu versprechen scheint. Diebstahl ist ein Nationallaster, was Franz von Löher in die Worte kleidet, der gemeine Russe lasse von fremdem Eigenthum, wenn er ohne Aufsicht ist, nicht gern etwas liegen, als heißes Eisen, Mühlsteine und dergleichen. Gleichwohl hat dieses Laster mit fortschreitender Gesittung beträchtlich abgenommen. Ja manche Reisende stellen der Ehrlichkeit des Volkes, namentlich im Norden, das beste Zeugniß aus, so traurig berühmt sich die Beamten durch ihre Unredlichkeit gemacht haben. Weiter entspringt aus der Genußsucht Völlerei und zum Theil, in den niedrigen Schichten, das Laster der Trunksucht, unzweifelhaft ein trauriges Stück Volkselend. Uebrigens bezeugt Prinzessin Therese von Bayern, daß was das Trinken anbelangt, die Russen besser sind als ihr Ruf; das Laster ist durchaus nicht so eingewurzelt und so allumfassend, wie parteiische Berichterstatter erzählen. Insbesondere in den letzten Jahren hat die Bierbrauerei ansehnlichen Aufschwung genommen und ist das Branntweintrinken bei den Großrussen entschieden in Abnahme begriffen. Weit mehr als die Hälfte aller Branntweinbrennereien befindet sich im Westen des Reiches, unter den Weiß- und Kleinrussen. Auffallend offenbart sich auch der gutmüthige, freundliche Charakter des Großrussen in der Betrunkenheit; während bei den meisten Völkern in solchem Zustande Ausbrüche der Rohheit vorzu-

kommen pflegen, ist der Großrusse darin stets zärtlich und liebebedürftig; sein Verlangen nach Kuß und Umarmung fordert dann unbedingt Befriedigung. Fast niemals hört man ihn in den Schänken (Traktir) lärmen oder schreien. Auch wird Rußland in Bezug auf die Anzahl der dem Trunke ergebenen Frauen von dem hochgesitteten England weit übertroffen. Aehnlich verhält es sich mit einer anderen Untugend, der sprichwörtlich gewordenen Unreinlichkeit des Großrussen; auch diese ist lange nicht so arg, als sie der Mythus schildert. Das Reinlichkeitsbedürfniß ist auch bei ihm nicht wenig entwickelt, nur macht er das an einem Tage der Woche, am Sonnabend, gründlich ab, was andere, emsigere Völker sparsamer auf sieben Tage vertheilen. So wenig der Großrusse Kamm, Seife und Wasser im Verlaufe der Woche für seinen Körper in Bewegung setzt, um so fleißiger und verschwenderischer geht er am Sonnabend Abend damit um, wenn er sein in keinem Dorfe fehlendes Dampfbad aufsucht, das den Schmutz sämmtlicher Arbeitstage für den Sonntag hinwegspült und ihm Frische, Gelenkigkeit, Wohlbehagen, Gesundheit für die ganze Woche, für das ganze Jahr verleiht.

Zweifel an der geistigen Begabung des Großrussen, auch des gemeinen Mannes, entbehren der Begründung; gemüthreicher mögen die Kleinrussen sein, an Geistesgaben übertreffen sie die Großrussen sicherlich nicht. Der Hauptfehler dieser ist, die eigenen Kräfte zu überschätzen und das Ausführen für eben so leicht als das Entwerfen zu halten, ein Zug, der durch alle Schichten geht. So fehlt es überall am richtigen Einklang zwischen Wollen und Können. Im übrigen erfassen sie alles ohne viel Mühe und bewältigen leicht die schwierigsten Probleme der Wissenschaft. Ausgesprochenes Talent für fremde Sprachen theilen sie mit den übrigen Slawen. Natürlich waltet großer Unterschied zwischen der

geistigen Höhe der Gebildeten und jener der unteren Schichten, welche des Volkes große graue Hauptmasse ausmachen. Erstere besitzen große Neigung für philosophische Weltbetrachtung, ohne jedoch in dieser Wissenschaft Selbständiges zu schaffen. Allein, dies auch zugestanden, ist es doch schwerlich richtig, daß ein echter Russe geradezu Widerwillen gegen Philosophie, klassisches Alterthum und selbst gegen Weltgeschichte hege. Wohl hält die leidige Genußsucht einen Theil der Gebildeten von geistiger Vertiefung und ernster Beschäftigung ab; viele von ihnen stehen aber doch in Bildung ihren Standesgenossen außerhalb der Reichsgrenzen nicht nach. Im gebildeten Russen eröffnet sich, sobald er mit Fremden ins Gespräch kommt, eine innere Helligkeit, ein wunderbares Verständniß für alles, was jener weiß und mitbringt. Sein Geist schweift gern in weiten Zügen durch Geschichte und Weltraum, findet gleich heraus, was ihm dienlich ist, und faßt es sofort mit fester Zange an. Uebereinstimmend betonen alle Beobachter die ungemein praktische, positive Geistesrichtung der Großrussen; unstreitig ist ihr Sinn auf das Thatsächliche, Greifbare gerichtet, daher sie denn hauptsächlich für Naturwissenschaften und was damit zusammenhängt den stärksten Trieb und die höchste Begabung zeigen. Die Zahl russischer Naturforscher von Ruf auf dem Felde der Chemie, Physik, Botanik, Mineralogie gebietet Achtung. Die Erdkunde verdankt den russischen Reisenden die Entschleierung eines großen Theiles von Asien, und unter den Meteorologen der Gegenwart behauptet ein Russe eine der ersten Stellen. Vor allem aber zieht sie eine hervorragende Begabung zu den mathematischen Wissenschaften, in denen sie Treffliches leisten, namentlich zur Mechanik. Etwas lau und lahm erscheinen ihre schöpferischen Kräfte in der Kunst, doch wäre auch hier ein abschließendes oder gar wegwerfendes Urtheil nicht am Platze. Die Erlöser-

kirche in Moskau, die schönste und großartigste Kirche ganz Rußlands, erst in diesem Jahrhundert entstanden, ward ausschließlich durch einheimische Künstler ausgeschmückt. In der Malerei überwog lange der religiöse Inhalt, jetzt aber giebt es keinen Zweig der Malerei, welcher nicht seinen Vertreter fände. Gehört auch Siemiradzkis glänzender Name als geborner Weißrusse wohl mehr der polnischen Kunst an, so haben sich doch Wereschtschagin und Aiwasowsky auch in Westeuropa Ruf erworben. Auch läßt sich schon von einer selbständigen, auf gesundem Realismus beruhenden Schule sprechen, die nicht zu verachtende Kunstwerke schafft.

Ungemein praktischer Sinn steckt auch im gemeinen Manne. Mehr schlau als klug, niemals ledig von angeborner Zweifelsucht, ist er äußerst scharfsinnig in gewöhnlichen Dingen, lernt langsam, begreift aber leicht und ist zweifellos bildungsfähig. In allen einfachen und niederen Künsten und Hantirungen begreift er leichter, besitzt er geschicktere Hand und größere Wagelust als irgend ein Standesgenosse sonst in Europa. Er traut sich alles zu und verdingt sich hier als Hirte, Jäger, Fischer, Schiffszieher oder Holzschläger, dort als Maurer, Zimmermann oder Heiligenmaler, und kommt er in eine Fabrik, so begreift er alles Werk auf der Stelle. Ganz besonders springt des großrussischen Muschik Geschicklichkeit und Anstelligkeit, seine Befähigung ins Auge, mit den schlechtesten und geringfügigsten Werkzeugen Unglaubliches herzustellen. Der Ausländer staunt über die einfachen Mittel, mit denen ein gebrochenes Rad ausgebessert und ohne künstliche Maschinen die größte Last gehoben wird. Mit dem gewöhnlichen Handbeil macht er in kürzester Frist die schwierigsten und feinsten Zimmer-, Wagner- und Schreinerarbeiten, so daß im buchstäblichsten Sinne das Sprichwort: Der Russe *reitet* mit dem Beil in den Wald und *fährt* aus demselben

zurück (d. h. auf einem dort angefertigten Wagen), die Wahrheit spricht. Seine hervorragende Geschicklichkeit zeigt sich namentlich in gewissen Zweigen der Hausindustrie, in denen er ganz Vorzügliches leistet. Ist nun auch richtig, daß der Russe in der Regel bei dem stehen bleibt, was er gehört oder gelernt hat, so wäre es doch, scheint es, unbillig, ihn für denkfaul zu erklären. Er mag im Grunde wenig denken, allein es ist noch sehr die Frage, ob in manchen Theilen, ja im Herzen Europas der Landmann zu regerem Denken sich aufschwingt als der Muschik. Vom Bewohner der bayrischen und tirolischen Alpen z. B. möchte dies stark zu bezweifeln sein. Ebenso skeptisch müssen wir uns wohl auch der angeblichen Lehre der Geschichte gegenüber verhalten, wonach das russische Volk immerdar wechsellos, wandellos in seinen Zuständen beharrte, daß kein Ereigniß, keine Erschütterung mächtig genug war, es in den tieferen Gründen seines Lebens zu packen und zu ändern. Solcher Ereignisse, solcher Erschütterungen hat es nämlich bisher, d. h. seit Rußlands Bestehen in seiner letzten Gestalt, bloß ein einziges gegeben: die Aufhebung der Leibeigenschaft, und alles, alles spricht dafür, daß diese erste Erschütterung das russische Volk in der That in den tieferen Gründen seines Lebens gar mächtig packt und eine gewaltige Umgestaltung desselben bewirkt.

Auch die überwältigende Mehrzahl der Großrussen gehört dem Bauernstande an. Leider fehlt ihnen gerade, wenn auch nicht das Geschick, doch Lust und Neigung zum Ackerbau. Mit Begierde ergreift der Großrusse jede Gelegenheit, dem Ackerbau, der ihm zu langweilig, zu einförmig und anstrengend ist, den Rücken zu kehren und irgend ein anderes Gewerbe zu treiben, bei dem es lustiger zugeht, bei dem er mehr Abwechslung und weniger Arbeit findet, wenn auch Schmalhans Küchenmeister ist. Ihm mangelt zur Landwirthschaft die er-

forderliche Festigkeit der ganzen Lebensrichtung, das Interesse am eigenen Heim, am eigenen Grund und Boden. Auch dies läßt sich nach Leroy-Beaulieu leicht als Folge äußerer Umstände erklären, ganz abgesehen davon, daß auch gewisse Einrichtungen, wie Leibeigenschaft und Art des Grundbesitzes mächtig dazu beitrugen. Hauptsächlich aber fallen ins Gewicht der Baustoff der großrussischen Wohnungen, der Izbá, die stets aus Tannenholz aufgeführt sind, und die sich daraus ergebende Häufigkeit der Feuersbrünste. Die Leichtigkeit, womit der Muschik in den nördlichen Landstrichen sein Obdach zimmert, eignet sich schlecht, seßhafte Gewohnheiten zu befestigen. Auch kleben die Menschen des Nordens weniger an der heimathlichen Scholle als die Südländer, wie unter anderem die starke Auswanderung aus Großbritannien, Deutschland und Skandinavien darthut. So erfüllt auch den Großrussen eine ruhelose Lust zum Schweifen, was Fremde mit dem großen Worte Nomadisiren bezeichnen. Da ist eine schrankenlose Beweglichkeit im Volke, ein beständiges Auf und Nieder, hier scheinen sich Bestandtheile fester an einander zu schließen und dort gehen sie wieder aus einander. Diesem abenteuernden Triebe folgten die Kosaken, als sie zur Eroberung Sibiriens auszogen, folgen heute noch die Tausende, welche die neuerworbenen Landstriche in Innerasien besiedeln helfen. Die Russen sind unläugbar — sehr im Gegensatze zu der besonders in England verbreiteten Meinung — ganz vortreffliche Kolonisatoren. Ihre Pioniere waren und sind zum Theil noch freilich nicht jene Sqatters, die im Vollgefühle einer schrankenlosen, freien Individualität sich nur außerhalb der Heimstätten der Gesittung wohl fühlen, dieser um Hunderte von Meilen voraneilen und den Pfad brechen, sondern seine Militärkolonien und Kosakendörfer, unter deren Schutze in unseren Tagen auch der bürgerliche Landmann sich einfindet.

Auf diesem Wege wurden die nomadisirenden Tataren, Kalmüken, Kirgisen und andere dem Organismus des russischen Staatsverbandes eingefügt, an Heeresfolge und Steuern gewöhnt und allmählich auch für die völlige Russifizirung vorbereitet. Ausnehmend stimmt zu diesem Wandertriebe des Großrussen hohe Begabung für den Handel; er ist ein geborner Kaufmann, in wenigen Fällen allerdings Handelsherr im großen Sinne, meist nur Krämer, der im kleinen operirt und bei seiner Leidenschaft für Markten und Schachern auch nur kleine Vortheile im Auge hat, es aber nicht selten zu Millionen bringt, selbst dann jedoch mit allen seinen Gefühlen und Gewohnheiten näher dem Bauern als den oberen Gesellschaftsschichten steht.

Der großrussische Bauer begehrt äußerst wenig von der Welt und begnügt sich mit magerer Kost und schlechtem Obdach; seine Lebensfreuden sind gering und anspruchslos. Ueber alles liebt er Musik und besitzt eine Unzahl im Volksmunde lebender Lieder mit meist weichen, melancholischen Weisen, dann eine Menge Erzählungen und Volksmärchen (Skazki), welche tiefen Einblick in des Muschik Denken und Fühlen gestatten. Sie verrathen das Walten mancher häuslicher Tugenden und liefern zahlreiche Beispiele von Kindes- und Elternliebe sowie von der Innigkeit der Familienbande, enthüllen aber auch des Volkes Laster und den allgemeinen Glauben an Zauberei, Hexen, böse Geister und den scheußlichen Vampyr, dessen Sage in den abschreckendsten Gestalten auftritt. Die Großrussen bekennen sich zum griechisch-orthodoxen Christenthume, dessen verknöcherte, erstarrte Kirche jene des Staates ist. Wer nicht zu ihr gehört, erscheint als kein echter Russe; gleichwohl besteht die Religion für sie wesentlich in den kirchlichen Zeremonien, und ein nicht unbeträchtlicher Theil des Volkes lebt ganz außerhalb derselben, zahlreichen Sekten anhängend.

Kein Zweifel, daß das großrussische Volk gleich den Klein- und Weißrussen, die sehr dünne Oberschicht der Gebildeten ausgenommen, sich in sehr engen Kulturgeleisen bewegt. Genauere Prüfung lehrt indeß, daß hier noch eine rückständige Entwickelungsstufe besteht, welche die fortgeschrittenen Nationen des Westens in ihren Hauptzügen dereinst gleichfalls durchlaufen haben. Das ganze Leben der russischen Slawen liegt noch in den Fesseln eines demokratisch-kommunistischen Zuges, der in der Familienverfassung, der Gemeinsamkeit des Gemeindegrundbesitzes wie im Genossenschaftswesen seinen Ausdruck findet. Ob man diesen demokratisch-kommunistischen Zug als specifisch russische oder gar slawische Eigenart ansprechen dürfe, scheint fraglich. Die meisten dieser Erscheinungen liegen ja auch in unserer eigenen Vergangenheit, nur daß sie zu den überwundenen Dingen gehören, bei den Slawen noch nicht, bei der Jugendlichkeit ihrer Gesittung nicht allzu erstaunlich. Nichts berechtigt zu denken, daß dieser Gesittungsrückstand für sie unüberwindlich sein, daß die Zukunft den Rang eines Kulturvolkes ihnen versagen werde. Ueber das russische Volk, dessen Kern die Großrussen waren, sind und immer mehr werden, urtheilt ein Vielgereister wie Ernst von Weber, der in verschiedenen Erdtheilen zahlreiche Völker kennen lernen und beobachten konnte, „daß dasselbe viel besser ist, als es sich viele Leute bei uns zu Hause vorzustellen pflegen, und daß eine hohe Begabung und zahlreiche Keime der höchsten christlichen und humanen Kultur in ihm schlummern, die jedes Jahr mehr und mehr erwachen und sich in stetigem Wachsthum entwickeln.“





Die Südslawen.

Größer denn irgendwo ist auf den ersten Anblick die Mannigfaltigkeit der Stämme und Völkchen im Bereiche der dritten großen Gruppe der Slawen, jener der Südslawen. Der Schein trügt. Die Zahl der Namen allerdings ist verwirrend groß. Da sind Slowenen, Serben, Kroaten, Schokazen, Bunjewazen, Tschitschen, Morlakken, Uskoken, Bosnier, Herzegowzen, Zrnagorzen, Dalmatiner, Bulgaren u. a. Dennoch ist die Zahl der eigentlichen südslawischen Völker gering. Alle diese Namen bezeichnen keine besonderen Völkerschaften, sondern besitzen meist bloß örtliche Bedeutung. Nur die irrigen Darstellungen sprachunkundiger Touristen haben die Vorstellung einer südslawischen Völkerschaar erweckt. Aus einem früheren Abschnitte weiß der Leser, daß bloß zwei große Slawenstämme den Südosten Europas in Besitz nahmen: die Serben und die Slowenen, aus welch letzteren durch Vermischung mit den uralaltaischen Bulgaren das heutige Volk dieses Namens hervorging. Mehr als diese drei Grundstämme, Serben, Slowenen und Bulgaren, sind auch dermalen nicht vorhanden, und das ganze Heer südslawischer Volksnamen läßt sich auf diese zurückführen.

Von dem ehemals starken Volke der Slowenen hat sich ein bescheidener Rest erhalten, der zugleich den äußersten, nordwestlichsten Flügel der Südslawen darstellt. Zu ihm, dem einzigen Träger des alten Namens, gehören 30 Prozent der Bevölkerung von Steiermark, 24 Prozent von Kärnten, 30 Prozent von Krain, sowie ein Theil der Grafschaft Görz und die Ortschaften um Triest sowie im nordwestlichen Istrien. In mehr denn einer Hinsicht weichen Lage und Schicksal der Slowenen ab von jener der [illegible] jeder von fremdem [illegible] Volksthume umbrandet und daher [illegible] der deutschen [illegible] Von allen Südslawen [illegible] Kopfzahl [illegible] am meisten gefährdet [illegible] Bildung durchtränkt. [illegible] Kärnten, Krain und Steiermark [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] nationalen Bewegung [illegible] [illegible] [illegible] sonst keine, denn [illegible] da entwickeln sich [illegible] das Ganze aber [illegible] man die Gesittung des [illegible]

anschlagen, was da ist, wurde lediglich auf nationaler Basis erreicht, und das Volk stand am tiefsten in Zeiten, in denen das nationale Bewußtsein am meisten unterdrückt war."

Den Grundstock des Slowenenthums bildet das Herzogthum Krain, sowohl in Kopfzahl, als auch weil hier mit fremden, nichtslawischen Elementen die geringste Mischung herrscht. Durch Sitte, Tracht und Brauch sticht der Slowene von allen Nachbarn mitunter scharf ab. Von seinen nörd- wie südlichen Stammesvettern unterscheidet er sich wesentlich durch stärkeren Erwerbssinn und nachhaltigere Betriebsamkeit; er lebt nicht gleichermaßen sorglos von der Hand in den Mund. Ist er gleich meistens nicht so arbeitsam und darum selten so wohlhabend wie der Deutsche, der freilich auch in weit begünstigteren Landstrichen wohnt, so hält er doch gewöhnlich das Seinige zusammen, nutzt den vorhandenen Besitz aus, führt ein ordentliches Familienleben und erweist sich im Durchschnitt ehrlich, namentlich dem Fremden zuvorkommend, gutmüthig, gastfrei und theilnehmend, wiewohl im Laufe der Zeiten das Volk sich immer mehr verschlossen hat, denn es mußte nur zu häufig Hohn und Spott über seine alten Gebräuche und Gesänge hören. Die Neigung zur Trunksucht teilt der Slowene mit den übrigen Slawen, und da unter dem Vorwande der Religion, besonders auch durch Wallfahrten, fast ein Drittel der Arbeitstage im Jahre verloren geht, kommen nicht eben viele slowenische Bauern bedeutend weiter, als sie begonnen haben. Nicht wenig trägt allerdings der unfruchtbare Karstboden das Seinige dazu bei. Deutlich spaltet auch die Natur ihres Landes die Slowenen in zwei verschieden geartete Typen. Im romantischen Oberkrain sichern nebst rationeller Bodenbewirthschaftung verschiedene industrielle Beschäftigungen, insbesondere die Eisenverarbeitung, der Bevölkerung hinreichenden Erwerb. Besonnener und ruhiger als

der Slowene des Unterlandes ist der Oberkrainer stolz, betriebsam, intelligent. Die geistigen Anlagen des Volkes sind überhaupt nicht gering; unter berufenen Beurtheilern herrscht nur eine Meinung: die Schüler bringen in die Schule meist einen guten Kopf, einen guten Willen mit, daher wird ihnen das Lernen leicht. Fast alle Männer von Bedeutung, deren die Slowenen sich rühmen, sind aber Oberkrainer gewesen. Der weinbauende Unterkrainer dagegen lebt in fröhlicher Genügsamkeit, mitunter leichtfertig dahin, genießt sorglos das sichere Heute, unbekümmert um das ungewisse Morgen. Ist der Wein gerathen, so herrscht allerorts lustiges Leben; im Gegentheile aber klopft die Hungersnoth mit ihrer dürren Hand an die Hütten der sonst so fröhlichen Bewohner. Unterkrain ist die Wiege eines reichen Schatzes der lieblichsten Volkslieder und Märchen. Vorliebe für Musik, besonders Gesang, ist ihnen mit allen Slawen gemein. Jedenfalls zählen die Slowenen zu den gesittetsten Slawenstämmen.

Eine Ausnahme bilden bloß die freilich sehr geringfügigen sogenannten Weißen Krainer (Beli Krajnci), in Unterkrain jenseits des Gorianc-Berges längs der Kulpa von Möttling bis Osiunic. Ihr geistiger und materieller Zustand ist nicht erfreulich; die beklagenswerth niedere Stufe des einen bedingt naturnothwendig den andern. Ihre sprichwörtliche Armuth rührt vornehmlich von der Unfruchtbarkeit des Bodens her, doch wird auch die Landwirthschaft arg vernachlässigt, und noch anfangs der Siebziger Jahre gab es ganze Gegenden, wo niemand oder nur sehr wenige des Lesens kundig waren. Die Wohnungen sind überaus ärmlich. Dennoch fehlt es auch diesen Leuten an Frohsinn nicht. Selten geht der Weiße Krainer aus Polland (Poljane), einem der Hauptorte des Ländchens, schweigend einher, stets singt er heitere Lieder. Und wenn die Frau auch schwere Arbeiten verrichtet, das

Feld bestellt, und, während der Mann als Krämer umherzieht, dessen Verrichtungen in Haus und Stall besorgt, so singt sie doch, wo sie geht und steht. Sie sinnt nicht lange, was sie singen soll, sie dichtet aus dem Stegreif ihr Liedchen, das so recht aus Herzenstiefe als reinster Volksgesang emporquillt.

Slowenische Slawen nehmen auch die nördliche Hälfte der Halbinsel Istrien ein, auf welcher im übrigen die Zahl der einzelnen Stämme vielleicht größer ist denn irgendwo. Zu den Slowenen zählen darunter die Werchinen oder Bergbewohner im Nordosten, dann die Sawrinen zwischen der Hauptkette des Karstes und herein bis zum Flüßchen Dragogna, also im Gebiete von Triest, Capodistria und Pirano; sie gelten als die rührigsten und tüchtigsten Ackerbauer. Den ärmsten Theil des Karstes bewohnt das Völkchen der Tschitschen, die man heute zu den Slowenen rechnen darf, eigentlich aber slawisirte Rumänen sind, ähnlich den Huzulen der Karpathen. Seine rumänische Herkunft verräth der Tschitsche durch Lebhaftigkeit und Geschwätzigkeit, die vom verschlossenen Wesen der Slowenen auffallend abstechen. Die Tschitschen sind eine Art Hirtenvolk, von der Armuth ihres Bodens zur äußersten Genügsamkeit gezwungen. Im Frühjahr treiben sie ihre Schafheerde auf die spärliche Weide, in ihren elenden Häusern beschäftigen sie sich mit dem Anfertigen von Schleif- und Wetzsteinen, von Faßdauben und mit Kohlenbrennerei. Auch die Tschitschen ermangeln höherer Gesittung, nehmen es mit der Moral nicht allzu streng und haben in Bezug auf das Eigenthum anderer ihre eigenen Begriffe. Sie kümmern sich nicht um gestern und morgen und sind in ihrer Art zufrieden. Der Mann macht es sich leidlich bequem und bürdet alle schwere Arbeit dem Weibe auf, welches sich ihnen willig unterzieht, keinen Augenblick müßig bleibt, sogar im Gehen

spinnt und auch auf Reisen von der geliebten Spindel sich nicht zu trennen vermag. Wie bei den meisten Slawen zeichnet sich das eheliche Leben durch Eintracht und Treue aus.

Im Gebiete von Pinguente lebt dann in dem Stamme der Futschki ein Uebergang von den Slowenen zu dem zweiten Hauptvolke der Südslawen, den Kroaten oder richtiger Serbo-Kroaten, welche wie in Istrien, auch an der ganzen krainischen Ostgrenze die unmittelbaren Nachbarn der Slowenen sind. Aus einem früheren Abschnitte hat der Leser ersehen, daß bei der Einwanderung der hinterkarpathischen Slawen die Chorwaten oder Kroaten das Sawegebiet und Dalmatien einnahmen, während die Serben sich östlich von ihnen in den Gebieten der Morawa, Drina und Naretwa (Narenta) niederließen. Seit jeher waren Kroaten und Serben die zwei nächsten und verwandtesten Stämme der nämlichen Nation, die zwei Namen Hrvat (Kroate) und Srb (Serbe) ursprünglich die zwei einzigen bekannten und im Volke lebenden, bis später durch die politische Zersplitterung mancherlei geographische Namen sich einschleppten, die aber keinen ethnischen Werth besitzen. Die staatliche Zerstückelung, wozu sich dann noch religiöse Verschiedenheit gesellte, diese beiden Umstände haben im Laufe der Jahrhunderte die beiden Glieder des einen Körpers getrennt. Zur Zeit der Türkeneinfälle in Kroatien und Slawonien vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, als dieses wilde Volk die beiden Länder plündernd und verheerend durchzog und einen großen Theil auch unterjochte, entstand im ganzen Süden eine große Bewegung, eine neue Völkerwanderung, welche auf die Bevölkerungsverhältnisse Kroatiens und Slawoniens einen bedeutenden Einfluß ausübte. Als ein großer Theil Südkroatiens unter der harten Türkenfaust seufzte, wanderte eine Menge Volkes südlich von Kulpa und Unna weiter gegen Norden und siedelte

sich theils zwischen Kulpa und Drau an, theils außer der Heimath im westlichen Ungarn, namentlich im heutigen Eisenburger und Oedenburger Komitate um den Neusiedlersee an — es sind dies die jetzigen bosnischen oder Wasserkroaten — ferner auch im Wieselburger und Preßburger Komitate und selbst in Niederösterreich an der Leitha sowie in Mähren, im heutigen Znaimer Bezirk. Die kroatischen Standorte aber nahmen bosnische und serbische Flüchtlinge, die sogenannten Uskoken ein, indem sie sich im kroatischen Küstenlande, hauptsächlich um Zengg, in Sichelburg an der krainisch-kroatischen Grenze, im heutigen Kroatien zwischen Drau und Sawe, endlich in Slawonien und Syrmien ansiedelten. Die Uskoken von Zengg wurden später, infolge der Klagen Venedigs über Seeräuberei, nach Sichelburg im Mittelpunkt des nach ihnen benannten Uskokengebirges, versetzt. Dort lebt heute noch ein kleiner Rest des einst gefürchteten Volkes, etwa 500 Köpfe, kräftig aber rauh in Sitten und Brauch fast noch im Naturzustande. Im stolzen Bewußtsein ihrer Kraft und Nationalität sich selbständig und frei fühlend, besitzen sie die meiste Aehnlichkeit mit den Zrnagorzen oder Montenegrinern. Der Uskoke — um diesem Menschenhäuflein einige Worte zu widmen — vereint viele der südslawischen Vorzüge und Mängel, die sich nach und nach immer mehr verlieren. Ihn kennzeichnen bis zur Tollkühnheit gesteigerter Muth, welcher in der Begeisterung für die orthodoxe Kirche und im unversöhnlichen Türkenhasse stets neue Nahrung findet; Verschlossenheit, fast Mißtrauen gegen alles Fremde und begeisterte Vorliebe für die übrigen slawischen Brüder; dazu Liebe zu seinem Stamme wie zur Familie und stolze Erinnerung an die thatenreiche Vergangenheit. Im geselligen Umgang ist er heiter, liebt Musik und Gesang und läßt die Heldenlieder seiner Vorfahren mit Begeisterung erschallen.

Das häusliche Leben der Uskoken war von jeher patriarchalisch. Mehr als Ackerbau zog sie Viehzucht, besonders Schafzucht, an, denn der Handel damit war gewinnbringend; doch gehört Sparsamkeit eben so wenig zu ihren Tugenden als Mäßigkeit. Ihr eigenthümlicher Charakter mit dem ehemaligen Hang zu Raub und Plünderung ist gegenwärtig in Brauch und Tracht schon mehrfach verwischt und in nicht ferner Zeit dürfte vielleicht nur noch das Uskokengebirge ihren Namen in der Geschichte bewahren.

Die obenerwähnten kroatischen Niederlassungen in Westungarn, Niederösterreich und Mähren wurden, seitdem der slawische Stamm im Ennsgebiete untergegangen war, zum Bindeglied zwischen der nördlichen und südlichen Slawenwelt. Nach diesen Bewegungen und Wanderungen der Kroaten und Serben im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wird es geradezu unmöglich zu bestimmen, wo und welche heute Kroaten oder Serben sind; denn in vielen Gebieten hat sich das Bruderblut so sehr gemischt, daß eine Scheidung des serbischen und kroatischen Elementes ebenso unmöglich als überflüssig wäre, während gegen die Slowenen und die nichtslawischen Nationen die Grenzen unschwer zu bestimmen sind. Deshalb spricht man am besten von ihnen als von den Kroatoserben. Denn die Verschiedenheit zwischen Kroaten und Serben beruht nicht auf der Nationalität, welche die nämliche ist, sondern vielmehr auf den beiden von außen, durch den politischen Einfluß und die byzantinische Kultur, geschaffenen Faktoren: dem Glauben und der Schrift. Die Kroaten sind römische Katholiken und bedienen sich des lateinischen Alphabets, die Serben hängen der griechisch-orthodoxen Kirche an und schreiben mit cyrillischen Lettern. Und hier will ich eine große Parenthese eröffnen: In der ganzen Slawenwelt ist die Kirche mit der Nationalität enge verbunden, so sehr, daß erstere zumeist

an Stelle der letzteren tritt. Der Jude hört auf Jude zu sein, wenn er sich als Christi Anhänger bekennt, und der Ruthene in Galizien nennt sich einen Polen, wenn er zum lateinischen Ritus übertritt. In der Bukowina nennt er sich einen Walachen oder Rumänen, wenn er von der Union mit der römischen Kirche zurücktritt. In Großpolen nennt der Katholik, wenn er auch ein Deutscher ist, sich einen Polen, der Protestant dagegen heißt ein Deutscher, wenn er auch ein Pole ist. In gleicher Weise betrachten die serbokroatischen Muhammedaner in Bosnien und der Herzegowina sich als Türken und ähnlich ist's mit den Pomaken, oder islamitischen Bulgaren. So sind denn die Kroaten der katholische und die Serben der orthodoxe Bruchtheil des einen und nämlichen Volkes der Kroatoserben. In Ungarn, wo es auch katholische Serben giebt, nennen diese sich zum Unterschiede von den Orthodoxen Bunjewazen und Schokazen, Namen, denen freilich auch die ethnische Bedeutung von Stämmen zukommt. Denn die Bunjewazen unterscheiden sich von den Schokazen nicht nur durch die Kleidung, sondern sind im allgemeinen auch aufgeweckter und ein schönerer Menschenschlag. Sie sind ausschließlich Ackerbauer und nach ihrer Ueberlieferung anfangs des siebzehnten Jahrhunderts aus Dalmatien nach Ungarn eingewandert, noch vor den eigentlichen Serben, mit welchen weder sie noch die Schokazen Heirathen schließen.

Innerhalb dieses ansehnlichsten Zweiges der Südslawen, welcher alles umfaßt, was auf der Balkanhalbinsel slawisch ist, die Bulgaren ausgenommen, weist der Stand der Gesittung die mannigfachsten Schattirungen auf und durchläuft so zu sagen die ganze Stufenleiter von der Barbarei bis zur Kultur. Obenan stehen ohne Frage die Serbokroaten der österreichischen Monarchie und unter diesen wieder jene des südlichen Ungarn, insbesondere der reichen Landschaft Bacska (spr. Batschka),

wo sie auch verhältnißmäßig vermögend sind. In den Städten Südungarns unterscheiden die Serben in Lebensweise und Gebräuchen sich nicht mehr besonders von den Magyaren und Deutschen. An der dalmatischen Küste Kaufmann und Seemann, hat der Serbe im Verkehre mit den Fremden so manche nationale Sitte abgelegt. Ganz anders schon die Bewohner der Hochlande sowohl Dalmatiens als noch mehr des Innern. Kein Zweifel, daß die günstigeren Verhältnisse, unter welchen die österreichischen Serbokroaten lebten, sie einer höheren Gesittung entgegenführten. Ihnen zunächst reihen sich die Serben des Königreiches an, welche von der kulturfeindlichen Türkenherrschaft sich auch früher befreien konnten als ihre Stammesbrüder in Bosnien, denen erst vor wenigen Jahren die Stunde der Freiheit schlug. Ist die Kultur im heutigen Serbien immer noch gering genug, so stand sie doch am tiefsten bei der jahrhundertelang durch Paschawillkür geknechteten christlichen „Rajah" Bosniens. Leichter war es freilich dem auf den unnahbaren Karsthöhen wohnenden Herzegowzen und dem Sohne der Schwarzen Berge ihre Selbständigkeit zu erhalten, aber der stete Kampf mit dem barbarischen Gegner ließ auch bei diesen, ganz abgesehen von der kümmerlichen Natur ihres Gebirgslandes, keine Keime höherer Gesittung aufkommen. Herzegowzen und Montenegriner mit den ihnen nahe verwandten Morlaken des südlichen Dalmatiens, den Bocchesen um Cattaro, den Kriwoscianern um Risano u. a. gehören heute noch zu den rohesten Zweigen der Südslawen und unterscheiden sich in Barbarei und Grausamkeit nur wenig oder gar nicht von ihren türkischen Nachbarn. Die Anwohner der Narenta und des Gebietes um Klek stehen in Dalmatien selbst nicht im besten Rufe. Sie leben von einem Tage zum andern, ohne sich im geringsten um die Verbesserung ihres Schicksales zu kümmern. Meist cholerischen Temperaments,

für mildere Gefühle taub, dem Zorn und seinen Folgen ergeben, unterscheiden sie sich von den übrigen Dalmatinern durch Misanthropie und Mangel an Gastfreundschaft gegen die Fremden, die meist nicht gerne gesehen sind und oft nicht einmal Unterkunft und Nahrung um schweres Geld erlangen können. In den Bocche steht die Bildung auf niedrigster Stufe und selten kann einer lesen; der Stamm ist arbeitsscheu und sorgt daher für seine leiblichen Bedürfnisse so schlecht, daß die Leute nicht wissen, was ein Bett ist. Nicht anders ist es bei den Županern und Pastrowitschianern.

Alle diese Süddalmatiner bekennen sich fast ausschließlich zur griechisch-orthodoxen Kirche, und ihr gehören seltsamerweise die gefürchtetsten Stämme an, aber nicht nur in Dalmatien, wo sie die Mehrzahl bilden, sondern auch anderwärts, wo sie in der Minderheit bleiben. Diese sind es, welche den stärksten Beitrag zu den „Haiduken" oder Räubern liefern. Die grenzenlose Armuth des Bodens unterstützt den Diebs- und Raubsinn; Hang zum Müssiggange, Bosheit und Rachsucht, die Sitte der Blutrache und abergläubische Vorurtheile, genährt von einer größtentheils unwissenden Geistlichkeit, der sie blinde Verehrung schenken, sind das mächtigste Hemmniß der Kulturentwickelung. An Muth und Entschlossenheit, besonders als Seefahrer, übertreffen die Bocchesen alle anderen Slawen Dalmatiens, an Kunst und Rechtlichkeit stehen sie aber hinter ihnen weit zurück. Die Kriwoscianer sind eines Stammes mit den Zrnagorzen und werden auf etwa 300 Gewehre veranschlagt. In diesen Gegenden zählt man allgemein nach Gewehren (Puski), nie nach Männern; wer nicht Schuß und Stoß zu gebrauchen weiß, ist kein Mann; ihm geziemt es zu Hause zu bleiben, wie dem Weibe. Des Knaben höchster Ehrgeiz ist eine Pistole im Gürtel und dem finstern Vater auf seinen Wegen die Flinte tragen zu dürfen. Auch der

Zrnagorze, Herzegowze und Bosniake ist nur Krieger. Seine Arbeit besteht darin im Waffenschmuck zu glänzen, und im Gürtel führt er stets ein wohl assortirtes Lager davon mit sich. Nur dazu wird er erzogen, und nach dem Nationalglauben der Montenegriner ist jeder von ihnen ein „Held“, wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß sie für „jungen Mann“ und „Held“ nur ein Wort: Junak besitzen. Ihre Kriegführung ist so barbarisch wie nur möglich. Im Fernkampfe schießen sie stets nur aus sicher gedeckten Stellungen hinter Felsen gekauert und schleichen sich, wenn sie den Feind in Unordnung gebracht oder erschüttert glauben, an ihn heran, vorsichtig jeden Stein, jede Bodenfalte zur Deckung benützend. Auf Befehl ihres Anführers stürzen sie sich dann mit wildem Geschrei, Tigern gleich, auf den Feind, um ihn mit dem krummen „Handschar“ zu zerfleischen. Nasen, Ohren und Oberlippen werden den Besiegten abgeschnitten, wohl auch ein Theil der Stirnhaut als Siegestrophäe skalpirt, und in den Steinhütten der Schwarzen Berge konnte man noch vor nicht langen Jahren über dem Herdfeuer an langen Schnüren in Rauch getrocknete Türkenköpfe hängen sehen, welche als Trophäen sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbten und deren Zahl möglichst zu vermehren der besondere Stolz jeder lebenden Generation war. Die Weiber spornen die Männer zum Kampfe an und bilden nebst den Kindern den Troß, zugleich die Lastthiere bei den Kriegs- oder Beutezügen; denn ist die Mordlust gekühlt und der Feind vernichtet, so geht es ans Plündern. Ist die Stellung des Weibes bei allen Südslawen sehr untergeordnet, so sinkt sie beim Zrnagorzen vollends zu Hausmagd und Lastthier herab. Sie verrichtet alle Arbeit. Und dennoch wird die mißhandelte Sklavin, wie Serristori ausdrücklich versichert, sehr geachtet. Auch hält der Zrnagorze strenge auf Sitte und Friedlichkeit in Haus und Familie, und

ebenso ist die wilde Morlakin von seltener Sprödigkeit. Mit der Treue desjenigen aber, dem sie sich hingiebt, nimmt sie es über alle Maßen streng. Der Verführer, dem sie folgt, kann sie nur durch die Verheißung der Ehe gewinnen. Werfen nun auch weiter noch Habsucht, Bestechlichkeit und Jähzorn düstere Schatten auf Zrnagorzen und Verwandte, sind sie auch ungemein abergläubisch, so bilden hinwieder Beharrlichkeit und Ausdauer, willige Unterordnung unter Befehl und Leitung, Treue, Nüchternheit und Mäßigkeit Lichtseiten dieser rohen Menschen. Kurz, es sind Halbwilde, die bis unlängst nichts von der Wohlthat von Gesetzen wußten und in augenscheinlicher Verwilderung lebten.

Dieser Stand der Dinge ist nur zu begreiflich. Denn ein Volk, welches entweder in langer Knechtschaft schmachtete, wie die bosnische Rajah, oder in fortwährender Berührung stand mit barbarischen Elementen, wie die Osmanen sind, kann sich einer unheilvollen Einwirkung auf seine gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnisse nicht erwehren. Das Unkraut in des Nachbars Garten wird mit fliegendem Samen auf sein Gebiet herübergetragen und schießt hier nicht selten kräftiger ins Kraut wie bei dem lässigen Nachbarn selbst. Das Raubprinzip des Islams, als dessen Träger die Türken nach Europa drangen, nöthigte insbesondere den mißhandelten, beraubten und entehrten Landbauer der unterjochten Völker, selbst das Räuberhandwerk zu ergreifen, und das nationale Klephtenthum in den slawischen, bis unlängst türkischen Provinzen ist eine unmittelbare Frucht des Islam. Die geistige Roheit wie jene der Sitten ist nur ein Ergebniß jenes traurigen Zustandes, worin das Volk seit vier Jahrhunderten dahinlebte. Das Kopfabschneiden, die Verstümmelungen der Ohren und Nasen haben die Bosniaken, Herzegowzen, Montenegriner u. a. von ihren türkischen Peinigern gelernt. Sie

deshalb zu verdammen und sich in tugendhafter Entrüstung von dieser Barbarei abzuwenden, ist entweder Tartufferie oder Unkenntniß. Ueberall, wo die Südslawen — Serbokroaten wie Bulgaren — unter dem Türkenjoche seufzten oder ihren fortwährenden Berührungen ausgesetzt waren, blieben sie auch zur Unkultur verurtheilt; die Besserung der Verhältnisse tritt augenfällig hervor, je weiter man sich aus dem Bannkreise des Osmanenthums entfernt. Wo der Gifthauch türkischer Herrschaft weicht, beginnt neues Leben sich zu regen.

Aller dieser, durch die äußeren Umstände bewirkten Unterschiede ungeachtet, ist der Serbokroate doch überall seinem Wesen nach gleich geblieben, hat er seinen Grundcharakter bewahrt, im Vergleiche zu welchem die Abweichungen untergeordneter Art sind. Man kann bemerken, daß der österreichische Serbe ein offenes freies Wesen besitzt, in der Bacska sogar zum Frohsinn neigt und an der dalmatischen Küste durch Redseligkeit und Zugänglichkeit für fremde Einflüsse von dem Ernste und der Einsilbigkeit des Hochländers absticht, während in dem verschlossenen, vorsichtigen, engerer Freundschaft nur schwer sich erschließenden christlichen Serben Bosniens, der in jedem Fremden einen Freund seiner Bedrücker zu sehen gewohnt ist, etwas haftet, was auf seine unwürdige Stellung in der Gesellschaft hinweist. Dies ist aber auch so ziemlich alles. Sonst ist der Grundcharakter der gleiche, nur daß er den Umständen entsprechend auf verschiedene Weise zu Tage tritt. So erfüllt die Treue zum Glauben ebenso den rechtgläubigen Moslim wie den rechtgläubigen Christen, nur daß bei letzterem die Kirche mehr mit zum nationalen Leben gehört und Volksgebrauch und Kirchenkultus Hand in Hand gehen. Der Serbokroate hält seinen Schwur, achtet die Verträge und ist treu, wenn er Treue gelobt hat. Gastfreundschaft ist geheiligte Sitte; Freundschaft und Liebe sind allen

heilig, selbst wenn sie sich feindlich gegenüberstehen, Opferwilligkeit, aber auch Trotz und Eigensinn allen gemeinsam. Muth und Unerschrockenheit zeigt jeder in seiner Weise. Alle sind sie voll Anhänglichkeit und Pietät für den väterlichen Herd, voll warmer Liebe für Familie und Hausgenossenschaft. Die Frau spielt noch eine untergeordnete Rolle, obzwar auch hierin ein Fortschritt, namentlich in Oesterreich, theilweise auch in Serbien, bemerkbar ist. Dabei gehen gerade Mutter und Schwester dem Serben über alles. Die Eltern-, namentlich die Geschwisterliebe ist ihm mehr als allen übrigen Slawen eigen. Ihr entquillt die eigenthümliche Wahlverschwisterung zwischen Männern oder Mädchen unter einander, aber auch zwischen Mann und Mädchen; sie bildet einen charakteristischen Zug serbischen Volkslebens. Auch die national-religiösen Gebräuche der Serbokroaten, worin überall Anklänge an altheidnische Anschauungen auffallen, tragen einen und denselben Charakter und lassen sofort die Zusammengehörigkeit der einzelnen Stämme erkennen.

Unstreitig sind die Serbokroaten der geistig bedeutsamste südslawische Volksstamm, zwar mit ausgeprägtem Hang zu Mystizismus und Aberglauben, aber auch ungemein phantasiereich. Die Volkspoesie, in welcher Serbiens einstige Größe fortlebt, enthält kostbare Perlen und pflegt als Gemeingut des ganzen Volksstammes mit besonderer Vorliebe das nationale Heldenlied. Das wandernde Volksängerthum, welches die Helden der Vergangenheit preist, waltet hier noch ebenso lebhaft wie die Kunst der Volkserzähler, die der horchenden Menge die alten Sagen und Märchen überliefern und dergestalt in ihr Nationalbewußtsein, Nationalstolz und Haß gegen den türkischen Erbfeind, wach erhalten. Tapfer bis zur Verwegenheit, erfüllt vom slawischen Zuge nach Gleichheit und Brüderlichkeit, voll der glühendsten Freiheits- und Vater-

landsliebe, für die eigene Nation zu den größten Opfern bereit, werden die Serbokroaten dadurch nicht selten exklusiv, gegen andere Volksstämme schroff und ungerecht. Doch ist bei allen kriegerischen Tugenden der Serbe im allgemeinen eine duldsame, friedfertige Natur. Zweikampf und Blutrache kennt die Mehrzahl nicht. Verbrechen kommen wenig vor, Diebstähle fast niemals. Selbst in Montenegro, dem wilden Lande, hat man überall an den Thüren nur lockere hölzerne Riegel, keine Schlösser. Der Serbe ist ehrlich; bei seinem scharfen Verstande läßt er sich nicht leicht übervortheilen, betrügt aber auch nicht. Nur der rauhe Zrnagorze macht sich beim Handeln kein Gewissen daraus, ja bildet sich auf seine Schlauheit noch etwas ein. Diebstahl ist aber auch in den Schwarzen Bergen tief entehrend und allgemein verachtet. Glaubt der Serbe in einer Sache im Rechte zu sein, so hält er daran fest und läßt es auf einen Prozeß ankommen. Von stolzem Selbstgefühl durchdrungen, ist er im Königreiche Soldat oder Beamter, am allerwenigsten Handwerker. Gewerbebetrieb däucht ihm verächtlich. Der Drang zur Arbeit ist nicht groß, die Ausdauer zu schwerer Arbeit fehlt. Den Landmann beschäftigen Wald und Viehzucht viel mehr als der Ackerbau, welcher größere Mühe und Fleiß erheischt. Seine Schweinezucht insbesondere ist berühmt und liefert den Hauptreichthum des Landes. Kleidung, Wohnung und Geräthe sind auf dem platten Lande noch ungemein einfach und ursprünglich. Nur in den größeren Städten trägt man sich schon größtentheils europäisch, auf dem Lande herrscht sonst die malerische Tracht des Orients, und nie fehlen die Pistolen im Gürtel. Die Dörfer bestehen durchgehends aus kleinen einstöckigen Häusern aus Lehm und Flechtwerk, ohne Rauchfang und Glasscheiben, welche vorherrschend geöltes Papier ersetzt. Zu den wenigen überaus schmucklosen und dürftig ausgestatteten Räumen kommt

noch ein Schuppen zur Aufbewahrung der Maisernte. Eigentliche Viehställe sind nicht vorhanden, sondern nur Unterstände für Winter und Unwetter. Die Straßen sind schlecht, Schmutz überall in Dorf und Stadt. Die dünn gesäete Bevölkerung spürt bei den noch vielfach unbebauten Strecken vom Kampf ums Dasein fast noch nichts, da der Lebensbedarf der Familie aus dem eigenen Boden erwächst. Großgrundbesitz kennt man in Serbien gar nicht; aller Boden ist unendlich zerstückelt in den Händen der Bauern; an Industrie fehlt es vollständig und selbst die Hausindustrie, welche in Kroatien noch schöne Blüthen treibt, steht auf sehr niedriger Stufe.

Noch viel weniger darf eine tiefe Gesittungsstaffel befremden bei den Bulgaren, welche nach der Vernichtung des byzantinischen Reiches in eine Knechtschaft allerschlimmster nämlich eine zweifacher Art geriethen, in eine weltliche seitens der osmanischen Sultane, eine geistliche von Seite des griechischen Patriarchates in Konstantinopel, beide gleichmäßig auf möglichste Aussaugung und Erniedrigung der Bulgaren bedacht. Von den Osmanen als verachtete und rechtlose „Rajah" mißhandelt, wurden sie vom Patriarchate demoralisirt und entnationalisirt. So weit war es mit diesem Volke zu Ende des vorigen und anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts gekommen, daß es in jüngster Zeit fast erst wieder „entdeckt" werden mußte. Hatten doch die Bulgaren unter dem doppelten leiblichen und geistlichen Drucke mit geringen Ausnahmen selbst schon vergessen, daß es eine Zeit gegeben, als sie unter eigenen Zaren und Patriarchen ein freies Staats- und Kulturleben führten. Kein Wunder! Während der Druck der vier Jahrhunderte langen türkischen Paschawirthschaft an Willkür und Unmenschlichkeit nicht nachlies, nahm jener des geistlichen Fanariotenthums eher noch zu. Aus dem Fanar, dem griechischen Stadtviertel Konstantinopels, in dem sich die

faulen Reste verderbten Byzantinerthums mit asiatisch-türkischem Wesen vermählten, gingen die geistlichen Kaufleute hervor, welche um die erledigten bischöflichen Pachtsitze Bulgariens feilschten. Bis Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatten die osmanischen Eroberer den griechischen Klerus nicht bloß geschont, sondern mit Vorrechten überhäuft. Als aber endlich die eintretende Ebbe im großherrlichen Schatze dazu drängte, die im Fanar aufgespeicherten Reichthümer in Anspruch zu nehmen, richteten dort die spekulativen Griechen einen wahren Schacher mit den niedersten und höchsten geistlichen Pfründen ein, welche der Patriarch von Konstantinopel als geistliches Oberhaupt aller rechtgläubigen Christen unmittelbar oder durch seine Bischöfe im weiten Osmanenreiche zu vergeben hatte. Dieser Druck des griechischen Klerus lastete ganz besonders schwer auf den Bulgaren, weil ihn alter politisch-nationaler Haß zwischen den beiden Völkern verschärfte, ein Haß, beinahe so alt als Bulgaren und Griechen neben einander wohnen. Ihn beuteten die türkischen Machthaber dahin aus, daß sie die Bulgaren einem griechischen, ihnen feindlich gesinnten Klerus auslieferten. Unter den zahlreichen Bischöfen Bulgariens zählte man kaum einzelne bulgarischer Nationalität. Die griechischen Bischöfe verpachteten wieder ihrerseits, um zu dem an den Patriarchen bezahlten Pachtpreis zu kommen, die Popenstellen, d. h. die Pfarreien ihrer Diözesen. Der Mangel aller Bildung, die krasse Unwissenheit des niederen Dorfklerus in Bulgarien spottet aller Beschreibung. Der griechische Pope war oft kaum des Lesens nothdürftig kundig und unterschied sich bis auf unsere Tage in Lebensweise und Bildung oft durch nichts von dem Bauern. Die höhere Geistlichkeit jedoch äußerte die gründlichste Verachtung des Bulgarenthums und strebte es nach Kräften zu gräzisiren oder wenigstens in größtmöglicher Verkommenheit und Un-

wissenheit zu erhalten. Zu Beginn unseres Jahrhunderts erreichte die Hellenisirung der Bulgaren ihren Höhepunkt.

Diese grausame Leidensgeschichte muß man unerläßlich kennen, soll das Urtheil den Bulgaren gerecht werden. Als zur Zeit des jüngsten russisch-türkischen Krieges, welcher dem lang gequälten Volke endlich die Befreiung brachte, die Wogen der Parteileidenschaft mächtig hoch gingen, fehlte es in der europäischen Presse, besonders in jener Englands und Deutschlands, nicht an den schwärzesten Schilderungen. Obgleich zumeist nur auf sehr flüchtiger Bekanntschaft mit dem Volke und ohne Kenntniß seiner Sprache beruhend, enthielten diese Gemälde zweifelsohne viel Wahres, bleiben aber dennoch trübe Quellen, wenn es sich um ein Gesammturtheil handelt. Denn nach all ihren Erlebnissen darf man sich billig wundern, daß die Bulgaren in ihrem Charakter vielmehr nicht völlig gebrochen wurden. Im gebildeten Europa hatte man sich nicht um sie gekümmert und wußte bis jüngst herzlich wenig von ihnen. Lange dachte man sie auf den Nordabhang des Balkangebirges und die Donauterrasse beschränkt, bis Felix Kanitz in Wien durch seine wiederholten, mühevollen Bereisungen den Balkan zuerst wissenschaftlich erschloß und zugleich von den Bulgaren genauere Kunde gab. Nicht nur, daß er das unbeachtet gebliebene Volk mit seinen hellen und dunklen Eigenschaften ans Licht zog, der hochverdiente Forscher konnte zur eigenen wie zur allgemeinen Ueberraschung nachweisen, daß auch auf der Südseite des Balkan, in Ostrumelien, dieser Mißgeburt des Berliner Vertrags von 1878, und darüber hinaus Bulgaren in dichten Massen sitzen. Die seither eingeschlichene Annahme, daß auch in Türkisch-Makedonien und Altserbien die Bewohner überwiegend bulgarischer Herkunft seien, hat zwar allerjüngst Spiridion Gopčerič auf Grund einer eigens zu diesem Zwecke nach den fraglichen Gegenden

unternommenen Reise zu widerlegen versucht, doch brachte gegen seine angeblichen Entdeckungen Dr. Oppel schwerwiegende Einwände vor. Zu den Bulgaren gehören die sogenannten Pomaken, nämlich slawische Bulgaren, deren Voreltern, dem Drucke der Verhältnisse weichend, aus Nützlichkeitsgründen das Christenthum mit dem Islam vertauschten, im Wesen aber nur in wenigen Aeußerlichkeiten sich von ihren christlichen Stammesbrüdern unterscheiden. Diese moslimschen Pomaci — Helfer der Türken, von pomoči (helfen) genannt — behielten neben der türkischen nicht nur ihre slawische Sprache, sondern blieben großentheils Sitten und Bräuchen ihrer christlichen Ahnen treu. In vortheilhaftem Gegensatze zu den serbischen Moslemin ist Herrn Kanitz zufolge aller Religionshaß ihnen fremd. Ihr Hauptsitz liegt zwischen dem Iskarflusse und dem Osem, in der Mitte zwischen dem reinbulgarischen Westen und dem mehr türkischen Osten der Donauterrasse. Aber auch fern im Süden, im Rhodopegebirge und Dospod-Dagh Thrakiens wohnen Pomaken in zwei Thälern, in der sogenannten Tschepina mit sechs Dörfern. Nach Wilhelm Freiherrn von Berg, sind sie dort sehr gefürchtet; sie sollten rachsüchtig und grausam sein, leben ungemein abgeschlossen und gegen die Bulgaren unzugänglich.

Seitdem die Bulgaren ins politische Leben eingetreten sind, haben die Urtheile sich gemildert, ja manche ihrer Eigenschaften ihnen sogar die Sympathien des Westens gewonnen. Ihre guten Seiten werden nicht mehr geleugnet und man weiß, daß sie ohne Widerstreben eine bessere Erziehung annehmen werden. Als geduldige Märtyrer türkischer Unterdrückung sind die Bulgaren höchst einfach und demüthig, willig und bescheiden im Auftreten, aber auch mißtrauisch gegen alles Fränkische, dabei verschlagen und mit der von ihren fanatischen Priestern eingeimpften Eigenschaft der Hinterlist

behaftet. Obgleich langmüthig, phlegmatisch und entschieden friedfertig, gebricht es dem Bulgaren nicht an Muth. Von seiner Tapferkeit hat er unter der Führung des Fürsten Alexander von Battenberg unerwartet glänzende Beweise geliefert. Dabei ist er verschlossen und überlegt, langsam, stätig und durchsetzend im Denken und Thun, brütend und verständig. Von allen Balkanvölkern besitzt er die größte Geduld und Arbeitsamkeit; sein anhaltender zäher Fleiß, seine Ausdauer stellen ihn dem Chinesen an die Seite. Im allgemeinen gastfreundlich, fehlt ihm doch ein gewisser spekulativer Zug nicht immer. Daß seine Unehrlichkeit glücklicherweise an seinem Begriffsvermögen Schranken finde, ist aber böswillige Uebertreibung. Es ist leicht, andere Charakterzüge ausfinden zu machen, die dem Volke nicht zum Lobe gereichen. Man weiß, daß die Bulgaren die von den Türken an ihnen verübten Greuel mit kaum geringerer Grausamkeit vergalten. Das Räuberunwesen der Haiduken im Balkan und die Sympathien, welche es in der Nation genießt, werfen gleichfalls ein schlimmes Licht auf sie; desgleichen endlich harte Selbstsucht, ausgesprochener Geiz und eine angebliche Neigung dankbar zu sein für Wohlthaten, die — erwartet werden. Zu gelassen, um nicht den Türken stille zu gehorchen, so lange sie mußten, sind die Bulgaren, sobald der Druck von ihnen wich, ebenso entschlossen gewesen, jeden Vortheil, der sich ihnen bot, mit der rücksichtslosen Geradheit des Naturmenschen wahrzunehmen.

Vom serbischen Nachbar in Sprache, Gesichtsbildung, Berufs- und Sinnesweise wie auch in Tracht gesondert, sind die Bulgaren ein derbes Bauernvolk, ausgezeichnete Landwirthe und vorzügliche Gärtner, in Bewässerung von Wiesen und Gärten wahre Virtuosen. Jede Quelle, noch so klein, wird zum Bewässern benützt, und an den Flüssen sieht man oft

ganze Reihen von Schöpfrädern, das Wasser in Rinnen und Gräben weiterzuleiten. In der Ebene ist der Bulgare fast ausschließlich Ackerbauer, doch zieht er wenig mehr, als der eigene Bedarf erfordert. Der Ackerbau, sowie die dazu dienenden Geräthe sind noch ursprünglich, doch ist der Fortschritt fühlbar. Alles hat zu leben, häufig sogar mäßigen Wohlstand und verlangt nicht viel mehr. Auf den Hochebenen und in den Balkanstädten treibt der Bulgare Vieh-, vornehmlich Schafzucht und Industrie. Sonst lebt er in geschlossenen Ortschaften und Häusern aus Riegelwänden, Flechtwerk und Lehm, gewöhnlich nicht geräumig, doch nicht etwa höhlenartig und von Schmutz starrend. Das sind Uebertreibungen. Schmutziger als die Wohnungen erscheinen ihre Insassen, welche in diesem Punkte wohl manches zu wünschen lassen. Männer oder Weiber mit zerrissenen Kleidern sieht man allerdings selten, allein wahr ist, daß niemand des Nachts die Kleider auszieht; das geschieht nur einmal in der Woche, um die Wäsche zu wechseln. Auch gehört Ungeziefer zu den geduldeten Hausthieren und niemand scheut sich, solches am Körper zu haben. Es scheint, daß sich die Männer auch deshalb den Kopf rasiren. Im übrigen ist die Kleidung höchst einfach, und die Herstellung des Tuches, wie das Zuschneiden und Nähen wird im Hause selbst besorgt. Nicht minder bescheiden ist die tägliche Kost. Den größten Theil des Jahres lebt man von Brot und Zwiebeln, nur an Sonn- und Feiertagen wird zur Abwechslung getrockneter Fisch gekauft. Den Fleischgenuß schränken zudem die vielen Fasttage des griechischen Ritus ein. Im Wohnraume der Häuser lodert ein offenes Herdfeuer als Mittelpunkt eines meist glücklichen Familienlebens.

Die kommunistische Hausgenossenschaft der Südslawen, in der drei bis vier Generationen unter demselben Dache zu wohnen pflegen, herrscht vor und prägt dem Ganzen den

Charakter größerer Arbeitsamkeit, Wohlhabenheit und Gedeihens auf. Im Gegensatze zur todten Stille in moslimschen Höfen herrscht im bulgarischen Hause überall Leben; reicher Kindersegen tummelt sich spielend und geschäftig auf dem Flur, allenthalben herrschen Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe. Die Stellung der Frau, erheblich günstiger als im Kreise der Serbokroaten, beruht auf einer unter Südslawen seltenen Gleichstellung der Geschlechter. Ja, beim weichen Charakter der Bulgaren fand Kanitz oft die größere Energie, den Anstoß zum Entschlusse auf weiblicher Seite. Gleichwohl spielt die Frau als Gattin im Hause keine beneidenswerthe Rolle, so sehr das Volkslied das geliebte Mädchen feiert. Mit Arbeit überbürdet, darf sie keine Minute ungenützt vorüberstreichen lassen. Das bulgarische Weib ist schüchtern und sehr zurückhaltend, namentlich in jenen Städten, wo Türken wohnen. Auch vor dem Franken zieht sie sich zurück, besonders wenn sie jung und hübsch ist, und in manchen Orten soll man die Frau selbst im Hause niemals sehen. Auf die Ehrenhaftigkeit der Mädchen wird strenge gehalten. Einem Fehltritte folgen Schimpf und Schande, moralischer Ruin des armen Geschöpfes. Die Sittsamkeit der Bulgaren wetteifert mit ihrer innigen Frömmigkeit, die freilich, nahezu unberührt vom moralischen Gehalte der Christuslehre, mit allerlei heidnisch-altslawischem Aberglauben, Ueberlieferungen und Gebräuchen sich paart. Die Städte nahmen heutzutage wohl schon recht gute und auch schlechte abendländische Sitten an, aber die Dörfler hängen sehr zäh an ihren alten Gewohnheiten. Der Städte sind jedoch wenige, am meisten noch an der Donau. Dort ist der Bulgare größtentheils Kaufmann, Krämer und Handwerker. Standesunterschiede merkt man kaum; wie in Serbien herrscht allgemeine Gleichheit. Adel giebt es so wenig, als Großgrundbesitz. Bildung und

Kenntnisse stehen in den ersten Anfängen. Wenig Lehrer, Aerzte, Rechtsanwälte, noch seltener Beamte, Priester und Mönche um so mehr. Alles in allem blicken wir in Bulgarien in Gesittung wie in Gesellschaftsordnung auf einen Zustand, wie er in Deutschland etwa zur Zeit Karl des Großen anzutreffen war: sehr ursprünglich, rauh und roh, aber frei und von des Wissens Blässe wenig beirrt.

Die Gebildeten, gegenwärtig noch eine verschwindende Minderheit im Lande, werden indeß rasch wachsen an Zahl. Daß die Bulgaren lange als beschränkt verschrieen waren, beruhte auf tiefer Unkenntniß; heute kennt man sie im Gegentheile als sehr intelligent und im Besitze eines aufgeweckten, offenen Kopfes. Mit der slawischen Begabung für fremde Sprachen sprechen sie in der Nähe von Türken bulgarisch und türkisch, in den kleinen Städten früher auch griechisch. Unleugbares Geschick bekunden sie für Kunsthandwerk und technische Künste. Vorliebe für die Industrie als Erwerbszweig unterscheidet sie vortheilhaft von den handeltreibenden und kriegerischen Serben. Aber nicht bloß Form- und Farbensinn, Handfertigkeit und Fleiß zeichnen die Bulgaren aus, sie besitzen auch ein bedeutendes Bautalent, das sich schon im Häuserbau, noch mehr in den Wasserhebewerken, in den Brücken- und Kirchenbauten ausspricht — Werke bildungsloser Bulgaren, welche kaum den Bleistift zu führen verstehen. Felix Kanitz steht nicht an, in den Bulgaren das künftige Industrievolk der Balkanländer zu erblicken. Und dieses begabte Volk hat in neuerer Zeit, noch vor seiner politischen Befreiung, aus eigenem Antriebe dem Schulwesen seine Pflege zugewendet und für den Volksunterricht große Anstrengungen gemacht. Schon 1876 hatten die meisten Dörfer Schulen, und mitunter recht gute; unter den jüngeren Bulgaren konnte die größere Anzahl lesen und schreiben. Seit-

her haben ihre Wanderlust und die Kenntniß anderer europäischer Länder die Verbreitung der Bildung weiter gefördert. Die Behauptung jenes Engländers, welcher 1877 schrieb, der „gebildete" Bulgare, welcher Wien, Paris und Odessa gesehen, sei bei weitem schlimmer als der gewöhnliche, kann man heute nur mit Lächeln lesen. Daß der gebildete Bulgare mehr oder weniger Verständniß für alles Mögliche habe, ausgenommen für die männlichen Tugenden der Wahrhaftigkeit, Selbstachtung, Höflichkeit, des Muthes, der Rücksichtnahme gegen Schwächen und der Großmuth, wird dermalen, angesichts dessen, was die Bulgaren seit ihrer Befreiung geleistet haben, auch niemand mehr gläubig anhören. Die Jahre der Freiheit haben alle solche Schilderungen Lügen gestraft. Die geistigen Strebungen der Bulgaren, an sich bescheiden, sind, in Berücksichtigung der Verhältnisse, bewunderungswürdig. Mit einem Worte, niedrig wie die Kulturstufe der Bulgaren, besonders im Gebirge, noch ist, gesunder Sinn für Gesittung und Fortschritt ist ihnen nicht abzusprechen. Noch im Jahre 1876 konnte ein Weltblatt folgende, in einigen Punkten der Wahrheit freilich nicht entsprechende Schilderung bringen, der ich daher an geeigneter Stelle Fragezeichen einfüge: „Unter den verschiedenen christlichen Völkerschaften, welche im Laufe der Jahrhunderte der osmanischen Botmäßigkeit verfielen, pflegte die bulgarische Rajah sich stets durch überloyale Unterwürfigkeit auszuzeichnen. Man hatte sich daran gewöhnt die Bulgaren, so zu sagen, als Halbtürken zu betrachten, besonders weil sie, ihrer ursprünglichen (?) nationalen Charaktereigenthümlichkeit nach, ihren Zwingherrn mehr als andere in Sitte und Denkart sehr nahe stehen (?). Seit der Eroberung des Bulgarengebiets durch Murad I. schienen sie sich unter der osmanischen Zuchtruthe so behaglich zu fühlen (!?), daß nirgends ein Versuch zur Belebung des fast erloschenen

Volksthums auch nur angestrebt wurde. Politisch dem Großherrn unterworfen, erblickten sie kirchlich im ökumenischen Patriarchen ihren rechtmäßigen Oberhirten; in dem gemeinsamen Bekenntniß mit der griechischen Rajah fanden sie Kraft und Trost in drangvollen Zeiten. Obenhin betrachtet, muß es als eines der seltsamsten Phänomene in der Völkergeschichte erscheinen, daß ein Volksschlag von so friedfertiger, man möchte sagen apathischer Natur vom Sonnenblick nationaler Unabhängigkeit hat erleuchtet und erweckt werden können. Freilich ging die Sache nicht so rasch von statten; es bedurfte langer und schwerer Arbeit, um die Bulgaren aus der politischen Erstarrung zu ziehen." Gleichwohl, es ist gelungen und die Wiedergeburt vollzog sich weit rascher als man vor fünfzehn Jahren zu ahnen vermochte.

Fasse ich das Gesammtergebniß dieser Betrachtungen kurz zusammen, so ist außer aller Frage, daß unter allen Slawen die Südslawen den größten Gesittungsrückstand aufweisen. Unter ihnen leben jetzt noch die rohesten Stämme und Stämmchen, Menschen, welchen noch die ungezügelten Instinkte eignen, die in fernen Erdtheilen bei barbarischen Horden wiederkehren, Menschen, die über die Halbwildheit kaum hinausgekommen sind. Nicht durch eigene Schuld jedoch. Die Ursachen liegen jedem Auge, das nur sehen will, klar und offen. Die slawischen Barbaren in den Schluchten des gleißenden Karstgesteines oder in den versteckten Winkeln der Balkangebirge sind keine Wilden, — nein, sie haben schon schönere, bessere Tage gesehen und sind einfach *verwildert*. Sie liefern in beglaubigter Weise eines der in der Geschichte seltenen Beispiele, welche eine der Entwickelungslehre feindliche Strömung gar zu gern auf *alle* Zurückgebliebenen ausdehnen möchte: daß nämlich ein Volk herabsank von einer einmal erklommenen Gesittungshöhe. Aber diese Verwilderung ward *gewaltsam*

bewirkt. Zur Zeit des unheilvollen Osmaneneinbruches blühte bei den Slawen der Hämushalbinsel eine Kultur, die von jener des damaligen Abendlandes sich nicht allzuweit entfernte, mindestens zur Hoffnung berechtigte, es werde ihnen gelingen bei aller Wahrung ihrer Eigenart ihren westlichen Nachbarn in nicht zu ferner Zukunft würdig zur Seite zu treten. Je mehr wir kennen lernen von dem Schriftthume dieser Völker, vom altbulgarischen wie vom altserbischen — desto mehr schwinden darüber alle Zweifel. Aber alle diese vielversprechenden Anfänge und Strebungen des slawischen Südostens, in welchem Byzanz das ganze Mittelalter hindurch als Leuchte der Gesittung, Kunst und Wissenschaft strahlte, als eine Leuchte, woran nachweislich die Fackel unserer eigensten, abendländischen Kultur, die Renaissance, sich entzündete, — alle diese Strebungen, sage ich, wurden von den Rossen der Osmanen in den Boden gestampft, sanken nach der Eroberung jählings dahin. In der langen Dulderperiode der Knechtschaft hat die eiserne Faust der rohen Söhne Asiens sie gewaltsam niedergedrückt und erstickt.

In der Gegenwart sind die „Barbaren“ unter den Südslawen auf ein geringes Häuflein zusammengeschmolzen. Der Bildung unserer „Gebildeten“ wäre es wenig angemessen, von den südslawischen Völkern im allgemeinen verächtlich als von einer „Gesellschaft von Schweinezüchtern und Hammeldieben“ zu sprechen, wie noch vor kurzem Mode war. Sie haben seither durch Thaten und Leistungen bewiesen, daß ein gesunder, lebenskräftiger Kern in ihnen steckt. Alle ohne Ausnahme, wie schwächlich auch bisher ihre Leistungen in den Künsten des Lebens gewesen, sind erfüllt von dem sichtlichen Bestreben, ihre Zustände zu verbessern, ein Zug, der sie scharf von ihren asiatischen Peinigern trennt. Sie alle stiften Schulen, rufen ein Schriftthum, ja eine freilich noch bescheidene Presse

ins Dasein, kurzum wenden sich der Pflege des Geistes zu, welche sie, wenngleich langsam, doch sicher auf die Bahn des Fortschrittes lenken muß. Damit aber erweisen sie nicht bloß ihre Befähigung, sondern auch ihre Zugehörigkeit zum abendländischen Gesittungskreise, dessen Ideen in sich aufzunehmen und anzueignen sie beflissen sind.



VII.

Gesellschaftliche Zustände.





Einblicke ins Volksleben hat die vorstehende Charakteristik der Slawen nach mancher Richtung eröffnet. Aufgabe der folgenden Kapitel soll werden, jene Erscheinungen näher zu beleuchten, in welchen Volksgeist und Volksseele der Slawen am ausgeprägtesten sich spiegeln. An die Spitze dieser Aeußerungen slawischer Eigenart stelle ich die gesellschaftlichen Zustände. Sie weichen völlig ab von jenen der westlichen Nationen, denn obwohl in manchen Stücken mit längst überwundenen Gesittungsphasen dieser übereinstimmend, weisen sie hinwieder besondere Züge auf, welche den abendländischen Völkern niemals eigen gewesen sind. Von allem Anbeginne an bis auf unsere Tage windet sich nämlich durch die ganze Slawenwelt gleich einem rothen Faden deutlich wahrnehmbar eine merkwürdige Leidenschaftslosigkeit, die alle übrigen Nationen unseres Erdtheiles vermissen lassen; sie drückt Geschichte und Wesen der Slawen ihren Stempel auf. Dieser eigenartige Zug leidenschaftsloser Ruhe hat unter Hinzutritt örtlicher Verhältnisse verschuldet, daß die Slawen gewissermaßen nur ausnahmsweise zu selbständigem staatlichen Leben gelangten. Nicht alle auf einmal bezogen sie ihre neuen Gebiete, sondern setzten sich nach und nach in einzelnen

Schaaren darin fest, daher es unter ihnen auch nicht zu wahrem politischen Zusammenhang kam. Nur wo die Natur selbst, wie in Rußland die Allgewalt des Flachlandes, dazu drängte, erwuchsen eigene Slawenreiche, die wiederum den inneren Kitt lange nicht finden konnten, daher auch dem ersten Anprall eines einheitlichen Gegners nicht zu widerstehen vermochten. So erging es den Russen beim Mongolen- und Tatarensturme, den Reichen der serbischen und bulgarischen Zaren beim Hereinfluthen der Osmanenhorden. Sonst ließen sich die Slawen geräuschlos als Kolonen unter fremdem Volksthume nieder, in dessen Leben sie sich eingewöhnten. Noch in der Gegenwart stehen die meisten kleineren Slawenstämme unter fremder Herrschaft, und die Zahl der slawischen Staaten ist sehr beschränkt. Neben dem allerdings großen Reiche der Reussen erfreuen sich bloß noch Serbien, Bulgarien und das kleine Montenegro staatlicher Selbständigkeit. Zudem sind letztere zum Theil erst Schöpfungen der neuesten Zeit. Wann immer sonst in der Geschichte slawische Staaten auftauchten, sanken sie nach einer Periode kurzen Glanzes alsbald rasch dahin. Die längste Dauer war noch dem polnischen Reiche der Piasten und Jagellonen beschieden. Nicht ohne des Volkes eigenes Verschulden brach aber schließlich auch dieses zusammen.

Die Geschichte läßt keinen Zweifel, daß die staatenbildende Kraft der Slawen geringer als die anderer Völker ist. Sicherlich ist des Slawen leidenschaftsloses (passives) Wesen, sein Geist der Duldung und Ergebenheit in des Schicksals Fügung stark daran betheiligt. Franz von Löher sagt vom Russen, er könne nur zweierlei sein: entweder Herr oder Diener. Entweder muß er befehlen und andere für sich arbeiten lassen, oder er läßt sich selbst befehlen und arbeitet für einen andern; ja er hat das Bedürfniß sich befehlen zu lassen, und wer es

versteht, ihn gehörig anzuherrschen, ist sein Meister. Der strenge Despotismus des Zarenreiches, die grausamen Ausschreitungen eines Iwan des Schrecklichen, sie finden in diesem Charakterzuge ihre Erklärung. Nur zu gern ist man geneigt in ihm ein gemeinsames Erbe aller Slawen zu erblicken. Und doch müssen mancherlei Erscheinungen uns warnen vor voreiliger Verallgemeinerung. Auch die Slawen lehnen sich auf gegen Druck und Tyrannei, freilich in ihrer, vom weichen Zuge ihres Charakters sichtbar beeinflußten Weise. Zu offener Empörung, zu hellem Aufruhr schreiten sie selten; Polen ausgenommen sind wenig gewaltsame Aufstände in Slawenlanden zu verzeichnen. Das eigentliche Mittel der verhaßten Gewalt des Fremden zu trotzen fand der Slawe im Räuberwesen, im Haidukenthum.

Das Haidukenthum bildete in der Physiognomie slawischen Lebens einen merkwürdigen Zug. Räuber gab es zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Nur wenige Jahrhunderte trennen die Gegenwart von den Tagen, als Wegelagererbanden Deutschlands Gauen unsicher machten, und einem Friedrich Schiller lieferten sie noch den Stoff zu seinem berühmten Erstlingswerke. Räuber, gemeine Strauchdiebe und Gurgelabschneider gleich jenen der deutschen Vorzeit sind natürlich auch bei den ungesitteteren Slawen um so mehr zu Hause; allein solche sind die Haiduken, obwohl es ihnen auf Verübung von Mord und Plünderung nicht ankommt, doch eigentlich nicht. Dem Haiduken der Südslawen im Balkan entspricht die ziemlich nahe verwandte Erscheinung des „Hajdamaken" der Kleinrussen in den Karpathen. Das Wort „Haiduk", in dieser Form in Serbien gebräuchlich, bei den Bulgaren „Haidutin" lautend, türkisch „Haidut", ist nach Georg Rosen, welcher den Balkan-Haiduken ein eigenes Buch gewidmet hat, ein von Ungarn eingeführtes Fremdwort. Vielleicht darf

man das Nämliche für Hajdamak vermuthen. In beiden Typen, Haiduken und Hajdamaken, bemerkt Karl Emil Franzos, der genaue Schilderer der letzteren, „offenbaren sich in seltsamer Mischung, welche ein gerechtes Urtheil sehr erschwert, die besten und schlimmsten Triebe eines unterdrückten Volkes. Jedenfalls thäte man Unrecht, zu glauben, daß jeder dieser Männer ein Verderbter sei, den nur die Beutegier in die Berge getrieben, oder ein Verbrecher, der aus Furcht vor dem Kerker der Ebene entflohen.“ Beide, Haiduk und Hajdamak, umfassen drei Arten, drei scharf geschiedene Gruppen von Räubern, die einander ziemlich entsprechen. Die unterste Stufe bilden die gemeinen Verbrecher, Bursche, welche Unthaten begangen haben, die sie nicht bloß in den Augen des Gerichtes, sondern auch in denen ihrer eigenen Volksgenossen verächtlich, strafwürdig, vogelfrei machen. In den Karpathen, sagt Franzos, treten Räuber dieses Schlages niemals in größeren Banden auf; einzeln oder zu zweien, höchstens zu dritt gehen sie ihrem traurigen Handwerke nach. Wohl aber scheinen sie sich im Balkan zu Banden zu vereinigen, außerhalb welcher sie keine Freunde besitzen, also ebenfalls vogelfrei sind. Die Bande schreitet zur Wahl eines ersten und zweiten Oberhauptes und zur Austheilung der Waffen. Dem Oberanführer, „Wojwoden“, auch „Stary-Wojwoden“, verpflichten sich sämmtliche Mitglieder zu unbedingtem Gehorsam. Das zweite Oberhaupt, „Bairaktar“, trägt das Panier der Bande und befiehlt in Abwesenheit des Häuptlings. Die Wahl des Wojwoden ist durchaus frei, seine Stellung aber sehr schwierig; auf ihm lastet alle Verantwortlichkeit; er hat die Unternehmungen vorzubereiten, für tägliches Brot und Sicherheit der Bande zu sorgen. Daß die Haiduken dieser Gattung aus reiner Lust am Blutvergießen morden, hält Rosen selbst für Uebertreibung. Alles in allem sind sie es,

welche mit den Räubern unserer Vergangenheit die meiste Aehnlichkeit besitzen. Arbeitsscheue, abenteuerlustige Gesellen, entsprungene Verbrecher bilden den Stock dieser Banden.

Geringere Aehnlichkeiten bietet die nächstfolgende Mittelstufe bei Hajdamaken und Haiduken; nur darin herrscht Uebereinstimmung, daß sie bei beiden die weitaus zahlreichste Gruppe ausmacht. In den Karpathen besteht sie aus solchen Jünglingen und Männern, die den Behörden zwar als Missethäter, ihren Landsleuten jedoch als Märtyrer der bestehenden Ordnung gelten. Diese unseligen Gesellen sind stets in Banden von 20—30 Köpfen vereinigt, leben wahrhaft brüderlich beisammen und theilen getreulich die kümmerlichen Freuden und die großen Beschwerden ihres Daseins. Denn es ist schwer, sich vor Hunger und Kälte zu schützen, wenn man dabei doch ein „ehrlicher Hajdamak“ bleiben will. „Ehrlich“ heißt nämlich jener „freie Mann“, welcher unter keiner Bedingung stiehlt, nur aus Nothwehr oder Rache mordet und Leben oder Eigenthum seiner eigenen Volksgenossen niemals antastet. Am verhaßten Polen darf er sich dagegen vergreifen. Diese Klasse von Sündern, wie Franzos sie schildert, kennt das Abendland nicht, sie steht aber auch, sind anders die Darstellungen richtig, beträchtlich höher als die Mittelstufe der Balkanhaiduken, welche dort als „Chyrsyz“ oder gewöhnliche Straßenräuber auftritt. Anfangs begnügt der Chyrsyz sich, einfach Vieh zu stehlen, greift aber auch Reisende an, entführt junge Dörfler ins Gebirg und verlangt für sie Lösegeld, scheut sogar vor Mord und Meuchelmord nicht zurück. Der Regel nach war der Chyrsyz ein Rajah, d. i. ein Christ, zu seinem Geschäfte verkleidete er sich aber als Moslim und galt nunmehr für einen Türken. Man darf nicht vergessen, daß im Orient und, wie schon einmal bemerkt, auch in der Slawenwelt die Religion fast immer die Nationalität vertritt. So trieben es die zum

Islam übergetretenen Südslawen, im Bunde mit den herrschenden Gewalten, gegen die unglückliche Rajah, die christlich gebliebenen Glieder ihres eigenen Volkes oft ärger als die altgebornen Türken.

Die dritte und wenigst zahlreiche Gruppe der Hajdamaken, erzählt K. E. Franzos, bilden die „Freiwilligen". „Es wird stets als etwas Besonderes berichtet, wenn sich ein Mann ohne äußere Nöthigung in den Bergwald schlägt. Aus Beutegier geschieht es nicht. Gründe edlerer Artung, wilde Thatkraft und schmerzliche Entrüstung über das Loos ihres Volkes treiben diese einzelnen dazu, „der Sonne nachzugehen". Nur diese wenigen, die heute obendrein immer seltener werden, erinnern noch an das Hajdamakenwesen der Vorzeit. Der Hajdamak, meist ein Kleinrusse der podolischen Ebene, der so lange unter dem Drucke des Polenthums zu seufzen hatte, findet in der Ebene keinen Raum für seine Thatkraft; er geht also in die Berge, den Erbfeind, den Polen, zu bekriegen. Dies ist in der That der einzige Grund, der feste Entschluß. Und weil diese wenigen in der Regel Menschen voll Energie und Körperkraft sind, so treten sie bald als Führer an die Spitze einer Bande. Sie treiben ihr Handwerk anfangs immer ehrlich, doch das hält selten vor, und nur wenige sterben als Greise eines natürlichen Todes." Unter den Balkanhaiduken entspräche dieser obersten Stufe der sogenannte „Balkan-Tschelebi" oder „Edle vom Walde", ein moslimscher Slawe, der verarmte Sprößling einer alten Adelsfamilie, den die türkischen Behörden seiner ihm bis dahin noch gebliebenen Gerechtsame beraubten. Um der Behörde zu entgehen, flüchtete er in den Wald, wo er einem reichen griechischen oder armenischen Reisenden auflauerte, aber Rajahdörfer nicht angriff. Er war kein gewöhnlicher Räuber; hörte er von einer Vergewaltigung des Armen und Schwachen durch den Reichen

und Mächtigen, so war er durchaus bereit, so weit ihm möglich, eine Art wilder Gerechtigkeit zu üben und dem Verletzten zu seinem Schaden zu verhelfen. Auch verschmähte er durch Uebermacht zu siegen, denn ganz allein oder mit einem einzigen Begleiter zog er auf Raub aus, trat dabei kühn vor und setzte dem Angegriffenen gegenüber sein Leben aufs Spiel. Mit der Zeit des unstäten Daseins überdrüssig, kehrte der Balkan-Tschelebi in sein Dorf zurück und ward ein gewöhnliches, arbeitsames Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft. Sein Vorleben läßt auf seinem Charakter und seiner Moral keinen Flecken zurück und er zeigt dieselbe gewissenhafte Ehrlichkeit wie die meisten muhammedanischen Bauern.

Rosen giebt selbst zu, daß ein solches Ideal in der Wirklichkeit nie erreicht worden ist, gesteht aber auch, daß im Haidukenthum an der Türkei das historische Unrecht der Unterjochung anderer Nationen sowie ihrer herabwürdigenden Behandlung sich räche. Unverkennbar weht ein vom Nationalitätssinne getragener Zug durch das ganze Haidukenwesen es war der Krieg des slawischen Verbrechers gegen die türkische Behörde, welche wieder erbarmungsloser gegen ihn verfuhr als gegen den Türken gleichen Schlages. Daher auch die lebhafte Sympathie, deren Gegenstand der Haiduke beim Volke war, und nicht bloß bei Hirten und Bauern des Gebirges, auch bei den Städtern der Ebene. Haiduken und sonstige Banditen des Balkan nehmen eine hervorragende Stelle in der Volksdichtung insbesondere der Bulgaren ein, welche sie in Liedern preist und ob ruhmreicher Thaten unsterblich macht. Man mag dies mit Herrn Rosen beklagen als mitwirkende Ursache der Verwilderung unter den Südslawen, nimmermehr wird der nationale Charakter des Haidukenwesens sich in Abrede stellen lassen. Treffender als Rosen kennzeichnet es Freiherr von Helfert, indem er ihm

seine Stellung zwischen den tyrannisirenden türkischen und nichttürkischen (slawischen) Moslemin und der geknechteten, geschundenen Rajah anwies. Was in unseren Strafgesetzen Räuber heißt, ist auch den Südslawen verhaßt und kein Haiduk. Der Haiduk ist „Verbrecher aus verlorner Ehre“, er geht nicht auf zeitlichen Gewinn aus und sieht sich das Opfer an, das seiner Rache bluten und fallen soll. Der Haiduk war Auswürfling des gegebenen und geschriebenen Gesetzes der Bedrücker, der Osmanen, aber Paladin, Ritter und Rächer des Gesetzes, „das mit uns geboren ist“, das er seinen unglücklichen Stammesgenossen durch rohe Willkür und Gewalt vorenthalten sah und das er, so lange es nicht im großen Ganzen geschehen konnte, im einzelnen Falle zu vergeltender Ahndung und Geltung zu bringen rang. Das Haidukenthum auf slawischem Boden war ein Seitenstück zur alten Vehme auf westphälischer rother Erde, eine allgegenwärtige und unnahbare, eine blitzschnell erscheinende und blitzschnell verschwindende Nemesis, dem nach Gerechtigkeit seufzenden Unterdrückten zu Labsal und Trost, dem mit frecher Willkür hausenden Peiniger zu Schrecken und Verderben. Das Haidukenthum war das Ritterthum der unterjochten Rajah. Ganz Aehnliches läßt vom Hajdamaken sich sagen, nur daß sein Gegner der Pole, anstatt des Türken ist.

Seit ältester Zeit, meint Georg Rosen, hat der Balkan sein Räuberthum besessen. Räuber mag sein, damit sind auch andere Länder geplagt, sicher aber keine Haiduken; diese bestehen erst, seitdem die christliche Bevölkerung der Balkanländer sich unter die Herrschaft des Halbmondes beugen mußte. Und so war's allerwärts, wo ähnliche Erscheinungen sich zeigen. Sie alle, die wir unter dem Sammelnamen Haiduken zusammenfassen, entstehen mit der Unterdrückung, verschwinden mit dieser. Kennzeichnend ist, daß sie niemals bei den beherr-

schenden Stämmen auftreten, stets nur bei den unterjochten. Großrussen und Polen haben nichts dem Haidukenthum Verwandtes, nur die geknechteten Südslawen und Kleinrussen. Das Haidukenthum blühte noch in Serbien anfangs dieses Jahrhunderts. Serbien aber entzog sich frühzeitig dem türkischen Joche und damit schwand das Haidukenthum; Montenegro, stets unabhängig, hat dasselbe niemals gekannt. Am längsten behauptete es sich unter den Bulgaren, welchen auch am spätesten die Stunde der Freiheit schlug. Seither vernimmt man wenig oder gar nichts mehr von den noch vor fünfzehn Jahren verrufenen Balkanhaiduken. Ebenso stirbt mit der Verminderung des Druckes das Hajdamakenthum in den Karpathen aus. Wo immer aber ein fremdes Volk dem andern sein Joch auferlegte, fanden sich stets einzelne, deren Langmuth über die Bedrückungen, Willkürhandlungen, Grausamkeiten ihrer Tyrannen am Ende war und die mindestens in den Bergen und in den Wäldern wieder sein wollten, was ihre Vorfahren in Stadt und Land gewesen waren: unabhängig, ungebunden und frei. Das war auch der Trieb, welcher die kleinrussischen Kosaken ins Leben rief, deren ursprüngliche Verwandtschaft mit Hajdamaken und Haiduken zur Genüge in die Augen springt.

„Frei wie ein Kosake," ist eine in Rußland geläufige Redensart, und in der That bei den beiden Hauptgruppen der Kosaken am Dnjepr wie am Don war Freiheit ebenso zu Hause wie Gleichheit. Unter Polens Oberhoheit bildeten die einen, unter dem moskowitischen Scepter die andern eine Art demokratischer Republik. Im Abendlande denkt man sich gewöhnlich das Slawenthum im allgemeinen, das Zarenreich aber ganz besonders als dem ausbündigsten Despotismus verfallen, indeß eine stark ausgesprochene demokratische Strömung die gesammte Slawenwelt durchzieht. In den Verfassungen

der jungen Slawenstaaten des Südens, in Serbien und Bulgarien, gelangt sie zu deutlichem Ausdruck; sie sind im höchsten Grade freisinnig, beschränken die Staatsgewalt ungemein und geben der Selbstregierung des Volkes weit mehr Raum, als diesem bei seinem Gesittungsgrade taugt. Aber auch im Reiche des Selbstherrschers aller Reußen weisen auf den demokratischen Zug des Slawenthums mehrfache Einrichtungen. Ganz kennzeichnend und auffallend ist zunächst überall unter den Slawen die schwache Gliederung in Stände. Nirgends vermochte sich ein eigentlicher Adel zu bilden, der neben Vermögen und Bildung dauernde Uebung politischen Ansehens besessen hätte. Bei den Südslawen sind alle Adelstitel unbekannt, aber auch Rußland wie Polen hatte und hat keine Aristokratie im abendländischen Sinne. Das russische Wort Dworjánstwo wird nur sehr ungenau und in Ermangelung eines besseren mit „Adel" übersetzt. Eigentlich ist der Dworjanin bloß ein Hofmann, der Träger eines Dienstadels, seit jeher durch einen bestimmten Rang im Heere oder in der Verwaltung von Rechtswegen erworben. Er kann erblich oder auch nur persönlich sein. Eingeborene Familien von altem, edlen Blut gab es in Rußland immer sehr wenige. Jene, welche sich bis heute erhielten, stammen von den Nachkommen Rújriks und einigen alten Bojárengeschlechtern ab. Die Bojaren waren übrigens auch nichts anderes als ein Dienstadel, der seine Würden und Vorrechte von der Gnade des Zaren empfing. Ein Unterschied zwischen altem und jungem Geburts- und Verdienstadel besteht in Rußland nicht. Die Einrichtung des „Tschin", der Rangklassen und des mit ihnen verknüpften Dienstadels wird auf diese Weise in dem absolut-monarchischen Reiche zu einer vollkommen demokratischen Einrichtung, wie kein anderer monarchischer Kulturstaat sie aufweist. Viele der Männer, die heute in der nächsten Umgebung des Thrones

stehen, waren vor wenigen Geschlechtsfolgen noch einfache Bürgers- und Bauersleute. Auch giebt es einen einzigen nationalen Adelstitel: „Knjäs“ d. h. Fürst, welcher den oben erwähnten wenigen russischen Edlen zukommt: Es sind ihrer höchstens sechzig Familien im weiten Reiche; die oft gehörte Ansicht, daß in Rußland jedermann Fürst sei, ist so falsch als möglich. Die vormals päpstlichen Staaten waren daran sicherlich viel reicher. Alle anderen Adelstitel sind erst in jüngerer Zeit dem Abendlande entlehnt. Die russischen Knjäse geben es also an Alter und ruhmwürdiger Herkunft keinem anderen Adel Europas nach, und dennoch hat Rußland keine Aristokratie. In der Familie des Fürsten und des Dworjanin, wie in jener des Kaufmannes und des Bauers herrscht nämlich demokratische Gleichheit der Kinder, Gleichheit der Rechte, Gleichheit der Titel, es giebt keinen Aeltesten, kein mit Sonderrechten ausgestattetes Familienoberhaupt. Stets hat sich im russischen Adel die uralte, gleichhobelnde Sitte der gleichen Vertheilung der Güter unter den Söhnen behauptet; der Errichtung von Majoraten standen die Sitten, die nationalen Ueberlieferungen, der demokratische Volksgeist entgegen. Die stolzen Schlösser und Burgen unserer Adelsgeschlechter, man sucht sie vergeblich in Rußland, wo der Dworjanin gleich dem Muschik im leicht zerstörbaren Holzhause wohnt.

Bei oberflächlicher Anschauung erscheint das russische Volk in eine Anzahl scharf geschiedener gesellschaftlicher Gruppen getheilt; bei genauerer Betrachtung verlieren aber die Grenzlinien an Bestimmtheit und die Stände zeigen vielfache Uebergänge in einander. Noch mehr bei den übrigen Slawen, die Polen etwa ausgenommen. Die früheren Zustände Rußlands im Auge, ist man rasch mit dem Spruche bei der Hand, es habe da nur Bauern und Edelleute gegeben. Die Slawen haben in der That nirgends weder das Städtewesen noch ein

freies Bürgerthum entwickelt; es fehlt somit das abendländische Bindeglied zwischen Bauer und Edelmann. Deswegen gähnt aber zwischen beiden keineswegs die tiefe Kluft, welche man nach dem Vorbilde unserer Zustände voraussetzt. Einen geschlossenen, allmählich vom ganzen Volke abgesonderten Stand bildete bloß die Geistlichkeit, das erbliche Popenthum. Diesem aber blieb der Adel ebenso fremd wie dem bürgerlichen Städter, einem Erzeugnisse erst neuerer Zeiten. Weit näher stand der Adel, d. h. der seinen Grundbesitz selbstverwaltende Gutsherr, dem Bauern der bodenbearbeitenden großen Masse des Volkes. Auch bilden diese Landedelleute eine mannigfaltige Stufenleiter vom Besitzer vieler Millionen, den Bildung und Luxus umgeben, bis zum armen unwissenden, in dürftigem Gewande einhergehenden Eigenthümer weniger Hufen Landes, die ihm kümmerlich des Lebens Nothdurft gewähren. Daneben giebt es die seltsame Klasse der sogenannten „Einhöfler“ (Odnodwórzy), gesellschaftlich der Uebergang vom Landadel zum Bauern. Ihren Namen tragen sie davon, daß sie nur einen einzigen Hof, eine einzige Feuerstelle, ein Gütchen besitzen. Sie waren stets, auch zur Zeit der Leibeigenschaft, freie Leute, die ihr Land als volles persönliches, erbliches Eigenthum besaßen, nach Bildung, Vermögen, gesellschaftlicher Stellung, nach Lebensweise und Sitte sich aber in nichts vom Muschik unterschieden. Das Nämliche läßt sich sowohl vom Handwerker und Kleingewerbetreibenden als selbst vom Kleinhändler der Städte, dem Kupéz im engeren Sinne, sagen. Auch letzteren scheidet häufig nur sein Reichthum vom Bauern. So sind denn in Wahrheit fast alle Stände zu einer großen gleichförmigen Masse verbunden, auf welcher die wenigen eigentlichen Adeligen und die Großkaufleute gleich Fettaugen auf dem Meere schwimmen. Außerhalb Rußlands, bei den Südslawen, fehlen selbst diese, während bei den Westslawen die

ausgeprägtere Gliederung in Stände eine Folge westlicher Gesittungseinflüsse ist.

Ackerbau und Viehzucht haben stets die breiten Schichten der slawischen Völker in allen Landen beschäftigt. Bei Slawen wie bei Germanen war es nun das Geschick des Bauern, dem harten Loose der Leibeigenschaft zu verfallen. Länger jedoch als bei letzteren ragte dieser Zustand bei den Russen in die Gegenwart herein und erweckte dadurch die Meinung, dieses knechtische Verhältniß liege im Wesen slawischer Eigenart. Die Ansicht ist völlig unbegründet. Von Natur aus sind die Slawen keineswegs knechtisch angelegt. Die Südslawen, besonders die Serben, verpönen das Dienen sogar sehr. Männer wie Mädchen oder Frauen fühlen sich dadurch sehr gekränkt und leben eher in Elend und Kummer als diese Erniedrigung zu ertragen. Das unterwürfige Wesen des gemeinen Mannes in Polen und Rußland ist erst eine Wirkung der Leibeigenschaft, und diese — seltsam aber wahr, verdankt gerade dem entgegengesetzten Charakterzuge, dem Freiheitssinne des Volkes, ihren Ursprung. Man vergesse nicht, daß in Deutschland die aus der Zeit des Frankenreiches stammende Hörigkeit schon seit dem dreizehnten Jahrhunderte ausgebildet war. Der Zustand dieser Unfreiheit hieß Eigenschaft, wofür später der Ausdruck Leibeigenschaft aufkam, obgleich das Verhältniß wesentlich Gutshörigkeit war. Alt-Rußland wußte dagegen nichts von Leibeigenschaft. Es gab eine geringe Anzahl Sklaven, gewöhnlich Kriegsgefangene oder zahlungsunfähige Schuldner, aber keine Hörigen. Die Bauernmasse galt als völlig frei und genoß vollkommene Freizügigkeit. Davon machten besonders die Großrussen ausgiebigen Gebrauch, von deren unversiegbarem Drang in die Ferne und geringer Neigung zur ständigen Beschäftigung mit dem Ackerbau schon die Rede war. Auf diesen Trieb zum Nomadenleben geht der

Ursprung der Leibeigenschaft zurück. Frühzeitig allerdings nahmen die Landleute, wie fast bei allen Völkern, den Bojaren und den Genossen der Knjäse, der sogenannten Druschina gegenüber eine untergeordnete Stellung ein. Der Muschik gerieth in eine gewisse Abhängigkeit vom Grundherrn, wie überall der Arbeitnehmer vom Arbeitgeber; allein das Verhältniß trug einen gewissen patriarchalischen Charakter und war weit entfernt von persönlicher Leibeigenschaft. Vielmehr war es die Gesammtheit der ländlichen Gemeinde, welche vom Gutsherrn Ländereien erhielt und diesem dafür zu Frohndiensten und Abgaben verpflichtet war. Ihrem Hange zum Umherschweifen folgend, hatten die Bauern dabei die Gewohnheit, in bestimmten Fristen, gewöhnlich am Georgstage, von einem Gute zum andern überzuwandern. Um den Bauern an die Scholle zu binden, genügte es einfach dieses Recht der Freizügigkeit aufzuheben; und dieses Verbot, zuerst zeitweilig, dann erneuert und von mehreren Herrschern bestätigt, ward endlich einer der Grundpfeiler des Staates. So ging die wichtigste Einrichtung in Rußland der letzten Jahrhunderte scheinbar aus einer einfachen Polizeimaßregel hervor. Das wichtigste Ereigniß in der Geschichte des russischen Volkes vollzog sich so zu sagen unbemerkt, die Leibeigenschaft entstand fast unfühlbar, ohne die Beachtung der Zeitgenossen zu erregen.

Erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als die Hörigkeit in Mitteleuropa längst eingewurzelt war, am Juriewstage 1593, hob Iwán des Schrecklichen Sohn Feódor, beeinflußt von Boris Godunów, die alte Freizügigkeit der Bauern auf und heftete sie an den Boden, welchen sie damals eben bebauten. Es war dies nichts anderes, als eine Zwangsmaßregel der Regierung gegen das abenteuernde Umherschweifen, welches nach Kosakenweise den kräftigsten, zur ruhigen Arbeit bestimmten Theil der Nation an die entlegensten Reichs-

grenzen führte. An die Scholle gebunden, verlor aber der Muschik allmählich ein bürgerliches Recht nach dem andern und gerieth in eine Abhängigkeit, die der Gesetzgeber offenbar weder vorausgesehen noch gewollt hatte: er wurde zur Sache, zum Eigenthum des Gutsherrn. Die Ansicht, die Leibeigenschaft sei in ihrer besonderen Art und Weise recht eigentlich eine nationale Einrichtung der Großrussen, trifft also durchaus nicht den Kern der Sache; sie entspricht dem großrussischen Wesen so wenig, daß selbst drei Jahrhunderte der Fesselung an die Scholle den Hang zum Nomadenleben nicht auszurotten vermochten. Ebensowenig ist dort Sklaverei, nicht Hörigkeit das Vorbild für jede Art von Abhängigkeit gewesen. Dazu gab es der Sklaven zu wenig im alten Rußland. Auch blieb der ursprüngliche patriarchalische Charakter der Leibeigenschaft selbst dann noch gewahrt, nachdem Peter der Große die persönliche Leibeigenschaft aller Bauern zum Gesetz erhoben hatte. Das Verhältniß des Leibeigenen zu seinem Herrn (Bárin), den er „Väterchen" nannte, war kein knechtisches; erst mit der neurussischen, modernisirenden Richtung änderte sich dies. Bis dahin durfte man nicht sagen, „russische Leibeigenschaft und deutsche Hörigkeit seien verschieden wie Kantschu und Spazierstöckchen." Obgleich die Zahl der russischen Leibeigenen vor der Aufhebung nahezu ein Drittel der Gesammtbevölkerung betrug, war die Einrichtung doch sehr ungleich über das Reich verbreitet. Den Norden und die ärmeren Landestheile hat sie nie erfaßt, ebensowenig das von den Kosaken eroberte Sibirien und die Steppenländer des Südens. Wie natürlich blieb hauptsächlich der Ackerboden des Reiches um Moskau ihr Hauptsitz; nur im Westen begegnete sie sich in Weißrußland und Litauen mit der polnischen Leibeigenschaft, die wiederum an der Grenze

des Ackerbaues Halt machte. Die Hirtenstämme haben Leibeigenschaft niemals gekannt.

Aus der bei einigen Slawenvölkern angetroffenen Leibeigenschaft läßt sich also kein ursprüngliches Gefühl der Unterthänigkeit für alle Slawen ableiten. Aber selbst für die Russen ist ein solches ganz unvereinbar mit dem demokratischen Geiste so vieler ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen. In diesem großen Reiche, in dem des Zaren Wille und Willkür scheinbar alles ist, und ein höchst verwickelter Verwaltungskörper den kleinsten Schritt zu überwachen, die geringste Handlung jedes einzelnen zu bevormunden scheint, hat sich von jeher für ein gut Stück Selbstverwaltung Raum gefunden. Und diese Selbstverwaltung ist dort, wo sie Platz greift, oft mehr als demokratischer, ja geradezu kommunistischer Natur. Am ausgeprägtesten zeigt sich diese in der Verfassung der russischen Dorfgemeinde, im „Mir". Gleich der „Dessa" auf Java befindet sich der Mir im ungetheilten Besitze alles Grund und Bodens, den die Dorfbewohner gemeinschaftlich bearbeiten. Wie Cäsar und Tacitus melden, fanden sie diesen Gemeingrundbesitz auch bei den alten Germanen. Letztere sind seither, obgleich auch in Deutschland mannigfache Anklänge an die einstigen Zustände fortleben, zum Sondereigenthume vorgerückt, Russen und Südslawen nicht. Der russische Name Mir bedeutet „die Welt" und paßt insofern, als die Dorfgemeinde in Rußland wirklich eine Welt für sich ist. Sämmtlicher Grund und Boden der Gemeinde gehört ihren männlichen Mitgliedern. Jeder Knabe, sobald er geboren wird, hat daran seinen Rechtsantheil. Das Land, welches der Händearbeit zum Bebauen bedarf, wird unter die Haushaltungen vertheilt; die anderen Stücke, Anger und Wald, werden gemeinschaftlich bearbeitet. Jedesmal, wenn eine neue Veranlagung der Steuer stattfindet, werden die männlichen

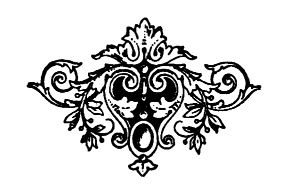
Mitglieder der Gemeinde gezählt; auf jedes entfällt ein gleicher Antheil. So viel Männer und Knaben im Haushalt, so viele Antheile werden ihm zugewiesen. Frauen und Mädchen zählen nicht. Jeder bekommt aber seinen Theil mit Lust und Last, d. h. er muß auch die Steuern davon tragen. Wer die Gemeinde verläßt, behält nichtsdestoweniger seinen Antheil, also sein Lebelang ein Daheim, zu dem er zurückkehren kann; allein muß auch immerfort die seinen Antheil treffenden Steuern für Staat und Gemeinde entrichten, es wäre denn, daß er sich förmlich loskaufe. Als Sondereigenthum besitzt demnach der Muschik gewöhnlich bloß seine Hütte (Izbá) und das dazu gehörige kleine Grundstück (Usadba); von allem Uebrigen hat er eigentlich bloß den Fruchtgenuß. Wie nun das Landeigenthum gemeinschaftlich ist, so auch die Pflichten dem Staate gegenüber. Für Abgaben, Naturallieferungen, Einstellung der Rekruten haftet nicht der einzelne, sondern die ganze Gemeinde, die Regierung giebt ihre Vorschüsse an Geld und Getreide nur der Gemeinde als solcher, nicht dem einzelnen Muschik. Ihre Interessen verwaltet die Bauerngemeinde, der Mir, durch gewählte Vertreter, welche ausschließlich aus den Häuptern der Haushaltungen bestehen. Doch sind letztere nicht immer die Familienväter. Auch Frauen können als solche gelten. An der Spitze dieses Ausschusses steht der gleichfalls gewählte und von der Regierung bloß bestätigte Dorfälteste (Stárosta). Alles auf die Gemeinde Bezügliche fällt der Entscheidung dieses Ausschusses anheim, der also ein förmliches Organ örtlicher Selbstverwaltung ist. Er entscheidet über die Vertheilung der Grundstücke, die Umwandlung von Gemeindebesitz in persönliches Eigenthum, Vertheilung und Erhebung der Steuern, Erwerbung von Gemeindebesitz, Errichtung von Magazinen, Schulen u. dgl. m. Auch wann und wie das Pflügen, Säen und Ernten, das

Aus- und Eintreiben des Viehes, das Fischen, Jagen und Holzen geschehen soll, wird nach gemeinschaftlicher Berathung beschlossen. Diese leitet der Starost, der sich mit einigen Angesehenen über den Fall bespricht und dann verkündet, was zu geschehen habe, worauf gewöhnlich die anderen durch Stillschweigen zustimmen. Dem Rechte nach aber hat jeder Erwählte in der Gemeindeversammlung gleiches Stimmrecht. Die Macht des Mir ist also geradezu ungeheuer; geht doch seine fast unbeschränkte Gewalt so weit, daß er Mißliebige aus Verwaltungsgründen nach Sibirien schicken kann.

So bildet die Dorfgemeinde in Rußland eine durch Gesetz, Besitz und Pflichten gegen die Regierung eng verbundene Familie, eine Einheit, wie sie sich im Völkerleben der Welt kaum wiederholt und die man versucht wäre, für eine Ausgeburt sozialistischer Träume zu halten, wüßte man nicht, daß hier ein uraltes Gesellschaftssystem vorliege. Der Mir wird häufig als der Eckstein der glorreichen sozialen Entwickelung des russischen Volkswesens der Zukunft gepriesen. Wohl mit Unrecht; man übersieht, daß in ihm der Kommunismus der Urzeit noch lebendig ist. Die Leibeigenschaft hat an diesem Systeme nicht gerüttelt, ja dasselbe noch mehr befestigt und sein Bestehen bis auf die Gegenwart ermöglicht, während es aus der Geschichte fortgeschrittener Völker längst verschwand. Eine ähnliche Stufe haben freilich die meisten von ihnen durchlebt. Ueberall hat aber schließlich das Anschwellen der Volkszahl das Gemeineigenthum gesprengt und den Uebergang zum Sonderbesitz beschleunigt. Auch Rußland befindet sich, besonders seit Aufhebung der Leibeigenschaft, auf diesem Wege. Sonach ist der Mir keineswegs ein Ziel für die Zukunft, sondern das Ueberlebsel alterthümlicher Gesittungszustände, dessen Vorbild überall mehr oder weniger der Clan, die Sippe war. So weit wir diese aus der Urgeschichte anderer, ins-

besondere der germanischen Völker kennen, hatte sie eine korporative Gestaltung als Friedens- und Rechtsgenossenschaft. Im Russen wohnt nun, nach einer treffenden Bemerkung Haxthausens, der Sinn für Vergesellschaftung, nicht für Körperschaftswesen, was sehr verschieden ist. Ihm ist eine nationale Art von Genossenschaft mit kommunistischem Zuge eigen, der nicht bloß im Mir, sondern auch in den Städten beim Arbeiterstande durchbricht. Der russische Arbeiterstand unterscheidet sich vom westeuropäischen wesentlich dadurch, daß der Arbeiter am Fabriksorte nicht fest ansässig ist. Viele suchen nur in den Monaten, in denen es keine Feldarbeit giebt, in der Fabrik Beschäftigung und kehren wieder nach Hause zurück, wenn ihre Kraft dort nöthig wird. In den Fabrikstädten aber suchen sie, wenn sie nicht schon in Gesellschaft von Dorfgenossen kamen, sofort Anschluß an andere Arbeitsuchende oder schon Beschäftigte. Sie finden ihn in der nationalen Gewerbegenossenschaft (Artél). Ihrer zehn bis zwölf Mann thun sich zusammen, hauptsächlich um einen gemeinsamen Hausstand einzurichten. Sie miethen eine Stube und nehmen eine Köchin auf, welche auch die Reinigung der Stube besorgt, dieselbe tagsüber als Küche benützt, die Lebensmittel einkauft und die Speisen zubereitet, wofür sie außer der Kost und einer Schlafstelle in der gemeinsamen Stube einen kleinen Monatslohn erhält. Die Aufsicht über den ganzen Haushalt führt der von den Artelgenossen aus ihrer Mitte gewählte „Aelteste" (Stárosta), der auch wöchentlich oder monatlich die von jedem einzelnen zu entrichtenden Geldbeiträge in Empfang nimmt. Manche dieser Genossenschaften sind ganz trefflich eingerichtet. Das Genossenschaftswesen ist den Russen eben so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß er ohne Artél gar nicht bestehen kann. Flößer, die an ihre Arbeit gehen, Holzschläger, die sich in den Wald aufmachen, Fischer und Pelzjäger, die auf den

Fang ziehen, Kanal- und Eisenbahnarbeiter, sie alle bilden, ehe sie ans Werk gehen, ein Artél, eine Erwerbsgesellschaft mit regelmäßigen Versammlungen, einem erwählten Oberhaupt und gemeinschaftlicher Kasse. Das Artél bestimmt den Theil der Arbeit, den jeder zu übernehmen, den Theil des Lohnes, den er der Gesellschaftskasse abzuliefern hat. Kost und Wohnung werden aus der letzteren bestritten. In den größeren Städten giebt es Artele mit verwickelter Organisation, großen Kapitalien und weittragender Bedeutung, indem die Genossenschaft für jedes ihrer Mitglieder solidarisch haftet. Selbstverständlich werden diese auf das sorgfältigste ausgewählt und strenge überwacht. Meyer von Waldeck steht nicht an die russischen Artele als eine Einrichtung zu bezeichnen, die dem Westen Europas zur Nachahmung bestens empfohlen werden kann. Artel wie Mir haben aber ihre Wurzel in der allen Slawen ursprünglich gemeinsamen Form der Familie.



VIII.

Die Familie und das Weib.



Wie die Dorfgemeinde, so leitet die slawische Familie in längst vergangene Zeiten zurück. Auch hier haben wir es mit einer durchaus archaistischen Form zu thun. Indeß, verstehen wir uns wohl: Wir treffen die Familie bei den Slawen auf den verschiedensten Staffeln der Entwickelung, je nach den Gesittungsgraden der einzelnen Völker. Tschechen und Polen ist die alte ursprüngliche Familienverfassung im jahrhundertelangen Verkehre mit den Deutschen längst abhanden gekommen. Nach Osten hin, mit sinkender Gesittung, mehren sich die Anklänge an die ältere Form. In der Familie des russischen Bauern springen schon einem halbwegs aufmerksamen Beobachter Eigenthümlichkeiten in die Augen, welche der Westen nicht kennt. Vollends abweichend von der unsrigen ist die Familie der Südslawen gestaltet, und eben die barbarischsten Stämme haben diese merkwürdige Familienform in ihrer größten Reinheit erhalten. Dort lebt noch die „Zadruga", die Hausgenossenschaft (Hauskommunion), welche sich an den Anfängen aller Slawen einstens fand. Der Name Zadruga ist nur in einigen Theilen Bosniens volksthümlich, die Einrichtung selbst jedoch, obzwar gegenwärtig der Auflösung entgegenschreitend, über das ganze südslawische Gebiet verbreitet. Dem Wesen nach

kommt sie der altgermanischen Sippe sehr nahe, ja deckt sich mit derselben in vielen Fällen. Immer und überall stellt sie sich, wie Dr. Fried. S. Krauß, der emsige Sittenforscher seiner südslawischen Landsleute, hervorhebt, als eine auf das Blutsband, auf die verwandtschaftlichen Beziehungen und zugleich auf die Gemeinschaft der wirthschaftlichen Interessen gegründete Gesellschaft dar. Auch diese Gesellschaft ist wie der russische Mir demokratisch-kommunistisch veranlagt.

In der Herzegówina, Zrnagora und um Cattaro wird das ganze Volksleben einzelner Stämme noch vom Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der von einem gemeinsamen Vorfahren abstammenden Familien durchdrungen. Solche blutsverwandte Genossenschaften bilden unter sich stets eine politische und sakrale Vereinigung mit gemeinsamem, ungetheiltem Grundbesitz. Dieser Verband wird Bratstwo, Bruderschaft, genannt. Aus mehreren Bruderschaften, die ihren Ursprung von einem gemeinsamen Urahn ableiten, entsteht das Pleme oder der Stamm. An seiner Spitze steht jetzt ein erwähltes Stammesoberhaupt (Wojwoda, d. i. Herzog), dessen Würde bloß in einigen Stämmen von altersher erblich war. Die Angehörigen eines Pleme, sofern sie nicht dem nämlichen Bratstwo angehören, dürfen ohne weiteres mit einander Ehen schließen. Gegenwärtig giebt es Stämme nur noch in der Zrnagora und zum kleinen Theil in der Herzegówina, wo sie Nahija heißen, aber auch diese wenigen Ueberbleibsel einer einst allgemeinen Einrichtung führen nur noch ein Scheindasein. Wohl aber bestehen noch die Brüderschaften, deren Mitglieder sich alle untereinander als Verwandte betrachten, weshalb früher niemand aus seinem Bratstwo heirathete. In demselben treten alle für einen und einer für alle ein, was sich besonders in der noch nicht völlig ausgerotteten Sitte der Blutrache kundgiebt. Ein Bratstwo bewohnt je nach

seiner Kopfzahl ein oder mehrere Dörfer ganz ausschließlich, doch giebt es auch so kleine Bruderschaften, daß sie nur einige Häuser eines Dorfes ausmachen. Stets aber wissen die Mitglieder jedes Hauses sehr wohl, welchem Bratstwo sie angehören. Auch die Bruderschaft vertritt politisch ein von allen männlichen Mitgliedern gewähltes Oberhaupt. In den Versammlungen haben bloß die jeweiligen Hausvorstände Sitz und Stimme. Auch wo die Namen der Bruderschaften in Vergessenheit gerathen sind, hat sich doch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit verwandter Sippen im Volke nicht verloren, wie das alljährliche Sippenfest (Krsno Ime), d. h. die Feier des gemeinsamen Schutzpatrons, beweist. Wahrscheinlich hängt dasselbe mit der vorchristlichen Feier der Penaten der Hausgenossenschaft zusammen.

Die Zadruga, sagte ich, decke sich in vielen Fällen mit der Sippe. Dennoch waltet ein Unterschied. Wohl wurzelt die Sippe in der Blutsverwandschaft, und diese ist auch die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung bei den Südslawen wie bei den Russen; allein der Begriff der Blutsverwandtschaft selbst erleidet bei ihnen eine den westlichen Nationen nicht mehr bekannte, starke Erweiterung. Denn zu ihr zählen auch jene Kinder fremder Leute, die dieselbe Mutter nährte, die Milchgeschwister. Der Blutsverwandtschaft gleich geachtet wird ferner die Gevatterschaft (Kumstwo), sei es des Tauf- oder des Trauungszeugen. Ein solcher Kum gilt als die heiligste Persönlichkeit, und von ehelicher Verbindung zwischen Kum und Kumče kann nie die Rede sein. Selbst der Gedanke daran ist schon strafbarer Frevel. Auf gleicher Stufe steht die Wahlverschwisterung (Pobratimstwo und Posestrimstwo); Männer verbrüdern sich gegenseitig, Mädchen verschwestern sich, aber der Jüngling findet auch eine Schwester, wie sie einen Bruder. Das Verhältniß erscheint im süd-

slawischen Volksleben als der bewunderungswürdigste, weil höchste und sinnigste Ausdruck freundschaftlicher Gesinnung und Liebe. Sie gestaltet das freiwillig eingegangene Freundschaftsband zu einem kirchlich geheiligten, fürs ganze Leben unlöslichen Bunde, der noch weit mehr als Blutsverwandtschaft zu gegenseitiger Treue und Unterstützung verpflichtet. Echte Wahlbrüder oder Wahlschwestern sind einander inniger als leibliche Geschwister ergeben. Etwaige Verführung unter ihnen wäre schwere Sünde. Ehedem waren Ehen zwischen Wahlgeschwistern strenge verpönt; jetzt sind sie wohl zulässig, verstoßen aber immer noch stark gegen die Sitte.

Im Rahmen dieses Verwandtschaftssystems erscheint nun die Zadruga als ein Verein, gewöhnlich, ja fast immer im zweiten oder dritten, selten im vierten oder fünften Grade männlicher Linie blutsverwandter Menschen, die im nämlichen Gehöfte wohnen, ein gemeinsames Vermögen besitzen, unter einander gleichberechtigt sind und sich in der Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten den Anordnungen eines von allen Mitgliedern in Uebereinstimmung gewählten Hausverwesers, des Domačin, oder Starešina fügen. Der Umfang eines solchen „Hauses" wechselt sehr bedeutend. Für Kroatien gilt die Durchschnittsziffer von 10—15 Personen, wovon in der Regel 3—4 verheirathet sind. In Slawonien zählen die größten Häuser bis zu 60 Mitglieder, die kleinsten 6—8. In der oberen Herzegówina leben meist 20—25, in einzelnen zu Gačko aber wohl auch 70 Personen beisammen Ein solches Hauswesen kann von außen Zuwachs erhalten: indem jemand in das Haus zu einer Erbtochter hineinheirathet, was freilich der allgemeinen Verachtung begegnet; oder der Hausvater nimmt eine Waise meist aus der nächsten Verwandtschaft an Kindesstatt an; oder endlich ein Fremder vergesellschaftet sich aus rein geschäftlichen Rücksichten mit dem Hause und zieht in dasselbe ein. So ist denn zwar strenge

Blutsverwandtschaft nicht das alleinige Band der Zadruga, immerhin beruht sie doch ihrem Wesen nach durchweg nur auf der nächsten Blutsverwandtschaft. Fremde Elemente gelangen bloß ausnahmsweise und dann stets vereinzelt hinein. Das Oberhaupt der Zadruga geht dem Namen nach aus Wahl hervor, doch steht bei allen Slawen das Alter in hohem Ansehen. Ehedem war daher immer der Aelteste des Hauses Domačin und formell ist er es noch heute. Was der Würdigste und Besonnenste unter ihnen sagt, das hat Geltung. Wer sich in der Gemeinschaft am meisten bewährt und Achtung vor allen erworben hat, wird leicht auch ohne Wahl stillschweigend als Domačin anerkannt. Hat er aber das sechzigste Lebensjahr zurückgelegt, so muß er von selbst die Leitung der Zadruga einem andern übertragen. Er ist eben lediglich Verwalter eines Vermögens, worauf er kein größeres Anrecht besitzt als irgend einer der erwachsenen männlichen Hausgenossen, nicht Hausvater im abendländischen Sinne, sondern bloß der Erste unter Gleichberechtigten. Dem Domačin steht die Domačica zur Seite. Sie spielt eine bedeutende Rolle in der Zadruga, denn ihr, nicht dem Hausverweser, unterstehen sämmtliche weibliche Mitglieder. Gewöhnlich ist sie des Domačin Gattin, häufig aber wird dazu die verständigste und vorstellungsfähigste unter den Weibern bestellt. So lange Männer da sind, kann allerdings ein Weib nie Oberhaupt der Zadruga sein, wohl aber tritt die Wittwe an deren Spitze, wenn ihre Kinder noch zu jung sind und der Gatte keine Brüder hinterlassen hat. Ja, selbst ein Mädchen kann bei Abgang erwachsener männlicher Mitglieder das Haupt der Zadruga werden. Die Rechte des Einzelnen sind ganz gering, aber selbst diese genießt der Mann voll erst dann, wenn er sich verehelicht, was wohl meist schon in jungen Jahren ge-

schieht. Ebenso gilt den Russen als voll bloß der Verheirathete. Wer in eine Zadruga hineinheirathet, übt dagegen seinem Weibe gegenüber selten jene unbeschränkte Macht aus, die sonst einem Manne zugestanden wird.

Für jeden, der mit dem Entwickelungsgange der menschlichen Familie von ihrem ersten Anbeginne in der Urzeit bis zu ihrer Höhe bei den heutigen Kulturnationen vertraut ist, bedarf es des Hinweises nicht, daß die südslawische Hausgenossenschaft den verkümmerten Rest einer uralten Einrichtung darstellt. So wie sie ist, vergegenwärtigt sie Zustände aus vorpatriarchalischer Zeit. Die so gerne gebrauchte Bezeichnung „patriarchalisch“ ist auf sie durchaus unanwendbar. Das Patriarchat verkörperte die Familie der alten Griechen und Römer; darin ist der Vater, der pater familias, Herr und Gebieter, er giebt das Gesetz und die Kinder gehorchen; in der Zadruga besteht ein solches Unterwürfigkeitsverhältniß nirgends, denn ein pater familias ist gar nicht vorhanden. Uebrigens weist die Zadruga mehrere Typen auf; in der ältesten Form, die heute noch zu Pernik in Westbulgarien vorkommt, ist alles, nicht bloß Grund und Boden, gemeinsames Eigenthum, was auch der Einzelne erwerben möge. Bei Serben und Kroaten, namentlich in Oesterreich, dürfen jedoch einzelne männliche oder weibliche Hausgenossen unter Umständen mit Zustimmung des Domačin ein Sondervermögen durch Arbeit in fremden Häusern erwerben. Obgleich die Familienglieder in der Zadruga so sehr an einander hängen, daß es fast eine Schande ist, sich vom väterlichen Herde zu trennen, nehmen doch die Theilungen immer mehr überhand und führen in wachsendem Maße die Auflösung der Hausgenossenschaften herbei. So gehören sie in Serbien nur noch der Geschichte an. In Bulgarien, wo man sie gleichfalls schon erloschen glaubte, ward ihr Bestehen indeß unlängst

wieder nachgewiesen. Selbst um Sofia herum giebt es Dörfer, wo die Zadruga vorkommt, und in Westbulgarien ist sie sogar häufig. Sie herrscht ferner in der Herzegówina, und in Makedonien soll sie selbst in Städten noch gewöhnlich sein. Dort, wo das nationale Leben geringen zivilisatorischen Einflüssen von auswärts unterworfen war, erhielt sich die Zadruga natürlich am längsten und unverfälschtesten, am meisten im Sawelande und in den Gebirgsgegenden, und da wieder vorzugsweise unter der griechisch-orthodoxen Bevölkerung. In Dalmatien, der Herzegówina und in der Bocca di Cattaro ebenso wie in Bosnien, wo ein karger Boden sorgfältigste Bearbeitung erheischt, zwingt meistens die Noth bei der alten Einrichtung zu bleiben. Auch wird die Auflösung der Hausgenossenschaften als ein schlimmes Zeichen abnehmenden Wohlstandes angesehen, denn die Erfahrung hat in der That gelehrt, daß dieselbe in der Regel die Verarmung des ganzen Bezirkes nach sich zieht.

Das der Zadruga eigenthümliche Gemeineigenthum ist auch jener bisher wenig beachteten ländlichen Familie der Südslawen eigen, welche entschieden einer jüngeren Epoche angehört, denn sie hat schon alles Sippenhafte abgestreift, gleicht im allgemeinen der abendländischen und ist wie diese auf Eltern und Kinder beschränkt. Diese Art ländlicher Familie ist die Inokoština, d. h. die einfache Familie. Sie findet sich überall neben der Hausgemeinschaft; die Natur der Dinge entwickelt sie überall, wo diese vorhanden ist. Allerdings ist die Machtvollkommenheit des Hausvaters in der Inokosnafamilie größer als jene des Zadrugaverwesers, allein auch er ist nichts weniger als unumschränkter Herr über seine Söhne im Sinne des römischen pater familias. Diese sind vielmehr als Mitbesitzer des Gesammtvermögens dem Vater gleichgestellt,

welcher ohne ihre Zustimmung darüber nicht verfügen kann. Er ist also auch bloß Vermögensverwalter, welcher sein Amt nur im Einverständniß mit den Söhnen ausübt und die erwachsenen, besonders die schon verheiratheten, können noch bei seinen Lebzeiten die Theilung verlangen, ja ihn dazu zwingen; dabei hat er bloß Anspruch auf einen gleichen Antheil wie jeder seiner Söhne. Nach des Vaters Tode nehmen die Dinge in der Inokoština den ähnlichen Verlauf wie in der Zadruga. Die Inokoština, obgleich der Kopfzahl nach unsere engere Familie, hat demnach doch mit dieser, die auf Vaterrecht sich gründet, nichts zu thun, ist vielmehr ihrem Wesen nach mit der Zadruga identisch, deren Rechtsgrundsätze auch in ihr walten. Häufige Uebergänge finden daher aus dem Zadrušna in den Inokosna-Zustand statt und umgekehrt.

Der Typus der südslawischen Zadruga ist oder war wenigstens bis unlängst ziemlich häufig auch in Rußland vorhanden. Neuere Forscher unterscheiden beim Muschik zweierlei Familienformen: die große oder patriarchale (**Bolschaja** oder **Rodowaja**) und die kleinere oder engere, unsere Sonderfamilie (**Malaja** oder **Otsowskaja Semja**), ohne daß es indeß möglich wäre, beide Formen strenge auseinander zu halten. Im allgemeinen war bis jüngst das Kennzeichen der großrussischen Familie, daß sie in der Regel gleichfalls mehrere Geschlechtsfolgen und mehrere Haushaltungen umfaßte, welche mit einander Bande des Blutes und Gemeinsamkeit der Interessen verknüpften. Oft lebten mehrere verheirathete Söhne, mehrere Haushaltungen von Seitenverwandten beisammen im nämlichen Hause oder Hofe (Dwor), wo sie gemeinsam unter des Vaters oder Großvaters Leitung arbeiteten. Es war und ist, wo sie noch besteht, diese Familie gewissermaßen eine Gemeinde im kleinen, eine Arbeitsgenossenschaft mit sozialistischem Grundzug. Haus und Inventar und was sonst etwa erübrigt wird, gehört allen

Söhnen und Enkeln zusammen und vererbt sich deshalb auch nach Kopftheilen. Arbeitet ein Mitglied eine Zeitlang nicht für den Haushalt, so muß es von seinem Verdienste gleichwohl seinen Antheil zur Bestreitung desselben hergeben. Die Frau hat aber keinen Anspruch an das Familienvermögen weder ihres Gatten noch selbst ihres Vaters. Wohl aber darf sie, was dem Manne verwehrt ist, außerhalb des gemeinsamen Stammgutes, sich durch Ersparniß oder Arbeit ein besonderes Eigenvermögen erwerben, das man in einzelnen Landestheilen „Körbchen" (Korobija) nennt. Diese Korobija, nehmen die jungen Mädchen bei ihrer Verheirathung als Mitgift oder Aussteuer mit. Stirbt ein Weib kinderlos, so kehrt das Körbchen an ihre Stammfamilie zurück, aber nicht an deren männliches Oberhaupt, sondern an die Mutter oder, wo diese fehlt, an die noch unverheiratheten Schwestern der Verstorbenen, so daß hier gewissermaßen eine Art Erbrecht in der Weiberlinie besteht. Diese russische Familie regiert sich demokratisch, d. h. in allen wichtigeren Dingen berathen sich die Männer gemeinschaftlich, holt der „Aelteste" die Meinung der Genossenschaft ein. Dieser Aelteste, gewöhnlich der Vater oder älteste Bruder, heißt Domochosain, nämlich Hausverwalter oder auch Bolschak, d. i. der Machthaber oder der Starke. Er ist von Rechtswegen in allen öffentlichen und privaten Angelegenheiten Vertreter seines ganzen Hauses und genießt völlige Vollmacht in der Verwaltung der gemeinschaftlichen Güter, seine Frau, die ihm für die inneren Angelegenheiten zur Seite steht, desgleichen in Leitung der häuslichen Verrichtungen. Manchmal fällt sogar das Amt des Domochosain der Wittwe zu oder es wird, wie im Mir und in der Zadruga, der „Aelteste" unter den Fähigsten und Angesehensten frei gewählt. Im großen und ganzen tritt der demokratische Grundzug in der russischen Familie weniger als

in der südslawischen hervor. Der Domochosain, wenngleich nur Verwalter des Gemeinbesitzes, ist doch schon Herr, dessen Autorität über Söhne, Töchter und Schwiegertöchter früher nicht selten in Tyrannei ausartete und sogar die Keuschheit der Weiber ernstlich gefährdete. Das Familienoberhaupt, welches dank der Sitte, sehr früh zu heirathen, oft kaum vierzig Jahre zählte, beanspruchte von seinen Schwiegertöchtern ein gewisses „Herrenrecht“, welches Jugend und Unterthänigkeit seiner Söhne ihm streitig zu machen verwehrten. Diese Familienform war während der Leibeigenschaft beim Landvolke noch sehr beliebt. Theilungen fürchtete man sehr; sie fanden nur statt, wenn das Haus oder richtiger der Hof zu enge für die Zahl der Insassen wurde. Schon unter Kaiser Nikolaus fing indessen diese Art Hausstand an hier und da sich zu lockern, eine große Menge löste sich freiwillig auf und zertheilte das gemeinschaftliche Vermögen. Mit Aufhebung der Leibeigenschaft ist vollends kein Halt mehr in den Hausgenossenschaften. Mann und Weib streben darnach, ihre eigene Hütte mit ihren Kindern zu bewohnen und des Lebens Noth und Gewinn für sich allein zu haben.

Oberflächlichem Anscheine nach läuft die slawische Familie also auf eine einfache Arbeitsgenossenschaft hinaus, was den Ausspruch veranlaßt hat, „Familie in unserem Sinne“ habe der Russe ursprünglich gar nicht gekannt. Thatsächlich ist die Familienform, wie sie die Slawen länger als andere bewahren, einstens allen Europäern eigen gewesen, sie ist eben nichts anderes als die blutsverwandte Sippe. Es wäre aber kein geringer Mißgriff, weil diese eine größere Kopfzahl als unsere abendländische Sonderfamilie umfaßt, zu meinen, sie werde durch kein anderes, edleres Band als das der Interessengemeinschaft zusammengehalten, und den Slawen die zarteren Regungen des Familiengefühles völlig abzusprechen. Natürlich

ist es ein mißlich Ding, Empfindungen nach ihrer Tiefe abschätzen zu wollen, doch bin ich stark der Meinung, daß die feineren, erhabeneren Gefühle erst ein Ergebniß der Gesittung sind, mit dieser an Innigkeit wachsen. Von vornherein ist wahrscheinlich rohen Stämmen davon noch nicht so viel beschieden als fortgeschritteneren, und bei der Ungleichheit ihrer Kultur werden auch die Familiengefühle bei den Slawen sehr verschieden ausgebildet sein. Daß ihnen allen ein deutlich ausgeprägter Sinn für Familienleben innewohnt, ist jedoch unzweifelhaft. Die Mitglieder dieser großen Sippe stehen mit rührender Anhänglichkeit zu einander. Schwärmerische Liebe, wie unsere Dichter sie schildern, mag wohl wenig vorhanden sein, ist aber auch in unseren niederen Volksschichten eine Seltenheit. Gerade die Südslawen, wozu doch die rohesten Stämme zählen, entwickeln ein ungemein inniges Familienleben und hängen mit Leidenschaft an den Ihrigen, an Eltern und Verwandten. Als die österreichische Militärgrenze noch bestand, gab es beim Ausmarsche eines einberufenen Grenzsoldaten, „Grenzers", herzzerreißende Scenen, wie Baron Rajacsich, selbst ein Serbe, sie ergreifend schildert. Auch bei den Bulgaren herrscht allenthalben Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe. Der Familiensinn des Großrussen ist geradezu auffällig; seine bis zur Religiosität gesteigerte Verehrung des Familienoberhauptes ist von unendlich sittigendem Einfluß und hat tausend Ausschreitungen verhindert, zu denen der nicht zu leugnende Zwang sicher in keinem Verhältnisse stand. Des Großrussen Liebe zu den Kindern habe ich schon einmal erwähnt, die Mütter aber bringen ihnen wahre Affenliebe entgegen. Sieht man von Sibirien ab, in dessen Einöden die russischen Kolonisten vielfach der Verwilderung anheimfielen, so sind die Familienbande vielleicht am lockersten unter den Kleinrussen und deren verschiedenen Zweigen. In einem

früheren Abschnitte sind darüber schon einige Andeutungen gemacht. Bei den Bergbewohnern, den Góralen der Karpathen, ist dagegen das Familienleben sehr entwickelt, die Achtung für die Eltern sehr groß; die Frauen sind sehr gute und auch fruchtbare Mütter.

Ohne Frage hat die Gesittung des Westens die Familienbande fester geschnürt, aber auch die Familie selbst sehr wesentlich eingeengt. Die Vertiefung unserer Empfindungen vollzog sich zu Gunsten der einen auf Kosten vieler anderer, die uns gleichgiltig geworden sind oder nur insofern noch zur „Familie" zählen, als wir uns vielleicht Hoffnung machen, einmal deren „lachende Erben" zu werden. Alles genau erwogen fragt es sich, ob unser auf nur wenige Häupter vertheilter Schatz an Zärtlichkeit erheblich größer ist, als jener der Slawen, welche damit die ganze Sippschaft bedenken. „Lachende Erben" sind ihnen unbekannt. Während bei uns die wachsende Gesittung die Familie immer mehr auf Eltern und Kinder einschränkt und die nächsten Verwandten, oft schon die Geschwister, einander entfremdet, und ihnen getrennte, mitunter sich nie mehr kreuzende Lebenspfade weist, war bisher die Sippen-Familie der Slawen noch nicht gesprengt. Die Anverwandten lebten neben und mit einander auf dem nämlichen Erdenfleck, und zog einmal einer in die Ferne, so geschah es nicht auf Nimmerwiedersehen, sondern um dereinst den verlassenen Platz wieder einzunehmen. Das Zusammenleben läßt aber keine Entfremdung aufkommen und ist die Wurzel aller zarteren Gefühle der Zuneigung, woran auch jedes einzelne Familienglied seinen Antheil spendet und genießt. Meinungsverschiedenheit, Zank und Hader stören freilich auch den Frieden der slawischen Familiengenossenschaften, doch nicht in ersichtlich höherem Maße als den unserer engeren Familienkreise, die ja auch ihr Lied davon zu singen wissen.

Allenthalben betrachtet man die gesellschaftliche Stellung des Weibes als Maßstab der geistigen und sittlichen Entwickelung. Ganz unanfechtbar ist der Satz freilich nicht, denn nicht überall, wo die Stellung des Weibes am glänzendsten, steht die Gesittung am höchsten. Man blicke auf die Vereinigten Staaten. Immerhin wirft die Lage des Weibes unbezweifelt ein helles Streiflicht auf das Kulturleben, ist demnach eingehender Beachtung werth. Schon aus meinen früheren Andeutungen erhellt nun unbestreitbar: durchschnittlich denkt der Slawe sehr geringschätzig von der Frau. Dem geringeren Kultur- und Bildungsgrade entsprechend, ließ sich anderes kaum erwarten. Natürlich sind auch hierin die mannigfachsten Abstufungen vorhanden, im allgemeinen läuft aber die Stufenleiter von unten nach oben wieder von den Südslawen, und unter diesen wieder von den Zrnagorzen und Gevattern, durch die Ostslawen zu den Westslawen empor, welche der Frau eine von der ihrer deutschen Nachbarinnen nur mehr wenig verschiedene Stellung einräumen. Wie tief jedoch immer bei den Söhnen der Schwarzen Berge, der Kriwoscie, Bosniens und der Herzegówina uns die Stellung, wie gedrückt uns die Lage des Weibes bedünken möge, ein Trugschluß wäre es, dieselbe angeborner Lieblosigkeit zuzuschreiben. Jenen rauhen Kindern der Karstgebirge pocht das Herz in glühender Liebe zum Weibe, zur erkorenen Jungfrau zum mindesten nicht weniger, als etwa dem Alpensohne Mitteleuropas. Die Volksdichtung jener Stämme gestattet über die Innigkeit, ja Zartheit dieser Empfindungen keinen Zweifel. Soweit sie nicht das Heldenthum verherrlichen, handeln die südslawischen Volkslieder fast nur von Liebe. Der jüngere bulgarische Volksgesang zerfällt in Hirten- und Liebeslieder, welche das Leben in Wald und Flur, Leid und Freud der Minne besingen. Am reichsten und schönsten entfaltet sich die Volkspoesie bei den Serben,

welche dieselbe ebenfalls in Helden- und in Frauenlieder theilen. Unter den letzteren sind namentlich die „Hochzeitslieder“ von großer Schönheit, voll zarter idealer Anspielungen auf das Glück des Brautstandes, die Natur der Ehe und deren häuslichen Segen. Die Braut wird mit ihren künftigen Pflichten bekannt gemacht, der junge Mann gelehrt, sie liebreich zu behandeln, zu ehren und das verlassene Elternhaus vergessen zu machen. Alle, selbst die erotischen Anspielungen erscheinen in lieblich poetischen Duft gehüllt. Eine Unzahl von Liedern verleiht den Gefühlen wahrer und echter Liebe Ausdruck. Was ist der Reichthum gegen das Gefühl der wahren Liebe?

„Reichthum ist nicht Gold und ist nicht Silber,
Reichthum ist nur haben, was uns lieb ist.“

Ein Liebesliedchen von seltener Zartheit ist folgendes:

Winter vorbei;
Herzchen, mein Liebchen,
Lenz ist gekommen!
Vögelein singen,
Herzchen, mein Liebchen,
Blühen die Röslein,
Liebet sich alles!
Herzchen, mein Liebchen
Will Zeit nicht verlieren;
Aber Du, Goldchen,
Herzchen, mein Liebchen,
Liebchen nicht küssen,
Ist Zeit verlieren!
Herzchen, mein Liebchen,
Küß' mich geschwinde!

Oder hören wir den Kroaten, der da frägt: „Was ist die Liebe“?

Was ist die Lieb? Ein Zephyr lind,
Mit jedem neuen Lenz geboren,
Zu Blüthenküssen auserkoren.

Was ist die Lieb? Ein Sturmeswind,
Der unbezwinglich rast und wettert,
Der Blumen knickt und Eichen schmettert.
Was ist die Lieb? Ein Frühlingsstrahl,
Dran tausend Blumen neu erblühen.
Was ist die Lieb? Ein Gluthenball,
Dran Blüth' und Laub zu Asch' verglühen.
Was ist die Lieb? Ein Himmelssteg,
Drob uns die Engel Manna bringen,
Und Sterblichen mit goldnen Schwingen
Zum Himmel bahnen sichern Weg.
Was ist die Lieb? Ein Dämon scheel,
Der uns mit Lasters Gift bethöret,
Zu Staub die ird'sche Hüll' zerstöret,
Des Himmelreichs beraubt die Seel'.
Doch Deine Liebe, theures Kind,
Sei stets wie sanfter Lenzeswind,
Belebend stets wie Frühlingssonne,
Ohn' Schmerz, ohn' Leid, voll steter Wonne.
So reich' mir Deine Engelshand
Und führe mich ins Himmelsland.

Auch im russischen Volke, in dessen Lebensanschauung nach Franz von Löher von Liebe, Schönheit und Menschenwürde kaum ein dünnes Strählchen hineinfällt, singt der geschmähte Muschik, den man nicht selten auf fast thierische Stufe herabdrücken will, Lieder von der „Liebe bis in den Tod" und „Auch im Grabe währt die Liebe fort". Die polnisch-litauische Volkslyrik ist aber vielleicht die zarteste von allen. Von welch geradezu wunderbarer Tiefe ist nicht in seiner Einfachheit folgendes galizische Liedchen:

Weiß bist Du, mein Mägdlein,
Kannst nicht weißer mehr sein.
Warm lieb' ich Dich, Mägdlein,
Kann nicht wärmer mehr sein.

Als sie todt war, mein Mägdlein,
War viel weißer sie noch,
Und ich liebt' sie, ich Armer,
Viel wärmer dann noch.

Tschechen und Mährer besingen natürlich gleichfalls das unerschöpfliche Thema der Liebe. Der Tscheche läßt sich in der Kirche durch den Anblick der Geliebten in seiner Andacht stören:

Seh ich Dich, mein holdes Mädchen,
In der Kirche betend knien,
Kann ich selbst zu Gott nicht beten,
Seh auf Dich nur immer hin.
Wenn ich Gott im Himmel liebte,
Goldnes Mädchen, so wie Dich,
Wär' ich lange schon ein Heil'ger
Oder Engel sicherlich.

Ein mährisches Volksliedchen von der Liebe lautet:

Wie kommst Du doch, o Liebe,
Wie kommst Du auf die Welt?
Du wächsest nicht im Garten,
Man sä't Dich nicht im Feld.
„Ich werde von selbst geboren,
Das hat gar keine Beschwer,
Und schleiche zwischen den Mädchen
Und jungen Burschen umher."

Und sehr ähnlich singt der Slowake:

Woher nur nimmt ein jeder
Die Liebe auf dieser Welt?
Sie wächst auf keinem Berge,
Man sä't sie nicht im Feld.
Und wohnte gleich die Liebe
Auf Felsen himmelhoch,
Es bräche sich ihretwegen
Den Hals gar mancher doch.

Betrachten wir die lyrische und die epische Volksdichtung im Hinblick auf das Vorherrschen der einen oder der andern Richtung, so sei nicht verkannt, daß in den Gebieten, wo moderne Gesittung um sich greift, auch das Liebeslied wachsende Pflege findet. Mit dem Abstreifen barbarischer Sitten schmilzt der rauhe Panzer des Herzens, und weichere Empfindungen, zartere Regungen ziehen darin ein. In den Gegenden hinwieder, wo das wilde Leben vorherrscht, in den unwegsamen Wäldern Bosniens, Südserbiens und der Herzegówina blüht das Heldenlied. Auch dieses feiert jedoch das Weib, freilich in seiner Weise. Die Heldengesänge (Junaze Pesme) der Serben und Bulgaren haben nämlich das Charakteristische, daß sie das verherrlichte Weib immer auch als Heldin darstellen; sie muß Türken massakriren und Köpfe abschneiden und auf das Schlachtfeld gehen, wie unsere Frauen auf den Marktplatz. Und die Wirklichkeit ist in der That nicht arm an Beispielen solcher Art. Auf niedrigen Gesittungsstaffeln sind die Geschlechter auch psychisch noch nicht so scharf von einander getrennt, das Weib noch weniger weiblich, mit manch männlichem Zuge behaftet. Dem Drange nach dem Haidukenthume vermögen selbst junge Mädchen zuweilen nicht zu widerstehen. Sie legen dann Männerkleider an, greifen zu den Waffen und theilen, manchmal gekannt, manchmal nicht, mit ihren männlichen Genossen getreulich Kampf und Ungemach; ja manche von ihnen, wie z. B. die heldenmüthige Syrma aus dem Dorfe Tresanatz in Bulgarien, schwang sich durch leuchtende Tapferkeit sogar zur Harambaschenwürde empor. Solche Vorbilder schweben dem südslawischen Heldenliede beständig vor Augen. Achtung vor dem Weibe ist in der Volksdichtung, selbst der rohesten Südslawen, vorhanden. Dennoch vermochte diese Verherrlichung des Weibes nicht, den besungenen Gegenstand zu einer entsprechenden Stellung empor-

zuheben. Daß die im Liede ausgesprochene Achtung in der Wirklichkeit nicht Platz greifen konnte, ist fast ausschließlich der verderblichen Berührung mit dem beherrschenden Türkenthume zuzuschreiben. Bei aufmerksamem Vergleich läßt das häusliche Leben der Osmanen und Serben, die oft auf demselben Fleck Erde neben einander leben, nur wenig Unterschied in der Behandlung des Weibes erkennen. Der Einfluß der türkischen Sitte oder Unsitte auf die christliche und slawische Nachbarschaft ist unleugbar und hat viel dazu beigetragen, die Zustände auf den jetzigen beklagenswerthen Stand zu bringen.

Das im Liede so sehr gefeierte Weib ist also daheim keine Heldin mehr, sondern nur des Mannes unterwürfige Sklavin. Als Mädchen schon wächst sie in Entbehrungen und Abhärtungen aller Art auf, vom Auge der sorgsamen Mutter bewacht. Nichts weiß sie von dem zarten, aufmerksamen Verkehre mit dem männlichen Geschlechte, wie er bei uns selbst in den niederen Ständen stattfindet. Wohl aber muß sie, bis sie dereinst selbst Familienmutter wird, die gröbsten Arbeiten verrichten. Auch als Gattin ändert ihr Los sich nicht. Immer ist sie der arbeitende Theil. Sie ist da, um im Hause, im Stall, in der Küche und auf dem Felde zu arbeiten. Keine Verrichtung darf ihr zu schwer sein. Wer die Mühen und Plagen einer Südslawin nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich schwer einen Begriff davon machen. Nicht nur daß das Weib, seiner Bestimmung nach, die Kinder zur Welt bringt, sie säugt, wartet und groß zieht, muß sie sich selbst, den Mann, sämmtliche Sprößlinge und häufig noch andere Glieder der Zadruga vom Kopf bis zu Fuß, ohne alle weitere Beihilfe kleiden, sämmtliche Kleider anfertigen und zu der dazu nöthigen Leinwand den Flachs brechen, ihn spinnen, das Gespinnst verweben und das Gewebe bleichen u. s. w. Die

südslawische Bäuerin bereitet das Essen für Groß und Klein ihrer Familie, trägt dasselbe den im Felde oft stundenweit entfernt Arbeitenden zu, wartet und pflegt das Vieh, melkt die Kühe, bereitet den Käse, schleppt in wasserarmen Gegenden das Wasser oft aus weiter Ferne herbei, bedient noch die alten Schwiegereltern und hilft überdies bei allen Feldarbeiten mit. Bei den kriegerischen Bewohnern der Bocca, der Zrnagora und Herzegówina spannt sie sich nicht selten vor den Pflug und muß sie die Feldfrüchte zu Markte tragen. Das Weib ist hier, man verzeihe den Ausdruck, Lastthier; ein montenegrinisches Sprichwort sagt geradezu: unsere Frauen sind unsere Maulthiere. Gebückt keucht das Weib einher, der Mann und Held geht tschibukrauchend und große strategische Pläne im Gehirne wälzend nebenher; nur daß er, wenn der Ballast für seine Begleiterin allein zu groß oder zu schwer ist, einen Theil desselben auf sich nimmt. Auf den Bazaren von Cattaro, Budua und Skutari, ja selbst vor den Thoren Ragusas tauchen die montenegrinischen Weiber, unter unsinnig schweren Lasten seufzend, auf, um ihre Waare, Kartoffel, Holzkohle, Obst, Ferkel u. dgl. abzusetzen. Den Heimweg bergan in die Schwarzen Berge haben sie neue Lasten, die für das Haus gekauften Gegenstände, zu schleppen und wieder steigt der Herr Gemahl und Held tschibukrauchend und Schlachtengedanken wälzend, frei und ledig, rüstig voran, das Weib in Demuth hinter ihm drein. Auf den Steinbänken zum Ausruhen im Felsenbereiche setzt der Held sich hin und das Weib mit der Last legt sich auf den Boden. Im Kriege fällt dem Weibe eine besondere Rolle zu: es wird zum Transport des Gepäcks verwendet. Wiederum Last- und Saumthier! Freilich geht die Zrnagorzin gern und ward in den früheren Kriegen dazu förmlich abgerichtet. Ihre Ausrüstung besteht im hölzernen Kochapparat, Schüssel und Löffel, mehrtägigem Nahrungs-

vorrath, Opanken, Schießbedarf und Pistolen des Mannes, und nicht selten schleppt sie noch ein kleines Kind. Wo dann solch ein schleppendes Weib seinen rauchenden Herrn sieht, dort eilt es hin und — küßt ihm die Hand. Und er, er läßt sich seine schmierige Hand küssen — die Hand! oder, so er ungnädig ist, den noch schmierigeren Rockärmel!

Von einer gesellschaftlichen Stellung des Weibes kann unter solchen Umständen wohl nicht gesprochen werden. Die Geburt einer Tochter gilt als großes Unglück, als eine Art Schande für die Familie. Der Zrnagorze, Südserbe oder Bosniake bejammert den Fall eines Pferdes oder einer Kuh viel mehr als den Tod seines Weibes, ja es ist des Mannes unwürdig, um ein todtes Weib zu klagen. In Gegenwart von Fremden trägt der Mann dem Weibe gegenüber ein verächtliches, im besten Falle gleichgiltiges Betragen geflissentlich zur Schau. Niemals verfehlt er, wenn er von ihr spricht, beizufügen: Da prostite, moja sehena, Entschuldigen Sie, meine Frau, eine Gepflogenheit, die sogar der Tschitsche in Istrien noch bewahrt. In der Zrnagora dürfen die Gatten außerhalb des Hauses nie zusammen gehen; fügt es der Zufall, daß sie einander begegnen, so müssen sie thun, als sähen sie sich nicht; die einfachsten Handreichungen, welche die Montenegrinerin jedem Fremden leistet, der ihr Haus betritt, sind ihr dem Gatten gegenüber nicht gestattet. In einer Krankheit darf sie ihn nicht pflegen, nicht an seinem Sterbebette stehen, bei seinem Tode darf sie nicht die Erste sein, die in Klagen ausbricht. Ne valjaš koliko djevojčica, d. h. Du bist nicht einmal so viel werth als ein Mädchen, ist eine sprichwörtliche Redensart, welche des Weibes untergeordnete Stellung zur Genüge bezeichnet. Kommt ein Fremder ins Haus, so sind Frau und Tochter des Bosniers, Herzegowzen oder Montenegriners Dienerinnen, denen es nicht beifällt,

sich in die Gespräche der Männer zu mengen, an einem Tische mit ihnen Platz zu nehmen oder sich überhaupt in deren Gegenwart zu setzen. In manchen Gegenden, wie in Serbien, sind Frau und Töchter die Begrüßerinnen, die dem Eintretenden ehrerbietig die Hand küssen und den Willkommtrunk reichen. Dann setzen sich die Angekommenen nieder und lassen sich von der jüngsten oder ältesten verheiratheten Tochter die Füße waschen. Anderswo, wie in der Bocca, leben Frauen und Töchter abgeschlossen von aller Welt und ziehen sich zurück, sobald männlicher Besuch kommt; selbst unter sich von einem Hause zum andern sehen sie einander selten. Das alles mahnt an morgenländische Sitte, an den Einfluß der Türken und des Islams, wie denn der christliche Südslawe es sich nicht beifallen läßt, beim Freunde sich geradezu nach dessen Hausfrau zu erkundigen; er fragt nach der Gesundheit, nach den Kindern und nach „dem Uebrigen“. Dies sind die Zustände, welche manchen Beobachter zu der Bemerkung veranlaßten, zwischen Montenegrinern, Zupanern, Kriwosciern und wie sie alle heißen und — Sulukaffern sei kein gar so großer Unterschied, als man glaube.

Und doch — bei alledem ist die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte überraschend groß. Das Weib ist dem wilden Sohne der Berge heilig. Die Montenegrinerin, sei sie jung oder alt, schön oder häßlich, geht unbeschützt in die einsamen Wälder, in die Berge, nie hat sie eine Beleidigung zu fürchten. Wie heftig und andauernd auch die Blutrache zwischen den Geschlechtern wüthete, die Weiber der beiderseitigen Familien lebten unter einander in Frieden und Verkehr. Endlich nimmt die Verfassung des südslawischen Hauses auf das weibliche Geschlecht Rücksichten, die mit seiner verachteten und gedrückten Stellung nach außen hin nicht im Einklange stehen. Unter den Frauen einer Zadruga hat jene den Vorrang vor den

übrigen, deren Gatte älter als die übrigen Männer ist. Ist jedoch die Mutter des Domaćin noch am Leben, so geht diese den andern Frauen vor. Die Frau erhält demnach ihren Rang in der Genossenschaft nach dem ihres Mannes, wenngleich sie an Jahren die jüngste ist. Sind z. B. zwei verheirathete Brüder in einer Zadruga, so ist die Frau des älteren auch die älteste im Hause; stirbt sie nach Jahren und der Wittwer heirathet wiederum, so wird die neue Frau abermals die älteste, wenngleich an Jahren viel jünger als ihre Schwägerin. In Bezug auf die Arbeiten der Frauen gelten viele Regeln und Bestimmungen, welche, obwohl nicht geschrieben, nichtsdestoweniger von allen gekannt und als Ueberlieferung strenge eingehalten werden. Pflichten und Obliegenheiten der Frauen sind darnach möglichst gleichheitlich vertheilt. Wechselweise verrichten sie die häuslichen Geschäfte und besorgen diese dann ein ganzes Jahr hindurch. Auf den ungleichen Kindersegen nimmt die Verfassung des Hauses Rücksicht, um unbillige Belastung zu vermeiden. Jede verheirathete Frau einer Zadruga kleidet ihren Mann und ihre Kinder; sind verwittwete Schwiegereltern im Hause, so muß für deren Bekleidung jene Frau sorgen, welche in dieser Hinsicht für die Ihrigen am wenigsten in Anspruch genommen ist; ganz dasselbe geschieht, wenn ein Glied der Zadruga verwittwet. Von der nach der Reihenfolge eingetheilten Arbeit sind nur die Großmutter und Schwiegermutter so wie die erst ins Haus gekommene Braut befreit; die ersteren auf immer, letztere nur während des ersten Jahres ihrer Ehe.

Wie sklavisch die Stellung des Weibes im Hause uns auch bedünken möge, die Südslawin fühlt sich dadurch nicht bedrückt. Sie hat sich darin eingelebt und mit ihrem Lose abgefunden, welches ein serbischer Spruch in die Worte faßt:

„Hirschlein bricht durch dichte Waldung,
Bahnet sich den Weg;
Auf dem Fuß ihm folgt die Hindin
Als Gefährtin nur.“

Für das, was ihr nach außen abgeht, findet nämlich die Südslawin, — es ist Thatsache — reichlichen Ersatz im Schoße der Familie. Klagen über harte Behandlung der Ehemänner werden aus Frauenmunde nicht gehört, es herrscht vielmehr eine aufmerksame und liebevolle Behandlung des schwächeren Geschlechtes in der Ehe — nach dortiger Auffassung, die freilich nicht jene unserer abendländischen Damen ist. Wirklich zeichnet sich das eheliche Leben der Südslawen durch Eintracht und Treue aus, nur äußerst selten vernimmt man von ärgerlichen Auftritten. Ehescheidung ist kaum dem Namen nach bekannt, obgleich die Gatten meistens durch die Eltern für einander gewählt und bestimmt werden und bis zur Verlobung sich oft gar nicht kennen. Uebrigens ist auch unter den Südslawen das Los der Frau mannigfach abgestuft. Der arme Tschitsche steigt in derselben Weise wie der Zrnagorze nach Cattaro von seinen Felsenhöhlen nach Triest oder Fiume niederwärts, hütet sich aber wohl, sein Weib zu überladen. Es könnten sich im Hafenplatze mitleidige Seelen finden und ihm übel mitspielen. Hier stemmt sich also schon die westliche Gesittung werkthätig eingreifend der östlichen Barbarei entgegen! Ueberhaupt tritt wahrnehmbar die bessere Stellung des Weibes zum Manne und zur Familie hervor, je weiter man sich aus dem türkischen Banne entfernt. Die Serben in den Städten Süd-Ungarns unterscheiden sich in der Behandlung der Frau nicht mehr besonders von den ritterlichen Magyaren.

Wenden wir nun den Blick von den südlichen zu den ihnen am nächsten stehenden östlichen Slawen, so läßt sich bei diesen die Nachwirkung des langen Tatarenjoches beobachten wie

besten mit „weltlichen Nonnen“ verdeutscht. Es sind dies Mädchen, die nicht in den Hafen der Ehe eingelaufen sind, wohl auch Wittwen oder verlassene Frauen. So gut es gehen will, lernt das Mädchen lesen, schreiben, etwas Handarbeit und verdient dann ihren Unterhalt als „Tscherniza“. Das Volk beruft nämlich diese weltlichen Nonnen mit Vorliebe zu den Sterbenden und Todten und läßt durch sie die üblichen Gebete verrichten. Dafür bezahlt der Landmann gern ein oder zwei Rubel; außerdem sind die Tschernizy gegen Entgelt bei Familienfesten, Aufputzen der Wohnungen, in der Küche u. s. w. behilflich. Diese ganze originelle Lebensweise ist jedoch keineswegs, wie man etwa glauben möchte, der Ausfluß eines religiösen Bedürfnisses, sondern so zu sagen das Mittel, der Frau eine unabhängige Stellung zu schaffen. Religiöse Staffage und religiöser Anstrich sind bloß eine bequeme Stütze, wodurch die weltliche Nonne die Bedeutung und Anerkennung erkauft, welche sonst bloß der Ehestand dem Weibe sichert. Die zahlreiche Klasse der weltlichen Nonnen ist also ein eigenartiger, interessanter Versuch zur Ausführung dessen, was man in Rußland die Emanzipation der Frau nennt.

Der Mittelstand, hauptsächlich durch den Kaufmann vertreten, klebt vielfach noch an den Sitten verflossener Zeiten. Der Kaufmann dieser Sphäre kennt keinen höheren Stolz als den Besitz schöner Pferde, kostbarer Pelze und — einer fetten Gemahlin. Bildung, Sinn für geistige Unterhaltung oder überhaupt Beschäftigung verlangt er nicht, und was von ihr nicht begehrt wird, hat sie auch nicht, kann es auch gar nicht haben. Denn in ihrer isolirten Sphäre erfahren die jungen Kaufmannstöchter wenig von den Freuden und Anforderungen eines gesellschaftlichen Umganges. Sie sind eine Waare, deren Preis die Mitgift bestimmt und die man losschlägt, sobald ein

Bewerber, d. i. Käufer, erscheint, dessen Kapital dem der Waare gleichkommt. Die Heirathsvermittlerin, ohne welche im russischen Kaufmannsstande keine Ehe geschlossen wird, zieht zuerst die nöthigen Erkundigungen über Vermögen und Mitgift ein und vermittelt, falls beides günstig ist, die Braut- und Bräutigamschau. Gewöhnlich wird noch kurz vor dem Kirchgange die Geldfrage unter den Parteien geordnet, und Braut, Priester und Hochzeitsgäste warten oft lange in der Kirche, bis dieses Geschäft erledigt ist. Die Gattin wird dann in den Wohnungen abgeschlossen von der Welt gehalten. Man muß schon längere Zeit mit einem russischen Kaufmanne bekannt sein, ehe er sich entschließt, sein Weib vorzustellen, und langjähriger vertrauter Freund sein, ehe er sie an der Mittagstafel theilnehmen läßt. Die russischen Frauen gehen mit ihren Kindern auf die Straße, selten mit dem Gatten, man soll aber die Frau eines Bekannten bei einer Begegnung nicht grüßen.

Gebildete Frauen sind in Rußland naturgemäß weit seltener als in fortgeschritteneren Ländern. Auch hatte die Frauenbildung bis jüngst ihren eigenen Strich, welcher auf Schein und äußere Erfolge abzielt und die Verzierung des Daseins für die Hauptsache ansieht. Französisch plaudern, womöglich im unverfälschtesten Pariser Tone, mehr oder weniger gut Klavierspielen und Börsenstricken, darauf lief die ganze Erziehung vornehmer junger Mädchen hinaus. Wahre Bildung, innerer tiefer Gehalt fehlte vielfach selbst in den höchsten Ständen. Dabei versteht jedoch die Russin dieser Kreise, bei der ihr angebornen Anmuth und geistigen Geschmeidigkeit, als vollendete Weltdame aufzutreten und mitunter die sogar elegante Pariserin zu verdunkeln. Die vornehme Russin weiß mit dem ganzen künstlichen Zauber von Liebenswürdigkeit in der Nachahmung dessen, was man europäischen Kulturschliff nennt, das Außerordentlichste zu leisten, und man muß gestehen, daß

sie weder an Geist noch an Witz hinter den Damen der westlichen Nationen zurücksteht. Aber ihr Leben geht auch auf in Unterhaltung und Körperpflege. Wirthschaftssorgen sind ihr fremd, sie hat davon keinen Begriff, will auch keinen haben; schon die Frauen der wohlhabenden niedrigeren Klassen verwahren sich grundsätzlich gegen solche Dinge. Ihr Dasein bewegt sich, so lange es möglich ist und noch Erfolg verspricht, zwischen Toilette und Gesellschaft. Je höher die Rangklasse, desto unthätiger gestaltet sich dasselbe. In diesen Sphären darf Rußland als ein Paradies der Frauenwelt gelten. Gewiß lernt in allen Kreisen ehrbare Frauen, sorgende Mütter jeder kennen und schätzen, der auch nur wenige Häuser betreten hat. Dennoch darf man sagen: nach der Amerikanerin ist die vornehme Russin ganz gewiß die unabhängigste aller Frauen und weiß sich am meisten zu emanzipiren. Was die weltlichen Nonnen der unteren, leisten die „ledigen Wittwen" der höheren Schichten. Schlagen alle Versuche fehl, das große Los der Ehe zu ziehen, so wird eine Reise oder Wallfahrt ins Ausland angetreten, wovon der weibliche Flüchtling nach zwei bis drei Jahren unversehens wieder inmitten seiner alten Bekannten zurückkehrt, aber weder als Mädchen noch als Frau, sondern als — Wittwe. Wer ihr Gatte gewesen, ob sie überhaupt einen besessen, darnach wird nicht mehr gesucht. Wieder ein anderer Versuch zur Emanzipation der Frau!

Den bedeutendsten Schritt auf diesem Wege bahnte indeß der ungeheure und wohl auch allzurasche Umschwung im russischen Mädchen-Unterricht an. Die Bildungsanstalten für die weibliche Jugend wurden nämlich auf eine Stufe der Vollendung erhoben, wie sie sogar der civilisirte Westen nicht kennt. Es giebt Progymnasien, Gymnasien und Realschulen für Mädchen, deren Lehrgang von jenen ähnlicher

Knabenanstalten nur wenig verschieden ist. Aber auch zu Fachstudien ist der Andrang von Schülerinnen außerordentlich. Unstreitig sind die russischen Studentinnen in ihrem Lerneifer weit ernster und ausdauernder als ihre männlichen Genossen, allein auch vom Leben so unvorbereitet, so erfahrungslos in die neuen Bahnen übergesprungen, daß sie vielfach das erforderliche innere Gleichgewicht verloren haben. Aus ihrem Kreise geht die hauptsächlichste Anhängerschaft des Nihilismus hervor. Der Rückschlag ist ein vollständiger: an Stelle der vormaligen Verflachung ist Verwilderung getreten. Der Ruf dieser Studentinnen ist so schlecht, als ein weiblicher Ruf nur immer sein kann, obwohl sie fast ausnahmslos den besten Familien entstammen. Indeß wiederum darf das Urtheil nicht das Kind mit dem Bade ausgießen. Die freisinnige Lösung der Frauenfrage durch den Ukas vom 26. Januar 1871 hat auch ihre guten Früchte getragen. Gedachter Ukas eröffnete nämlich der Frauenwelt zahlreiche Stellungen und Aemter, im Telegraphendienste wie im Rechnungswesen, im Erziehungsfache, in der Heilkunde, besonders auf dem Gebiete der Geburtshilfe, der wundärztlichen Thätigkeit und in den Apotheken. Es ist in Rußland nichts Ungewöhnliches mehr, einem weiblichen Bezirksarzte zu begegnen, der sich weit und breit eines ausgezeichneten Rufes erfreut und in Hütten wie Palästen als Engel des Heiles willkommen ist. Gewiß sind mit dieser freien Bildung des weiblichen Geschlechtes auch Unzuträglichkeiten verknüpft: die russischen Damen haben wahrscheinlich noch mehr als früher Geschmack an Dingen bekommen, die sich mit Stricken, Waschen und Kochen nicht sehr vertragen. Wo jedoch echtes Taktgefühl nicht fehlt, und solches ist der Slawin im allgemeinen nicht abzusprechen, weiß die Frau stets die richtige Mittelstraße zu finden, und so giebt es weit mehr, als man glaubt, namentlich in den gebildeteren

Kreisen der Städte, zahlreiche glückliche Hauswesen, in welchen die Frau eine ihrem Bildungsgrade entsprechende selbständige Stellung einnimmt und zugleich mit ihrer Arbeit zur Vermehrung des Familienwohlstandes beiträgt.

Höher in mancher Hinsicht denn die Russin steht die Polin. Allein auch von ihr ist es schwierig ein allgemeines Charakterbild zu entwerfen. Wie in Rußland gebricht es in Polen fast gänzlich an einem Mittelstande, wogegen Adel- und Bauernstand — ich wies schon darauf hin — zwei grundverschiedene Typen darstellen. Und innerhalb des Adels wiederum wie vielerlei Abstufungen, vom einfachen, von der Kultur noch wenig beleckten Landedelmann bis hinauf zum feingebildeten Aristokraten und Weltmanne! Die gleiche Verschiedenheit tritt natürlich auch beim Weibe zu Tage, und alle diese Typen der Polin sind nicht leicht unter einen Hut zu bringen. Während die Bäuerin, deren Jugendjahre von den schönsten Blüthen nationaler Frische und Liebenswürdigkeit umduftet sind, unter dem Einflusse der sie umgebenden Rohheit und Versunkenheit verwildert, könnte man auch in den höheren Kreisen eine Galerie mannigfacher Charakterbilder aufstellen, von der Dame an, die nichts als eine gute Gospodina, Hauswirthin, ist, die Haus und Hof sorgsam durchwandert mit dem Schlüsselbunde im Gürtel, die Zigarette oder — tief unten auf den abgeschiedenen Landgütern Wolhyniens und Podoliens — wohl auch die lange Pfeife im Munde, zuweilen mit dem Gebetbuche in der Hand, aus dem sie mitten im Anordnen und Schelten die Tagesgebete liest, bis zu jenen edlen Frauen, welche reich an Liebenswürdigkeit und hoher Bildung in ländlicher Einsamkeit wie in der großen Welt gleich hellen Sternen glänzen. Im allgemeinen aber erscheint das Weib der höheren Stände, die Polin im eigentlichen Sinne, von allen Vortheilen einer höheren Gesittung, einer berückenden Erscheinung, wie

eines reichen, lebensprühenden Geistes unterstützt, als eine doppelt fesselnde und anziehende Gestalt, und sichert sich durch ihre zahlreichen Vorzüge und Talente einen hervorragenden Platz in der Welt der Frauen. Dabei bieten ihr Geist und Gemüth ein nicht leicht zu durchdringendes Gewirr von Räthseln, Wunderlichkeiten und Widersprüchen.

Ausgestattet mit einer seltsamen Mischung vollendeter, zarter, hingebender, lieblicher Weiblichkeit und herben trotzigen Mannessinns, von Leichtsinn und praktischer Besonnenheit, Selbstsucht und Hochherzigkeit, kindischer Launenhaftigkeit und Eitelkeit neben glühender Begeisterung für große Ideen und muthvolle Thaten, dabei Meisterin der Gesprächs- und Umgangsformen, voll diplomatischer Feinheit und Gewandtheit, kühn und freiheitliebend, übt die Polin einen unwiderstehlichen Zauber aus, dem sie eine gesellschaftliche Stellung verdankt, wie keine andere Frau der Welt. Durch sirenenhafte Liebenswürdigkeit alle Herzen bezwingend, weiß sie gelegentlich durch männliches, ja amazonenhaftes Auftreten zu imponiren, durch ungezügelte Leidenschaftlichkeit und Härte sich gefürchtet zu machen, und steht dem Manne, in dessen gesellschaftliche Vorrechte sie mit sorgloser Hand eingreift, sobald sie sich dazu aufgefordert fühlt, ohne nach Brauch und Schicklichkeit zu fragen, dem sie es in allen Kavalierspassionen, im Jagen, Spielen, Trinken gleichthut, während sie ihn an Gemüthstiefe, Festigkeit des Willens und Beharrlichkeit weit übertrifft, nicht sowohl als Gleichberechtigte, sondern als Herrin gegenüber, die ihrem Willen überall Geltung zu verschaffen weiß und der er sich gerne und nicht ohne Grazie beugt. Man darf nur kurze Zeit in einem polnischen Edelhofe zugebracht haben, um zu wissen, welch großen Einfluß die Damen ausüben; sie sind die eigentlichen Gebieterinnen und stets eingeweiht in die wichtigsten Pläne ihrer Männer; ja sie leiten dieselben oft

mit größter Geschicklichkeit und Umsicht, wie die Geschichte der polnischen Erhebungen beweist, in welchen die Frauen sich nicht nur an den Opfern, sondern auch den Kämpfen ihres Vaterlandes betheiligten und keine Gefahr scheuten. Zahlreich sind bewunderungswürdige Beispiele von weiblichem Heroismus und beispielloser Hingebung. Die neuere Zeit bewahrt das Bild der Heldin Tomaszewska, die 1831 in Litauen mit eingelegter Lanze auf die feindlichen Vierecke lossprengte, und aus dem Aufstande vom Jahre 1863 gegen Rußland erinnert man sich der interessanten Gestalt der tapferen Henryka Pustowojtow, des weiblichen Adjutanten des Insurgentengenerals Langiewicz. Doch ungleich reicher ist die Zahl der kühnen Streiterinnen, von deren Thaten keine Chronik meldet und die in bewegter Zeit, gleich Meteoren aufflammend, mit dem Erlöschen der Erhebung wieder in ihr früheres Dunkel versanken. Von Kindheit auf mit allen Fasern ihres Herzens, mit all der schwärmerischen Begeisterung ihres Wesens am Vaterlande hängend, kennt die Polin nur ein ihres Strebens würdiges Ziel, die Freiheit ihres Volkes. Diesem dient jeder Tropfen ihres Blutes, jedes Atom ihres Ichs, diesem gegenüber erscheint ihr die Häuslichkeit, die unserer Frau die Welt bedeutet, als eine beengende, erdrückende Schranke, und weder die Macht der Liebe, noch die Bande der Familie sind so stark wie jene, mit welchen sie sich an den heiligen Boden ihres Vaterlandes gefesselt fühlt. Es ist die reinste, uneigennützigste, durch keinen Flecken getrübte Freiheits- und Vaterlandsliebe, welche die Brust der Polin durchglüht und, verbunden mit tief innerlicher Religiosität, die freilich zuweilen in Bigotterie und Glaubenseifer übergeht, den geistigen Inhalt ihres Lebens und den ethischen Kern bildet, um den sich alle ihre schönen und glänzenden Eigenschaften in harmonischer Ordnung reihen und die Hülle der Unweiblichkeit, Ziererei

und Abenteuerlichkeit oft siegreich durchbrechend, mit dieser versöhnen.

Damit erklärt sich manches für hausbackene Gemüther Räthselhafte im Wesen der Polin. Ein Weib, welches unter politischen Ränken und Bewegungen heranwächst, das oft genug der Gefahr muthig ins Auge blickt, bindet sich nicht ängstlich an die Gesetze der Schicklichkeit; ein Weib, in dessen Herzen Religion und Vaterland so viel Raum einnehmen, daß für alles andere kaum ein Winkel erübrigt, bringt auch den kleinen Leiden und Freuden der Häuslichkeit nicht die volle Empfänglichkeit etwa der Deutschen entgegen und hat als Mutter etwas vom Geiste der Spartanerin in sich. Das alte Volkslied:

„An der Wiege sitzt die Mutter, und es weint ihr Knab',
Und es klingt ihr Lied wie Glocken um ein Heldengrab,
Und der Knabe hört das Lied, und er vergißt es nicht,
Und er wird die Feinde hassen, bis sein Auge bricht."

sagt zur Genüge, welcher Art die Erziehung ist, welche die Polin ihren Kindern giebt. Rühmend ist ihre Mildthätigkeit hervorzuheben. Ihre Frömmigkeit lenkt die Schritte edler Frauen in die Hütten der Armen, der Kranken und Sterbenden, läßt sie arme Kinder unterrichten und mit Mutterliebe für verlassene Waisen sorgen. So steht denn die Polin auch im Kreise der slawischen Frauen, mit dem manche Züge sie zweifellos verknüpfen, immerhin als eine ganz eigenartige Natur da, eigenartig in ihren Vorzügen und Fehlern, wie die Geschicke und Sitten ihres Landes, und nicht nach dem Maßstabe zu bemessen, den man an jedes andere Weib zu legen berechtigt wäre.

In Bezug auf Sittsamkeit steht die Slawin durchschnittlich nicht tiefer als ihre Schwestern der westlichen Völker, doch

liegen die Verhältnisse nicht bei allen Stämmen gleich. Einige denken strenger, andere milder in diesem Punkte. Im allgemeinen wird die Reinheit der Mädchen am höchsten bei den Südslawen geschätzt. Wenn in den nördlichen Alpenländern das Mutterwerden vor dem Frauwerden gar nichts Seltenes, in manchen Gegenden, wie in Oberbayern, sogar gang und gäbe ist, so kommt dergleichen bei den Südslawen fast niemals vor. Die Volkssitte war besonders in früherer Zeit in dieser Hinsicht unerbittlich. Ein Mädchen in der Zupa, das sich verführen ließ, wurde von den Angehörigen getödtet. Bei den Bocchesen war noch anfangs dieses Jahrhunderts Steinigung darauf gesetzt; in der Regel schleuderte der eigene Vater den ersten Stein auf die Gefallene. In der Herzegówina wurde die Sünderin in einen Sack gebunden und ins Wasser versenkt. Aber auch der Verführer verfiel bei vielen Stämmen blutiger Rache und mußte im günstigsten Falle den Segen der Kirche anrufen, wollte er nicht eines Tages von den Angehörigen des Mädchens erschossen werden. Seit den letzten fünfzig Jahren hat allerdings eine Milderung der strengen Sittlichkeitsanschauungen stattgefunden, immerhin ist man in Bezug auf die Wahrung der jungfräulichen Reinheit noch sehr strenge, und Ehebruch in den Schwarzen Bergen ein fast unbekanntes Ding. Auch bei den Dalmatinnen gehören uneheliche Geburten oder gar Kindesmord zu den seltensten Fällen. In Serbien dagegen haben in einzelnen Kreisen schon mildere Anschauungen in der Werthschätzung der Jungfräulichkeit platzgegriffen und unter den österreichischen Serbokroaten steht man betreffs der Sittlichkeit vollends auf dem Standpunkte ganz anderer Begriffe. Bei den Kroaten darf ein Mädchen, welches diese eingebüßt hat, bei der Trauung nur ein einfaches Tuch um den Kopf gewunden tragen. Zur Feststellung des That-

bestandes beharrt endlich bei sehr vielen slawischen Stämmen die Volkssitte auf sehr eigenthümlichen, in unseren Augen schnöden Hochzeitsgebräuchen. Die Mehrzahl der Südslawen ist indeß heutzutage doch nachgerade zur Ueberzeugung gelangt, daß es nur schwer andere zuverlässige Beweise für die Unbeflecktheit eines sonst unbescholtenen Mädchens geben kann, als lediglich ihren guten Ruf. Wenig Rühmliches ist aus Rußland, insbesondere von den Kleinrussen, zu berichten. Auch bei den Hochzeiten der letzteren kommen Dinge vor, die nicht wohl gedruckt werden können. Meyer von Waldeck sagt allerdings, selten oder nie seien die Männer in der Ehe treulos oder fänden sich Mädchen, die vor derselben ihre Reinheit verloren hätten, andere Zeugnisse lauten aber weniger schmeichelhaft. Die Kleinrussen unterscheiden zwischen Trauung und der erst später folgenden Hochzeit; bis zu dieser soll die Angetraute im Hause ihrer Schwiegereltern unberührt wohnen und arbeiten; die Uebertretung dieses Sittengesetzes ist jedoch häufiger als das Gegentheil. Nach anderen Stimmen heißt es: die Mutter war in der Regel liederlich, ist es meist auch noch später, der Vater mehr oder weniger Säufer, mißhandelt sein Weib je nach Lust und Laune, oft bis zur Grausamkeit. Mit solchem Beispiele vor Augen wächst die Jugend heran, um es natürlich ebenso zu machen. Karl von Gerstenberg sagt vom Weibe aus dem Volke in Bessarabien gar, sie kennt von Sitte und Zucht ungefähr so viel als die meisten Kinder der vornehmeren Klasse und giebt sich für einige Kopeken schamlos der Schande preis. Bei den kleinrussischen Góralen der Karpathen herrscht gleichfalls keine sehr strenge Moral. Mädchen, die schon Kinder haben, finden leicht einen Mann und werden keineswegs verachtet. Endlich sei nicht verhehlt, daß selbst in der vornehmen Welt Rußlands die freien Sitten

früherer Zeiten noch nicht völlig verschwunden sind. Nirgends indeß treten die angedeuteten Schattenseiten bei den Slawen greller als bei anderen Nationen hervor, in Zucht und Sittsamkeit stehen sie im Durchschnitte hinter den übrigen Europäern in keiner Weise zurück.



IX.

Wohnung und Tracht.





Mit gerechter Vorliebe wendet die Gegenwart sich dem Studium des Volkslebens zu, doch macht sich dabei zum Theil eine bedauerliche Einseitigkeit bemerkbar. Man untersucht, wie das Volk singt und in seinen kernigen Sprüchen denkt, wie es sich unterhält und trauert, wie es seine heiteren und schmerzlichen Feste begeht und wie es sich schließlich die Summe seiner Anschauungen über menschliche und göttliche Dinge zurecht legt. Aber zuzusehen, wie das Volk wohnt, wie es sich kleidet, ißt und trinkt, kurz wie es den täglichen Kampf ums Dasein führt, ob es mürrisch und kalt oder verdrossen oder ob es selbst diesen allernothwendigsten aber prosaischsten Verhältnissen des Lebens einen so zu sagen edleren Charakter zu verleihen versteht, das alles findet weit weniger Beachtung. Ich will auch auf diese Seiten des slawischen Volkslebens einige Streifblicke werfen.

Also zunächst: wie wohnen die Slawen? Was gewiß jedem, der slawische Länder bereist, am auffälligsten erscheint, das ist vor allem die Seltenheit der Städte. Wohl kannte das slawische Stammland, das heidnische Rußland, eine Reihe von „Städten", deren Zahl bedeutend wuchs, aber der Schwerpunkt des Volkslebens lag nicht in ihnen, denn die

ungeheure Mehrzahl dieser „Städte" trug den Typus befestigter Orte, die in Friedenszeiten leer standen und erst bei feindlichen Anfällen besiedelt wurden. Eigentlichen Stadtcharakter, d. h. den Typus befestigter Plätze einer stetigen Volksansiedlung besaßen nur sehr wenige Städte, und zwar bloß in den Mittelpunkten des Reiches. Sie waren zugleich die Mittelpunkte des politischen und wirthschaftlichen Lebens Altrußlands. Sie alle erwuchsen um einen befestigten Kern, den „Kreml", d. h. Burg, Veste, der hauptsächlich Bauten zu Zwecken des Krieges und der Verwaltung, später auch etwa die Hauptkirche des Ortes enthielt. An diesen Kreml schlossen sich dann die „Possaden" — **Possad** ist die altrussische Bezeichnung für Gorod — und „Sloboden", Vorstädte, die von Wall und Pallisaden umgeben waren und erst später, als deren Bedeutung und Ausdehnung wuchsen, Mauern erhielten. Private und öffentliche Bauten in diesen Städten waren und sind noch, mit fast alleiniger Ausnahme der Kirchen, und auch dies nicht immer, aus Holz ausgeführt. Selbst heute noch bleibt die nationale Stadt Rußlands die Holzstadt, und dieses „hölzerne Rußland" geht nicht selten in Flammen auf. Da Holzbauten selten großartig wirken, so hat die russische Provinzstadt mit ihren großen Plätzen, überall geraden Linien, breiten geraden Straßen, welche hellgetünchte niedrige Häuschen besäumen, nichts Imponirendes. Wie stattlich sie sich auch von außen ausnehmen mögen, im Innern erweisen sich diese „Städte" bei genauerer Besichtigung als nicht viel mehr denn verkappte Dörfer, von welchen sie sich — sieht man von vereinzelten Gebäuden vornehmeren Stiles ab — nur durch die Größe unterscheiden. Sie kennen weder Straßenpflaster noch Bürgersteige, bei Regenwetter watet man bis über die Knöchel im Kothe. Schweine beleben in großer Menge die Straßen, in welchen man an kleineren Orten überhaupt

mehr Thiere als Menschen bemerkt. Den nämlichen dörfischen Charakter tragen die meisten Landstädte Polens, die überdies großentheils von Deutschen gegründet wurden und dermalen oft überwiegend von Juden bevölkert sind. Auch ihre Bauart ist ungemein einfach. Die niedrigen Häuser bilden eine lange Straße, die auf den Marktplatz (**Rynek**, Ring) führt, und sich auf dessen anderen Seite dann fortsetzt. Bemerkenswerth sind hier aber die fast immer in einem großen Komplex und in einiger Entfernung vom Städtchen liegenden Scheunen (Stodoly) der kleinen Ackerbürger, die eine Art Vorstadt zu bilden pflegen. Gasthöfe in unserem Sinne kennt man in kleinen polnischen Landstädten nicht. An deren Stelle tritt in Galizien vielfach der meist von einem Juden gehaltene **Pański Dom**, das „Haus der Herren", ein einstöckiges, langes, gemauertes Gebäude, mit einem von Schmalseite zu Schmalseite laufenden breiten aber finstern Thorweg, in welchem das Fuhrwerk der Ankommenden untergebracht wird. Zu beiden Seiten dieses Thorweges liegen einfenstrige Zellen mit dürftigster, gewöhnlich auf Bett, Stuhl und wackeligen Tisch beschränkter Ausstattung, die unter einander keine Verbindung, sondern nur auf den Thorweg Ausgang haben. Hier übernachten die Reisenden, bekommen aber weiter nichts, denn etwaige Leibesatzung — **nie ma** (giebt es nicht). Als recht stattliches Muster dieser Art steht mir der Pański Dom zu Gorlice in Erinnerung. Daß es in solchen Orten, die den Namen „Stadt" kaum verdienen, oft recht sonderbar aussieht, erräth wohl der Leser. Grasplätze auf den Sammelpunkten des Verkehrs sind mehr Regel denn Ausnahme.

Auch den Südslawen fehlen ursprünglich Städte; jetzt aber sind sie bei ihnen häufiger, denn sonst irgendwo auf Slawenboden. Wenigstens giebt es — von den Donaustädten ganz abgesehen — im bulgarischen Balkan, in Bosnien und der

Herzegówina viele Plätze, die man nicht mehr Dörfer nennen kann, so wenig sie noch Stadt in unserem Sinne sind. Nur im Berglande der Bocca und der Zrnagora sind der Städte wenige und diese eigentlich mehr Dorf als Stadt. Unter dem Einflusse des Islams zeigen die südslawischen Städte vorwiegend den orientalischen Typus: krumme, enge Straßen, was freilich des Klimas wegen seine Berechtigung hat. Neuestens hat indeß die österreichische Herrschaft in dem verwahrlosten Aussehen der Städte Bosniens Wandel geschaffen. In Kroatien und Slawonien sehen sie natürlich noch gesitteter, europäischer aus. Jene der Slowenen unterscheiden sich, wie die der Tschechen und Mähren, vollends in gar nichts mehr von den unserigen.

Trotz der größeren Menge der Städte bei den Südslawen wurzelt auch bei diesen, wie bei allen Slawen, der Schwerpunkt des nationalen Lebens in den Dörfern. Man kann füglich sagen: Der Slawe ist vorwiegend Dörfler, wie es dereinst der Deutsche gleichfalls gewesen ist. Freilich waltet zwischen dem deutschen und dem slawischen Dorfe schon der Anlage nach ein beträchtlicher Unterschied, und innerhalb der Slawenwelt selbst wieder zwischen den Siedlungen der Nord- und der Südslawen. Völlige Regellosigkeit der Anlage ist das Merkmal des deutschen Dorfes. Dazu steht in starkem Gegensatze der slawische Anbau: da kommen alle Häuser nur neben einander, nicht hinter einander zu liegen, so daß man von der Rückseite jedes Hofes unmittelbar auf das Feld gelangen kann. Dies erzielt man entweder dadurch, daß man dem Dorfe eine einzige Straße giebt und die Höfe an beiden Seiten aufmarschiren läßt, oder daß man die in eine einzige Linie geordneten Höfe um einen innern Ring kreisförmig zusammenlegt, was die sogenannten „Rundlingsdörfer“ ergiebt. Sie sind namentlich im Westen des altslawischen Gebietes

heimisch und gehören vielleicht nur dem westslawischen Zweige, den Tschechen und Polen, an. Der Anblick solch eines tschechischen Dorfes ist gewöhnlich nicht besonders anmuthig. Eine ehrwürdige Ueberlieferung aus alter Zeit, woran der konservative Sinn des Bauern nicht rührt, ist es meist einförmig angelegt und sehr beengt. Nur die schmale Vorderseite der Häuser, die Bauernstube mit ihren stereotypen zwei Fenstern und das Thor gehen auf den Ortsplatz im Innern des Dorfes; dahinter kommen Stall und Misthaufen, weiter rückwärts die Scheune; von der freundlichen Umgebung eines Gartens oder stattlich schützender Bäume ist keine Spur. Auch die Dörfer der Hanna in Mähren sind fast ohne Ausnahme Rundlinge. Indem die einzelnen Hofreihen sich fest an einander schließen, gewinnen sie aus der Vogelschau eine fächerartige Gestalt. Ein solches Dorf, am Ufer eines Baches liegend, hatte ursprünglich bloß einen Zugang, und die Einfahrten der Bauernhöfe gehen sämmtlich auf den inneren offenen Raum des Dorfes, den „Platz“, aus, der mit Gras bewachsen ist und einen Gänseteich umfaßt. Ist dieser Dorfplatz ziemlich groß, so steht die Kirche in der Mitte. Mehrten sich die Dorfbewohner und konnte oder wollte der Ueberschuß nicht auswandern, so wurde die offene Seite des Rundlings verlängert oder er wurde durchbrochen, um neue Anbaue, Gassen zu ermöglichen. Deshalb ist es heutzutage oft sehr schwer, die ursprüngliche Rundlingsform herauszufinden. Deutliche Rundlinge sind dagegen die Dörfer in Polen. In ovaler Rundung liegen die Häuser, und im eingeschlossenen Dorfraum reckt sich langhin, mit Schlamm, Froschlaich und grünen Schellerchen überkrustet, „das Wasser“ oder „der See“. Daneben oder bei der Schänke steht der Brunnen mit hohem Schwengel, der einem riesenhaften Wagebalken gleich hoch in der Luft schwebt. Hier ist nichts Erheiterndes zu erblicken,

alles häßlich und finster, das ganze Dorf öde und leblos. Dazu auch hier völliger Mangel an Bäumen. Die Rundlingsanlage erstreckt sich bis nach Deutschland hinein. In Brandenburg läßt sich an der Form vieler Dörfer noch deren slawischer Ursprung erkennen: und desgleichen trifft man die kreisförmige Bauart der Dörfer im hannöverschen Wendland. Uebrigens sind auch die „Langdörfer“ dem slawischen Westen nicht völlig fremd; jene der Lausitzer Wenden und die der Slowaken bilden in der Regel eine breite Gasse, durch welche die Heerstraße läuft.

Hauptsächlich sind indeß diese sehr einförmigen Straßen- oder Langdörfer im Osten, im eigentlichen Rußland, zu Hause. Dicht an einander gereiht, kehren die Behausungen ihre Giebelseite der, seltene Ausnahmen abgerechnet, einzigen aber sehr breiten Gasse zu, falls es nicht gar nur eine einzige, oft unendlich lange Reihe von Häusern giebt. Diese, obwohl nahe bei einander, berühren sich jedoch nicht. Der Zwischenraum bleibt oft ohne Einfriedigung, Hecke oder Zaun, und ist dann ein offener Platz, eine morastige Kloake, worin die Schweine sich wälzen. Sind aber die Höfe nach der Straße durch Thorhäuser geschlossen, so kommt es bei ihrer Schmalheit und Enge oft vor, daß die Strohdächer der Nachbarhäuser in einander verflochten sind und die Dächer jeder Straßenseite ein zusammenhängendes Ganze zu bilden scheinen. Dazu trägt nicht wenig der Umstand bei, daß der Slawe eigentliche Scheunen nicht kennt und sich an ihrer Stelle mit Feimen behilft, die ihren Platz nicht auf dem Hofe, sondern außerhalb desselben finden. Die Westslawen, Tschechen und Polen, besitzen allerdings Scheunen, doch sind dieselben, wie schon ihr Name Stodoly (Stadel) verräth, von deutscher Seite entlehnt; immer stehen sie auf dem Platz der älteren Feimen außerhalb des Hofraumes. Diese Anordnung der ostslawischen Dörfer

verleiht ihnen, trotz der vielen geschnitzten und gemalten Verzierungen, womit das Aeußere der Häuser oft überladen ist, ein sehr einförmiges Aussehen, und wenn man ein Dorf in Großrußland zwischen Petersburg und Moskau gesehen hat, könnte man sagen, sie alle gesehen zu haben. Das Nämliche gilt von ihren Bestandtheilen, den einzelnen Häusern: ein Hof sieht genau wie der andere aus. Solch ein russisches Dorf gewährt so wenig ein freundliches Bild, als jene der Tschechen oder Polen. Es fehlt ihm jeder landschaftliche Reiz; diese lange Häuserreihe ohne Baum, ohne Strauch, ohne ein Gärtchen mit einem gemüthlichen, schattigen Ruheplatze, hat etwas Nüchternes und Kaltes. Keine grüne Hecke zieht sich zwischen den Gemüsegärten, sondern elende Zäune von zusammengeflochtenen Zweigen mit vertrocknetem Laub. Der treffliche Afrikareisende Dr. Wilhelm Junker, selbst ein Russe, sah sich im Sudan unwillkürlich zu Vergleichen der dortigen Tuqûl-Dörfer mit den Bauernhütten seiner Heimath veranlaßt, und der Vergleich fiel entschieden zu Gunsten des Sudan aus!

Zu der ermüdenden Einförmigkeit Großrußlands bilden die Dörfer der Kleinrussen mit ihrer regelloseren Anlage, welche einen Vergleich mit dem alten deutschen Dorfe zuläßt, einen angenehmen Gegensatz; ja sie gewähren, namentlich in der Ukraine, einen recht malerischen Anblick, dem freilich das meist fast unwegsame Innere voll verfallener Hütten selten entspricht. Die Häuser sind allemal klein, haben aber einen Hof und es gehört ein eigener Garten dazu. Straßen sind hier nicht vorhanden, die Wohngebäude stehen regellos neben einander, stets aber innerhalb einer Umzäunung aus Rohr und Dornicht, welche jedes kleinrussische Dorf umgiebt und durch die bloß zwei Eingänge führen. Diese charakteristische Umhegung ist auch bei den Kleinrussen Galiziens, den Ruthenen, üblich. Derartige Dörfer, zu deren Planlosigkeit

sich, je nach dem Boden in einzelnen Strichen, wie in der Steppe Bessarabiens und in Galizien, besonders bei nassem Wetter ein Koth gesellt, der an die vorsintfluthliche Gestalt der Erde mahnt, nehmen begreiflicherweise einen beträchtlichen Flächenraum ein; ein Gleiches ist in Serbien der Fall, dessen Dörfer fast immer den Flächenraum einer großen Stadt bedecken. Regellosigkeit bildet nämlich den Grundzug der Dörfer auch bei den Südslawen; sie wissen nichts von der geschlossenen Anlage sei es des Rundlings oder des Langdorfs; schon in Istrien liegen die Häuser, von Gärtchen umgeben, zerstreut umher.

Im ganzen Bereiche der West- und Ostslawen, zum Theile auch der Südslawen, waltet der Holzbau. Sogar die preußischen Masuren leben in Häusern mit Strohdach nach Blockhausart aus Balken zusammengesetzt, deren Fugen man mit Moos verstopft, die Kassuben aber theils in wahren Blockhäusern, theils in bloßen Holzgerippen, deren Wände „ausgeklehmt", d. h. mit Lehm ausgefüllt sind. In Böhmen sind heute noch Stadt und Dorf, so weit das Feuer sie nicht hinwegtilgt, aus Holz erbaut, freilich nicht bloß jene der Tschechen, sondern auch die der Deutschen, wenngleich in verschiedener Weise. Den in Böhmen wie in Polen „Ring" genannten, zumeist viereckigen Marktplatz der Städte umziehen Lauben- (Podloubу) oder Bogengänge. Im Osten, längs der mährischen Grenze, herrscht der vermischte Block- und Pfahlwandbau, den man für ausschließlich slawisch ansieht, vor, und zwar in solch vollendeter Entwickelung, daß die dortigen Wohnhäuser den Schweizerhäusern ebenbürtig zur Seite stehen. Die mährischen Walachen bevorzugen Blockhäuser und ihr Städtchen Rožnau bestand noch vor einigen Jahrzehnten sammt Kirche und Pfarrhof ganz aus Holz. Die polnischen Dörfer und Landstädtchen sind wie in Rußland fast nur von Holz, und brennen

nicht selten gänzlich nieder. So kennen denn die alten Länder der Slawen noch heute nur den reinen Blockbau, der in einigen Gegenden Rußlands, dank der großen und allgemeinen Fertigkeit des Muschik in der Handhabung von Messer und Beil, künstlerische Behandlung aufweist. Bemerkenswerth ist, daß der Russe selbst für seine Kirchenbauten das natürliche Rundholz dem behauenen vorzieht, daß es der Bewohner des kleinrussischen Südwestens dagegen liebt, das Balkengefüge seines Hauses dem Anblick durch einen stets neu im Anstrich gehaltenen Lehmbewurf zu verdecken.

Trotz seines Vorwaltens ist der Holzbau keine Eigenthümlichkeit der Slawen überhaupt, denn auch in germanischen Ländern, in Schweden und Norwegen, muß das Auge mit hölzernen Städten, Kirchen und sogar Palästen, in den deutschen Alpen mit hölzernen Gehöften sich vertraut machen. In Nordamerika bildet Holz den Baustoff gar vieler Städte. Die Holzarchitektur an sich ist auch kein Merkmal niedrigerer Gesittung, wenngleich zweifelsohne bei den Kulturvölkern sie immer mehr der Steinbau verdrängt. Vielmehr verwenden alle Völker zunächst den ihnen von der Natur an die Hand gegebenen billigsten Baustoff. In den waldreichen, steinarmen Flächen der alten Slawenländer war und ist dies das Holz. Der Holzbau ist dieserhalb jedoch so wenig „slawisch“ als der Steinbau etwa romanisch. Es giebt, denke ich, nichts Verfänglicheres, als die so beliebten voreiligen Verallgemeinerungen. Unter den Slawenvölkern walten neben manchen gemeinsamen Zügen gar tiefgehende Unterschiede, welche eine allgemeine Charakteristik sehr erschweren. So bauen denn auch die Slawen verschieden, je nach den Mitteln, welche die Natur ihres Bodens ihnen gewährt. Der Großrusse, sahen wir, bevorzugt den Blockbau, der Kleinrusse das Flechtwerk. Aber die Veränderung des Baustoffes greift schon in Groß-

rußland Platz, wo dieses, wie z. B. im Gouvernement Tambow, in die holzarme Steppe hineinragt. Die Wände der Wirthschaftsgebäude bestehen dann auch nur aus Flechtwerk. Wie sehr Boden und Klima die Bauweise beeinflussen, zeigt sich in der Slowakei. Die Ackerbauer der Ebene, so zu sagen die Vertreter der höheren Klasse, wohnen in niedrigen, aber niedlichen aus besserem Material gebauten Häusern, die ärmeren Gebirgsbewohner in hölzernen, schmucklosen Hütten. Unter den Südslawen ist das Holzhaus bei den Slowenen in Krain, bei jenen Südwestungarns das einfache Blockhaus aus roh behauenen Baumstämmen üblich. Schon im nahen Istrien baut der Slawe durchwegs aus Bruchstein, den man von außen nicht mit Mörtel überkleidet. Die Morlaken Dalmatiens haben entweder Steinmauern aus mächtigen halbbehauenen Quadern, oder aus vier in die Erde geschlagenen Pfählen mit Wänden aus geflochtenen Ruthen, mit Kuhmist übertüncht. Desgleichen unterscheidet sich das bulgarische Wohnhaus in Berg und Ebene oft sehr charakteristisch. Im westlichen Balkan sind die Wände ein Holz- und Zweiggeflecht, von außen und innen mit Lehm beworfen, dann weiß getüncht. In sämmtlichen größeren Flecken des nördlichen Balkan hat der Häuserbau einige Aehnlichkeit mit jenem unserer Alpenländer, ohne ihm völlig zu gleichen. Der Bosnier zimmert in seinen waldreichen Thälern gleichfalls ein Haus oder eine Hütte aus Holzstämmen oder führt sie aus Lehmwänden und Bretterwerk auf. Die Hütte der felsigen Herzegowina ist hingegen durchwegs von Stein, wie ihn der Boden allerorts in erster Hand bietet, eine düstere Steinkammer, mehr einer Höhle ähnlich als einem Wohnraume menschlicher Wesen.

Und das Haus selbst? Wie sieht es aus? Je nun, natürlich wiederum recht verschieden. Im allgemeinen läßt sich

bloß sagen, daß die slawischen Wohnhäuser des Landvolkes einer bescheidenen Gesittungsstufe entsprechen. Vielfach sind es bloße Hütten, wie die Kotten oder „Chalupen“ der Tschechen, besonders aber die Behausungen der Kleinrussen; jene der galizischen Ruthenen entstehen und zerfallen mit jeder Generation, würdige Seitenstücke der indianischen Wigwam. Sie alle, wie die Wohnhäuser der Hanna und Istriens sind niedrig, zumeist auf ein Erdgeschoß beschränkt; doch besitzen in Istrien bessere Häuser auch einen Oberstock, und ein solcher ist ziemlich allgemein bei den Serben der ehemaligen Militärgrenze sowie in Bosnien. Die Treppen zum Oberstock sind dann allemal sehr steil und häufig von außen angebracht. Ganz regelmäßig zwei Geschosse zeigt das Haus des Großrussen; diesem ist es nationale Sitte, nicht zu ebener Erde, sondern hoch zu wohnen, und das untere Stockwerk der Izbá scheint überhaupt nur um deswillen da zu sein, damit ein oberes, die eigentliche Wohnung des russischen Bauern, möglich werde. Gedielte Fußböden sind in den ebenerdigen Slawenhäusern keineswegs überall Mode; man vermißte dieselben bis 1848 in der doch gesitteten Hanna, und heute noch fehlen sie bei den Weiß- und Kleinrussen, sehr gewöhnlich in Serbien und am Lande in Bosnien sowie bei den Morlaken. Letztere begnügen sich mit der nackten Erde, die Serben ebnen dieselbe und stampfen sie, belegen auch den Estrich mit Rohrmatten, falls sie nicht schon zur Diele fortgeschritten sind. In Weißrußland ist derselbe mit Lehm bedeckt, der im Frühjahr und Herbst zu einer Kothpfütze wird. Oefen, sonst sogar in beträchtlicher Größe einer der wichtigsten Bestandtheile der Wohnung, sind in der Zrnagora, trotz des rauhen Klima, seltene Erscheinungen. Den Schornstein vermißt man vielfach bei den Südslawen, in Bosnien und Serbien, selbst in der einstigen Militärgrenze und bei den Ruthenen Galiziens und

der Werchowina. Der Rauch mag zusehen wie er durch Dach, Thür und Fenster sich einen Ausweg bahne. Die Fenster sind wahre Schmerzenskinder der Architektur, oft so klein und enge, daß ein Mann kaum mit den Schultern hindurch kann, und zwar nicht bloß bei den serbischen Grenzern, in Slawonien und der Werchowina, sondern auch bei den Weißen Krainern, den Hannaken und selbst den Wenden in Deutschland. Glasscheiben dünken Weißrussen, Bulgaren, Serben und Bosniern ein entbehrlicher Luxus, den sich nur Wohlhabende ausnahmsweise gestatten; sonst werden die schmalen Fensterluken mit Ochsenblase oder Papier verklebt oder mit dünnen Brettchen, wohl auch wie in Bulgarien mit verschiebbaren Holzläden, die in einem Falze laufen, seltener mit Glimmer verschlossen. Zur Bedachung dient gewöhnlich Stroh oder Schilf. Dieser Stoffe bedient man sich noch vielfach in Böhmen und Polen, zum Theile im Lande der Wenden und Kassuben, fast ausschließlich durch ganz Rußland; auch in Dalmatien, Bosnien, Serbien und Bulgarien sind Stroh- und Schilfdächer keine Seltenheit; nur in einzelnen Gegenden findet man Steinplattendächer, in Bosnien, der Militärgrenze in Polen, bei Kassuben und mährischen Walachen endlich an besseren Gebäuden wohl auch Schindeln (Holzspletten), die früher auch in der Hanna üblich waren. Hier, wo die Civilisation um sich gegriffen hat, sowie bei den Spreewälder Wenden kennt man freilich schon Ziegel- oder Schieferbedachung und gegenwärtig kommt auch der Ziegelbau oder wenigstens der Fachwerkbau (Riegelbau) in Aufnahme. Wo aber das Stroh- oder Schilfdach noch das uralte Blockhaus bedeckt tritt es gerne, wie im Wendenlande und Böhmen, in Serbien und Bulgarien, als hohes Steildach auf und trägt mitunter einen eigenthümlichen Giebelschmuck von geschnitzten Thierköpfen.

Die innere Eintheilung der Häuser umfaßt bei Góralen und Kleinrussen zwei, sonst meist drei Räume, wovon der Flur mit dem darin befindlichen Herde nicht selten das hauptsächlichste Wohngemach bildet. Zur Rechten und Linken liegen dann die Schlafkammer und ein weiteres Gelaß, mitunter der Stall. Bei den Großrussen trennt der Hausflur die Winter- von der unheizbaren Sommerstube, dem „kalten Zimmer". Beide müssen wohl früher gesonderte Gebäude gewesen sein, denn der Russe besitzt nur ein einziges Wort für das Haus des Muschik mit seinen beiden Wohnzimmern, nämlich Izbá, was eigentlich „Stube", nicht „Haus" bedeutet. In der Winter-Izbá fällt zunächst der riesige, fast bis zur Decke reichende, aus Backsteinen aufgeführte und weißgetünchte Heiz-, Back- und Kochofen auf, der allgemeine Wohlthäter während der kalten Jahreszeit. Der Platz auf ihm ist eine beliebte Schlafstelle, ein gesuchter Ruhe- und Erholungsort. Auch in Weißrußland besteht die Izbá aus zwei Hälften, dem Kalt- und dem Warmhause. Neben dem Wohnhause erheben sich in vielen Slawenländern in wechselnder Zahl Wirthschaftsgebäude, wie man sie in Norwegen und Finnland sieht. Solche Vorrathshütten bestehen in Rußland theilweise nur aus Geflecht. Bei den Südslawen macht sich überall, so weit es angeht, nicht bloß im Innern, sondern auch in der äußeren Anlage der Gehöfte die Familienverfassung der Zadruga geltend, denn um das Haus des Oberhauptes gruppiren sich die kleineren Häuschen der verheiratheten Familienmitglieder und nächst diesen langgestreckte Speicher (Koliba) aus Pfählen mit Flechtwerk. Tagsüber ist aber das Haus des Domačin allein Wohnhaus, in dem sich die Zadrugagenossen zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten und sonstigen Verrichtungen versammeln; die kleineren Häuschen sind nicht viel mehr als bloße Schlafräume. „Einbauten", nämlich Gehöfte, welche sämmtliche

Wirthschaftsräume unter einem Dache vereinigen, wie das niedersächsische Bauernhaus, sind in Slawenländern selten. Ich vermag im Einbau auch keinen hoch ausgebildeten Typus des Hauses zu erkennen. Stets wird die Sonderung in der Behausung von Mensch und Thier auf eine desto höhere Gesittungsstufe hindeuten, je strenger sie durchgeführt ist. Das Verweisen der Stallungen in gesonderte Gebäude bedeutet entschieden den ansehnlichsten Fortschritt nach dieser Richtung. Die Vereinigung des Stalles mit dem Wohnhause findet sich noch bei Häusern älteren Schlages in Masuren, sehr selten bei den Wenden, aber noch allgemein bei Ruthenen und Bosniern.

Es läßt sich denken, daß diese verschiedenen Wohnungen im Punkte der Reinlichkeit mitunter gar vieles zu wünschen lassen; zumal wenn man erwägt, daß der Bauer in allen Ländern gern ein Schmutzfinke ist. Daß aber Schmutz für die östlichen Völker ein unzertrennlicher Begleiter, ein Element sei, in welchem sie behaglich leben wie der Fisch im Wasser, ist doch etwas zu viel behauptet. Sicherlich ist davon genug bei ihnen vorhanden, aber auch da bestehen Unterschiede. Wo die Armuth den Menschen zwingt mit dem Vieh in einem Raume zu leben oder, wie in Rußland, das Klima nöthigt, in kleinen niedrigen, streng geschlossenen und daher schwer zu reinigenden Häuschen inmitten einer erstickenden, miasmenerfüllten Luft zu wohnen und in den Kleidern zu schlafen, da er den Luxus von Decken nicht zu erschwingen vermag, wie z. B. der christliche Bosnier, ist Unreinlichkeit freilich kein Wunder. Dazu kommt die Abhärtung solcher Leute mit ihrer groben Epidermis. Was uns zur Verzweiflung bringen kann — die bissigen Bewohner der Holzspalten und Hemdfalten — das fühlen sie einfach gar nicht oder ertragen die kleine Belästigung so leicht, als wir im Nothfalle Fliegen

ertragen. Ich habe übrigens schon früher angedeutet, daß eben über die Unreinlichkeit der Russen z. B. starke Uebertreibungen im Umlaufe sind. Prinzessin Therese von Bayern, der man als Dame doch sicherlich ein treffendes Urtheil zutrauen wird, besuchte ein gewöhnliches russisches Blockhaus bei Sergjewo und fand dasselbe ziemlich sauber gehalten, lange nicht so schmutzig, als sie auf Grund mancher Schilderungen erwartet hatte. Der meiste Schmutz ist wohl in Weißrußland, Wolhynien, in der ungarischen Werchowina, dann in Polen, und im Plesser Kreise und Schlesien zu Hause; auf der Tuchler Heide, wo eine polnische Bevölkerung mitten in deutscher Umgebung sitzt, sieht es um einen Grad besser aus. Dagegen rühmt man allgemein die Reinlichkeit der Wenden, Masuren und Góralen, sowie jene der Kleinrussen. Letztere strafen auch die Verallgemeinerung der „slawischen“ Baum-, Garten- und Blumenfeindschaft Lügen. Jedes kleinrussische Haus besitzt sein Gärtchen. Doch steht dies Beispiel nicht vereinzelt. Die meisten sauberen „Stanitzen“, d. h. Dörfer der großrussischen Kosaken am Don und dessen Nebenflüssen, sind von Fruchtgärten umgeben und vor dem Hause fehlt selten ein Blumengarten. Man trifft dieselben auch bei den istrischen Slawen, und ganz besondere Blumenfreunde sind die Slowenen. Sie halten viel auf den Schmuck von Blumen, besonders rother Nelken, die in reichen Blüthengarben aus den Fenstern herabhängen. Die Gehöfte im Spreewald nennt Franz Maurer vollends eine verkörperte Idylle: Laub- und Fruchtbäume beschatten die Häuser, während frische Gartenbeete da und dort aus dem behaglichen Dämmerlichte hervorschimmern.

Der Leser weiß nun, wie im allgemeinen die Slawen wohnen; es verlohnt sich nun auch die Insassen selbst in ihrer äußeren Erscheinung ins Auge zu fassen, in der Art wie sie sich zu kleiden pflegen. Gehören doch die Trachten zu

den auffälligsten Merkmalen der Völker. Freilich, wer heute Böhmen bereist, hat selbst in den abgelegensten Theilen kaum mehr Gelegenheit in der Kleidung der Bewohner irgend welche Unterschiede wahrzunehmen. Die nationale Tracht ist da spurlos verschwunden, und im benachbarten Mähren auf dem besten Wege dazu. Die Hannaken sind schon seit bald einem Jahrhundert von ihrer ursprünglichen Tracht abgewichen. Der ehemalige Zipfelpelz aus Schaffellen hat einem langen Kragenmantel aus blauem Tuch Platz gemacht, der auch schon wieder im Verschwinden begriffen ist; statt dessen trifft man eine mit Schafpelz gefütterte Joppe im Winter, eine Tuchjoppe im Sommer, besonders in der Nähe der Städte; nur die rothen Beinkleider und die steifen, hohen, gewichsten Stiefel sind noch beibehalten; in vielen Fällen ist aber der wohlhabende Bauer seiner Tracht nach vom Bürger nicht mehr zu unterscheiden. Noch mehr im Verschwinden ist die Tracht der Frauen. Die rothen, gelben oder grünen, weißberänderten Lederschuhe sind längst moderner Fußbekleidung gewichen und in der Nähe der Städte ist überhaupt nur wenig mehr vom Alten vorhanden, als der faltenreiche, jetzt allerdings meist bunte kurze Rock, während die weite Schürze arg zusammengeschrumpft ist. Sonst trägt die Hannakin einen „Spenser“ ähnlich dem der Männer und den Kopf bedeckt ein turbanartig geschlungenes Tuch mit weitabstehenden Enden von hochrother Farbe. Bei den Wenden wird die Kleidertracht ebenfalls von Jahr zu Jahr weniger volksthümlich. Reißend schnell schwindet sie in der protestantischen Oberlausitz, während im katholischen Theile derselben sowie in der Niederlausitz sie noch festeren Boden hat. Doch wird der roh- auch blauleinene Arbeitsrock des männlichen Wenden, versehen mit Steh- und Schulterkragen, Aufschlägen an den Aermeln und bunter Paspelirung, immer seltener. Er fristet sein Dasein

noch in der Umgebung von Kottbus nebst eben solchen leinenen Hosen und einer Pelzmütze, aus der ein langer rother Zipfel herabhängt. Stiefel sind allgemein. Mehr Nationales liegt noch in der weiblichen Tracht: kurzer, nur dicht unter das Knie reichender, auf einem Schössel- oder Wurstmieder aufsitzender Rock aus roth und grün gestreiftem Wollenzeug, weiße Wollenstrümpfe mit Zwickeln, ausgeschnittene Lederschuhe, weißes, stets tadellos sauberes Kopftuch, welches das Haar völlig verbirgt, und weiße Schürze, weiße Puffärmel, ein breiter weißer getollter Kragen. Vor die Brust kommt wohl noch ein tüchtiger Latz von Pappe, mit Tuch oder buntem Zeug überzogen, damit man nicht so „schwappig" gehe, wie die Deutschen. Die Mädchen der Altenburger Wenden tragen auf dem Kopfe ein schmales Nest, als Zeichen ihrer Jungfräulichkeit, Frauen und Weiber eine Haube.

Im Gegensatze zu diesen Zweigen der tschechischen Slawen halten die verwandten Slowaken an ihrer Volkstracht fest, besonders im Trencsiner Komitate. Adel und Bürgerschaft kleiden sich freilich auch hier nach deutscher Art. Die Volkstracht ist praktisch und ungemein einfach: weite, weiße Beinkleider (an vielen Orten auch eng anliegend), ein kurzes, kaum bis zur Hüfte reichendes Hemd aus grober Leinwand, ein zwei Hände breiter, mit Metallknöpfen besetzter brauner Ledergurt (Opasok), der das kurze Hemd zusammenhält und an den Leib drückt, zugleich Geld, Messer und Pfeife birgt, ein brauner Mantel von grobem Filz (Halina) oder ein weißer Schafspelz (Bunda), endlich ein breitkrämpiger schwarzer Filzhut und Bundschuhe (Krpce) bilden die gewöhnliche Männertracht, wozu sich bei den Schafhirten noch die unentbehrliche „Walaschka", der mit scharfer Hacke versehene Stock, gesellt. Je reicher die Gegend, desto mehr kommen Stiefel in Ge-

brauch, auch an Sonn- und Feiertagen farbige Kleider: schnee-weißes Hemd, rothe Weste und blaue Beinkleider mit blauen kurzen Tuchrock bei den Jünglingen, — schneeweißes, gesticktes Hemd, rothes Leibchen und kurze blaue Röcke für die Mädchen. Sonst erscheinen die Frauen in stets sehr sauberem Weiß, doch verleihen ihnen die langen weißen Schürzen über den engen, dunklen Röcken und schweren Stiefel ein plumpes Aus-sehen. In der Ebene sind die Füße der Mädchen mit un-garischen „Tschischmen“ (Csisme) bekleidet, d. h. mit hohen Stiefeln von dünnem Leder, meist mit Quasten besetzt. Die Kopfbedeckung ist gleich jener der Ungarinnen, manchmal auch das polnische Mützchen oder das bunte böhmische Tuch. In neuerer Zeit hat sich eine Halsschnur böhmischer Glasperlen als Schmuck Bahn gebrochen.

Bei den Slowaken gedachte ich des Schafpelzes, der einst auch den Tschechen bekannt war und dessen Ueberbleibsel in der hannakischen Pelzjoppe fortleben. Sein Reich erstreckt sich über die ganze breite Osthälfte Europas und dort lernt man die Wohlthat dieses Pelzes recht kennen. Er, vielleicht mehr als manches andere, verdient als „slawisch“ zu gelten. Wir finden ihn in der That fast überall, wo Slawen wohnen, selbst noch bei den Kassuben in Preußen, deren hauptsäch-lichstes Kleidungsstück er bildet; er wird Sommer und Winter getragen und erscheint oft genug unendlich schmutzig. Eng an-liegend und bis übers Knie reichend, ist er bei den polnischen Masuren und in Ostgalizien gebräuchlich; weniger bei Kra-kusen und Goralen sowie im eigentlichen Polen. Des Ruthenen gewöhnlichste Hülle ist sein Schafpelz (Kosiúch); der Groß-russe trägt ihn des Winters als kurzen Tulúp, ohne Ueberzug mit der Wolle nach innen gekehrt und häufig an Brust und Aermeln mit allerlei Stickerei verziert; der Kleinrusse eben-falls bis tief in den Sommer hinein einen dicken Schafspelz;

derselbe ist endlich auch bei den Südslawen, weit und bunt ausgenäht bei Kroaten und Tschitschen, dann in Bosnien und der Herzegówina sehr beliebt. Indeß wird der Schafpelz doch vielfach besonders im Sommer durch Mäntel aus Wollenstoff ersetzt, neben welchen Tuchröcke (Sierak) sehr verbreitet sind. Die Masuren um Skawina kleiden sich in solch einen lichtblauen Ueberrock (Sukmana), die Krakusen in einen von beliebiger Farbe, oben weit und vorne zusammengeknöpft. In Krakaus unmittelbarer Nähe ist die Sukmana granatfarben. Auch die polnischen Bauern in Oesterreichisch-Schlesien kleiden sich vorwiegend in Tuch, bei dem das Dunkelblau vorherrscht. Die Ruthenen haben neben ihrem Kosiuch einen langen grauen oder braunen Mantel aus grobem Tuche, mit rothen oder blauen Schnüren an den Nähten, und ihre Stammesbrüder in Kleinrußland tragen im Sommer grobwollene braune Kaftane mit einer Kapuze. Die Weißrussen beiderlei Geschlechts stecken im „Kasakin", einem langen Rock ohne Knöpfe mit Stehkragen, den bei den Männern ein rother Gurt zusammenhält. In Großrußland ist desgleichen der Kaftan des Muschiks Hauptkleidungsstück, eine Art Rock mit Brustklappen, über der Hüfte durch einen bunten Shawl oder Ledergurt geschlossen. Letzterer ist ein Hauptbestandtheil der slawischen Volkstracht und fehlt weder den Masuren und Krakusen noch den Góralen, Ruthenen und Huzulen, von den Südslawen ganz zu geschweigen. In der Regel ist er sehr breit und ein Lieblingsgegenstand der Verzierung, die ihm in Gestalt von Metallbeschlägen oder Stickereien zu theil wird. Dieser Leibgurt (Pas) dient dem Landmann als Behälter seiner Siebensachen, dem Südslawen hauptsächlich als Arsenal. Im allgemeinen ist die Volkstracht der Nordslawen weder malerisch noch phantastisch. Der als national geltende Schnürrock der Polen wird meist nur vom Adel, niemals vom Bauern ge-

... blauen Tuchrock umherwandelt, währ... nd
... der allgemein europäische Kleidersch... nitt
... vorherrscht. Nur bei seltenen, feierli... chen
... die allerdings glänzende, geschmack... volle
... des Adels jetzt noch zum Vorschein.
... spielen bei den slawischen Völkern die
... das Leinen. Letzteres dient nicht bloß zur
... auch zu Oberkleidern verwendet. Ins-
... Kleid nicht selten aus Leinen, wie be-
... bei den Weißrussen, welche ihre...
... alle Ehre machen und in Weiß gekleide...
... der Kasakin aus ungefärbtem Leinen...
... der Krakusen, eine Abart der Sukmana ...
... rock von einfacher Arbeit. Die Bein-
... aus Hanfleinen verfertigt und, fall...
... trägt, in dieselben gesteckt oder, geht er ...
... getragen. Unter dem rothgefütterten ...
... aus blauem Tuch trägt der Krakuse ...
... aus weißer Leinwand, neuestens woh...
... Baumwolle. Das Hemd fehlt nirgend...
... vielmehr nicht selten ein Prunkstück und ...
... geziert. Bei den Góralen, Slowaken ...
... allgemein kurz, kaum bis zur Hüfte reichend ...
... grellfarbig und über die weiten Hosen ...
... heißen Sommer ersetzt es sogar jede ...
... Kleidung, desgleichen bei den Kassuben ...
... nicht selten ganz nackt einhergeht.
... in den Slawenländern wechselt zwischen ...
... teils abwechselnd, teils neben einander ...
... verschiedene Formen aufweisen. Der ...
... mit Ohrenklappen und einem breiten ...
... versehene Mütze eigen, welche mit ...

der polnischen viereckigen „Konfederatka“ gar keine Aehnlichkeit hat. Letztere, welche eine Zeitlang mit den lebhafteren Sympathien für die polnische Nation in Europa Mode und bei den österreichischen Ulanen seit 1865 bis in die Siebziger Jahre Vorschrift war, ist übrigens auch nicht allerwärts in Polen zu Hause, sondern hauptsächlich bei den Masuren von Skawina und den Krakusen; erstere haben sie von grüner Farbe und mit Lammsfell eingefaßt, letztere meist aus karmoisinrothem Tuche, gleichfalls mit schwarzem Lammsfell verbrämt und einer Pfauenfeder geschmückt, die auch den Hut ziert, welchen sie nicht selten tragen. Bei den Masuren ist eine hohe aber runde, mit grauem Lammsfell verbrämte Mütze in Gebrauch. Die Lammsfellmütze deckt auch das Haupt des Góralen und im Winter jenes des Huzulen, welcher eine langgespitzte Form und schwarze Farbe bevorzugt; ferner des Ruthenen, des Klein- und Großrussen. Fast nirgends jedoch behauptet die Mütze eine ausschließliche Herrschaft. Beinahe alle Mützenträger bedienen sich auch, wenigstens im Sommer, des Hutes gewöhnlich aus grobem schwarzen Filz. Im Bereiche der Polenstämme wird er gerne mannigfach verziert. Die Góralen schmücken ihren niedrigen runden Hut mit Muscheln, die Huzulen mit einem rothen Band oder an dessen Stelle mit einem breiten Reif aus Messingblech und einer Pfauenfeder oder sonstigem Zierrath; die vorkarpathischen Masuren desgleichen mit einem rothen Band, künstlichen Blumen u. dgl. Jener der Masuren ist breit und verengt sich nach oben; an der Krempe läuft eine Schnur und auch hier fehlt selten die Pfauenfeder oder eine Blume. Der Ruthene trägt im Norden gar einen selbstverfertigten breitkrämpigen Strohhut, im Süden eine hohe, cylinderförmige Pelzmütze (Kuczma), theils aber auch Filzhüte, theils Mützen, je nach der Gegend von verschiedener Gestalt — aus schwarzen

oder grauen Schaffellen — und im Gebirge die mit Fuchsschwanz verbrämte Tuchmütze (Kolomejka). Ebenso große Mannigfaltigkeit der Kopfbedeckung herrscht in Kleinrußland, wo man bald eine Schildkappe, angeblich die russischste dieser verschiedenen Kopfbedeckungen, bald eine schwarze Pelzmütze, bald einen großen, breitkrempigen Hut erblickt. In Bessarabien hat der Bauer die hohe, nicht von Saumwulsten umgebene, also nicht auf die Ohren herabzulassende Pelzmütze fast den ganzen Sommer über auf. Bei den Großrussen ist im Sommer ein niedriger, schwarzer Filzhut am verbreitetsten. Unter den Südslawen bemerken wir gleichfalls den Hut, breitkrämpig und bei Wohlhabenden mannigfach geschmückt, in Krain und Istrien, hier um Dignano durch seine niedrige gewölbte Kappe auffallend, während sonst die nationale Kopfbedeckung eine knappe, runde schwarze Mütze (Klobuk) ist, mit oder meistens ohne Rand. Der slawonische Bauer trägt einen Hut mit zurückgekrämptem Rand.

In der Beschuhung beginnt in Slawonien das Reich der dicken Bundschuhe, der „Opanken“, welche zumeist sich jeder selbst aus Streifen von Rindsleder flicht. Die Opanken herrschen in ganz Bosnien, Herzegówina, Montenegro, Serbien und unter den österreichischen Südslawen bis zu den istrischen Tschitschen. Bei den Slowenen in Krain sind Stiefel aus Kuh- oder Kalbleder üblich, welche meist unter den Knien in Kappen zusammengeschlagen sind und über die Knie hinaufgezogen werden können. Auch die Ostslawen huldigen dem Stiefel. Bei den Großrussen ist er weit, im Winter von dickem Filz oder Pelz und reicht bis zum Knie. Doch werden an dessen Stelle auch wohl Tuchstücke um Füße und Waden gewickelt und mit den Schnüren eines Bundschuhes festgehalten. In ärmeren Gegenden hat man sandalenartige Schuhe aus Birkenbast, „Lapty“, welche insgesammt der Hausindustrie ihr

Entstehen verdanken, doch kommen sie immer mehr ab. Sie werden auch von den Weiß- und Kleinrussen, wenn auch nicht ausschließlich gebraucht, mit Bindfaden an die Füße gebunden und mögen denen gleichen, welche Homers göttlicher Sauhirt trug. Erstere benützen auch hohe, letztere weitbuchtige Stiefel, im Winter von Pelz, die man auch an Frauenfüßen sieht. Die kleinrussischen Karpathenbewohner, die Góralen, vertauschen in der Gegenwart ihre früher allgemein gebräuchlichen Sandalen und Bundschuhe (Kirpce) immer mehr gegen hohe stark lederne Stiefel. Solche sind auch bei den Kassuben neben rohen, ungeschickten Holzschuhen gang und gäbe, nur die Weiber gehen alle barfüßig.

Die Weibertracht ist nur in einzelnen slawischen Gegenden kleidsam oder malerisch. Die nicht immer saubere und langschleppende Tracht der polnischen Dörflerinnen im Posenschen mit ihren Tüchern um den Kopf hat nichts Ansprechendes; jene der schlesischen Polinnen hat Aehnlichkeit mit gar keiner derartigen unter den Slawen. Der Busen ist durch ein äußerst kurzes Mieder aus Brokat und nicht selten mit Gold- oder Silberborten und Knöpfen benäht fast unter das Kinn gedrückt, der gewöhnlich baumwollene, mit einem blauen Saume versehene Rock reicht kaum bis an die Knie. Die Füße werden mit hochrothen, oft 3—4 Ellen langen Strümpfen, welche man äußerst sorgsam auf den Fuß anpassend faltet, so wie mit ausgeschnittenen Schuhen bekleidet. In der zwar zierlichen aber nicht malerischen Tracht der Góralinnen herrscht allzu viel weiße Leinwand vor. Das weißleinene Hemd ziert rothe Seidenstickerei, die breiten kurzen Aermel manchmal Spitzenumfassung. Schürze, Rock, Kopftuch sind weißleinen oder licht geblümt. Das einzige farbige Stück der Tracht ist das gewöhnlich grüne, enganliegende, vorne schnürbare Mieder, mitunter mit Gold- oder Silberborten besetzt. Die Füße be-

decken Bundschuhe, wohl aber auch gelbe oder rothe Saffianstiefel. Sehr einfach kleidet sich das weibliche Geschlecht der Huzulen. Junge Mädchen umwinden an Stelle eines Rockes ihre Hüften mit einem breiten, dicken Wollstoffe und tragen Korallen und farbige Glasperlen. Die Frauen kennzeichnen sich durch einen Schleier dünner weißer Leinwand. Des Winters umhüllen sie sich, gleich den Männern, mit dem Sierak oder einem Schafpelze und tragen theils „Chodaki", theils farbige Saffianstiefel. Die Krakusinnen prangen in weißen, um Hals und Arme roth ausgenähten Hemden und Mieder von Merino oder Seide. Der Faltenrock, bei Wohlhabenden mit Silberborten besetzt, reicht bis auf die Ferse. Lange, gewöhnlich lichte Schürzen, eine Art dem männlichen Oberkleide ähnelnder Kaftan, der bis an die Knie reicht, die sogenannte „Sukienka" von blauem Tuch, mit rothen Streifen durchschossen und hohem Kragen, Quasten und Tressen, oder einfacher, ohne Beiwerk der Župan; dann eisenbeschlagene Stiefel mit hohen Absätzen vervollständigen den keineswegs geschmacklosen Anzug. Frauen bedecken den Kopf mit einer Haube (Czepice) aus rothem Tibet oder Perkail oder einem weißen Tuch. Die Krakusinnen umgürten sich auch mit einem Leinengürtel, worin eine Tasche eingenäht ist und woran Schlüssel hängen. Der Verlust des Gürtels wird bei Mädchen als verdächtiges Zeichen vermerkt. Die Rutheninnen gehen in großgeblümten Röcken, rothen Miedern, feinen faltigen Hemden, Korallenschnüre um den Hals, das Haar in Zöpfen auf dem Rücken oder unter einem haubenartig drapirten rothen oder weißen Kopftuche, das dem „Zendalo" in Istrien ähnelt. Sonst ist die Tracht der Weiber von jener der Männer wenig verschieden. Sierak und Pelz sind ganz gleich, nur tragen sie außer dem erwähnten Kopftuch auch einen Wollgürtel um den Leib. In den höheren Schichten

vertritt oder wohl richtiger vertrat die prächtige, pelzverbrämte „Kazabaika“ die polnische Sukienka. In Kleinrußland tragen die Bauernweiber ein langes weißes Hemd mit rothgesticktem Rande unten und an den Aermeln, darüber ein braunes, hemdähnliches Kotzengewand, nach abwärts ungefähr zwei Handbreiten kürzer als das weiße Unterkleid; über beide Kleidungsstücke fällt eine ärmellose, rückwärts geschlossene weite Jacke aus buntem Kattun. Die großrussische Mode, den Rockbund unter der Achsel durchzuführen, kommt bei ihnen in Wegfall, sehr zu Gunsten der Anmut. Auf dem Kopfe schließlich tragen sie ein rothes Tuch oder eine Art mittelalterlicher fester Haube, an der vorn rechts und links zwei fast hörnerartige Ausbuchtungen angebracht sind, welche sich übrigens gar nicht übel ausnehmen, bemerkt Prinzessin Therese von Bayern, welcher diese Schilderung entnommen ist. Sie spricht es auch aus, daß während die großrussischen Männertrachten die kleinrussischen an Schönheit übertreffen, umgekehrt die kleinrussischen Frauentrachten in dieser Beziehung den großrussischen den Rang ablaufen. Bei letzteren ist das charakteristische Kleidungsstück der „Sarafán“, ein bunter Rock mit Schulterbändern oder einem schmalen Leibchen, das nur bis über den Busen reicht. Dazu wird ein kurzes Oberkleid getragen oder das mit Pelz verbrämte Jäckchen, der Seelenwärmer. Im Winter tragen die Frauen Pelze, denen der Männer entsprechend, nur länger. Die Kopfbedeckung wechselt am meisten nach der Landschaft. Als festliche Tracht dient an vielen Orten der „Kokóschnik“, eine Art Diadem von mehr oder weniger werthvollem Stoff, mit Tressen besetzt, wohl auch mit Perlen und Flittern gestickt. Bei den Mädchen umrahmt er nur die Stirn, bei den Frauen bedeckt er die aufgenestelten Zöpfe. Für gewöhnlich verhüllen letztere das Hinterhaupt durch ein glatt anliegendes Kopftuch. Der Kokoschnik ist in

den Städten für die Ammen vom Lande typisch geworden; bei Hofe bildet er einen wesentlichen Theil der Nationaltracht.

Das nationale Bekleidungsstück der Slowenin, das sich seit den ältesten Zeiten vorfindet, ist das an den vier Ecken mehr oder minder reich gestickte Kopftuch (Peča) aus feinem Perkalin oder Leinwand. In Oberkrain wird die Petscha durch eine weiße anschließende Haube (Zavijača) ersetzt, während in Innerkrain die Frauen gleich den Männern nicht selten die Pelzkappe tragen. Im Sommer werden die Aermel des Frauenhemdes in enge Falten gelegt und geglättet. Busen und Nacken deckt ein buntes, fransenbesetztes Seidentuch Ruta), worin großer Luxus herrscht. Der nationale, in reiche Falten gelegte, nur bis zum Knöchel reichende Frauenrock (Suknia) war ehemals aus braunem Tuch, unten mit lichtblauen und rothen Seidenbändern besetzt, weicht indessen neuestens, besonders in der Nähe der Städte, dem langen Rocke aus Wolle oder Seide. Die Fußbekleidung bilden Stiefel, nach Art der Männerstiefel bis über die Waden reichend, meist aus weißem Schafleder, in der Regel mit grünen, blauen oder rothen Lederriemen benäht. In der Winterszeit tragen die Frauen ebenfalls Pelze, theils schwarze, nur bis an die Hüften reichende, theils weiße bis unter die Knie. Diese nicht unkleidsame Tracht schwindet übrigens immer mehr vor der nivellirenden Gesittung. Fester haftet sie noch in Istrien. Dort kleidet sich besonders um Dignano im Süden der Halbinsel die Frauenwelt überraschend schön und malerisch. Das Haar ist an der Stirn zurückgekämmt, in schöne, mit rothen Bändern durchflochtene Zöpfe gelegt und durch eine silberne Nadel befestigt. Ein schwarzer, filzener Schweizerhut sitzt an der Seite. Großreifige goldene Gehänge mit Kügelchen, Trauben, Erbsen

u. dgl. zieren die Ohren. Das Hemd ist an Brust und Aermeln weiß gestickt und durchbrochen, dann am Halse mit einem goldenen Knopfe befestigt. Ein Mieder von geblümtem Seidenstoff umspannt die Brust, und den Leib umgiebt ein weiter faltiger mit blauen, rothen und grünen Bändern besetzter kurzer schwarzer Rock über dem hervortretenden längeren Unterrocke. Ein schwarzwollener Spenser, im aufgeschlitzten Aermel mit rothen Maschen und Bändern verziert, bildet den Schluß des niedlichen Anzugs. Die Füße stecken in rothwollenen Strümpfen mit blauen oder weißen Zwickeln und in mit Seidenbändern verzierten Schuhen mit hohen Absätzen. Die Schuhe haben vorne Löcher, deren Unterlage, rothe, blaue und gelbe Lederfleckchen, eine Blume bilden. Uebrigens sind in Istrien vielfach italienische Einflüsse bemerkbar. Die Vornehmen in den Städten und größeren Ortschaften huldigen aber auch hier schon dem neuesten Modegeschmack.

In Slawonien zeigt die Tracht schon orientalischen Anstrich, der unter den Südslawen unverkennbar vorwiegt; je weiter nach Süden und Osten hin, desto bunter wird alles. Hier herrscht beim Manne der helle, blaue oder weiße, mit Metallknöpfen besetzte und bunt verzierte Rock; die Frauen sind weit leichter gekleidet; das weiße, oft schön gestickte Hemd fällt bis auf die Knöchel herab und wird über den Hüften von einem mit Spangen versehenen Gürtel zusammengehalten. Das kurze Mieder ist von hübschem Schnitt und läßt die Brust offen. Den Hals ziert ein reich mit Münzen behangenes Halsband. In der ehemaligen Militärgrenze bilden das weiße lange Hemd und die davor gehängte Schürze die vornehmsten Trachtstücke. Wohl selten aber findet man in so beschränkten Grenzen eine solche Mannigfaltigkeit der Kleidung wie in Serbien, namentlich bei den Frauen; von Kreis zu Kreis, ja oft von Bezirk zu Bezirk ist die Tracht verschieden. Auf dem

Lande sind faltige weiße Leinengewänder, ein bunter Gürtel um die Mitte und braune oder lichte Obergewänder bei beiden Geschlechtern in Gebrauch. In den Städten ist die Männertracht, so weit sie nicht schon der europäischen gewichen ist, reich und zugleich höchst kleidsam. Die dunkelblaue Farbe herrscht vor sowohl für das türkisch geschnittene, mit schwarzen Schnüren reichbesetzte Beinkleid, als für die im Winter mit Pelz verbrämte, ebenso reich verzierte Oberjacke. Der handbreite, mehrere Ellen lange Waffengurt ist aus Garn fest gewebt, bunt gestreift, manchmal aber von kostbarem Kaschmir oder Seidenstoff. Die Weste über dem üppig gestickten weißen Leinenhemde gewöhnlich karmoisinroth und mit Goldschnüren reich ausgenäht. Die Kopfbedeckung bildet der Fes mit langen dunkelblauer Trobdel, die Fußbekleidung bunte oder weiße Strümpfe und weit ausgeschnittene schwarze Lederschuhe.

Die Frauentracht auf dem Lande zeichnet sich durch ihre reiche Abwechslung im Kopfputze aus. Die verheirathete Frau trägt nur selten den Fes, sondern eine Art mit Münzen bedeckten Helm, unter dem Kinn mit Bändern befestigt und von dessen Spitze ein buntgeblümtes Tuch auf den Rücken fällt. Sonst ist das übrige Kostüm der serbischen Bäuerin ziemlich einfach. Hauptstück ist das lange bis zu den Knöcheln wallende, an Brustschlitz, Achseln und Aermeln reich mit bunter Wolle gestickte Hemd aus starkem selbstgewebten Linnen. Im Hause und auf dem Felde kommt selten mehr dazu, als zwei buntgestreifte Schürzen, eine vorn, die andere rückwärts, ein Leibgürtel und manchmal ein kurzes, vorn offenes westenartiges Jäckchen. Das Oberkleid, zu Hause nur selten benützt, ist ein mit bunten Streifen, Tuchrosen u. dgl. besetzter, vorne offener, ärmelloser Rock von weißem starken Abatuche. Bunte Strümpfe und Opanken bilden die Fußbekleidung. Das Malerische des Anzugs wird noch durch mannigfachen Schmuck gehoben. Die

Tracht der serbischen Städterin zeigt eine sehr glückliche Vereinigung abendländischer und orientalischer Elemente und ist ebenso reich als kleidsam. Nichts Reizenderes als der Kopfputz einer jungen serbischen Dame. Leider erheischt er den Gebrauch der Schminke, denn die Sitte verlangt zu den schwarzen oder schwarzgefärbten Haaren und künstlich verlängerten Augenbrauen weiß und roth geschminkte Wangen und hochgefärbte Lippen. Schminken ist daher auch auf dem Lande üblich, mehr noch natürlich in der Stadt. Wie der Kopfputz ist auch die Bekleidung des Oberleibs vollkommen orientalisch. Ein beinahe durchsichtiges, reichgesticktes Hemd bedeckt die Büste, welche ein nach vorn gekreuztes Seidentuch den profanen Blicken nur wenig entzieht. Honny soit qui mal y pense! Das Mieder, welches bei Ost- und Westslawen eine so große Rolle spielt, ist in Serbien kaum gekannt. Der sehr kurze Schnürleib reicht kaum an die Brust. Besonders kleidsam ist das kleine Oberjäckchen aus schwerem einfarbigem Seidenstoff mit weiten Schlitzärmeln, reich mit Gold und Silber gestickt; es läßt die Brust frei und reicht bis zur Leibesmitte. Um diese wird eine schwere Brokatschärpe geschlungen, deren Enden nach vorn über den buntseidenen Rock von europäischem Schnitt herabfallen.

Weit weniger malerisch ist die Volkstracht der Bulgaren. Diese tragen ein weitärmeliges Hemd, am Brustschlitz und an den Schultertheilen mit äußerst zierlichen bunten Stickereien ausgenäht; lichte weit geschnittene Beinkleider, im Sommer aus Leinen, im Winter aus weißem Abatuche, welche unter dem Knie mittels rother Wollbänder oder Lederriemen festgemacht werden, und einen rothen Leibgürtel, von dem zur Linken gewöhnlich ein in einer Scheide verwahrtes Messer herabhängt. Vor Kälte schützt eine, bei Wohlhabenden mit schwarzem Schnürwerk verzierte Jacke oder ein langer Rock

von Abatuch, im strengen Winter ein Schafpelz, Kapuzenmantel oder ein dicker Kotzen. Als Fußbekleidung dienen Bundschuhe (Opanken) oder auch türkische Schuhe, „Babuschen“. Uebrigens besitzt auch hier jeder Bezirk im bäuerlichen Anzuge eine oder die andere abweichende Eigenthümlichkeit. Das Kostüm der städtischen Bulgaren niederer Klasse unterscheidet sich nur durch die dunkleren Tuchfarben und den Fes. Kaufleute, Aerzte, Lehrer, kurz alles, was zur Intelligenz zählt, trägt sich aber jetzt europäisch. Auch die Tracht der weiblichen Landbevölkerung Bulgariens zeigt auffallende Mannigfaltigkeit und wieder ist es namentlich der Kopfputz, welcher je nach der Landschaft wechselt. Besondere Sorgfalt verwenden beide auf die Stickereien des oben weit geschlitzten, stets reinen weißen Hemdes. Ueber dem engfaltigen Rock aus dickem farbig gestreiften Wollenstoff wird eine in Fransen auslaufende Schürze vorne und oft rückwärts, manchmal solche auch ohne Rock, allein über dem langen Hemde getragen, was bei den hübsch gebauten Mädchen die Körperformen deutlich hervortreten läßt. Rock und Schürzen hält um den Leib ein gewöhnlich reich verzierter Gürtel zusammen. Außerdem behängt sich die Bulgarin mit jedem möglichen Zierath, namentlich mit Blumen-, Münzen- oder Perlenschmuck, doch beinahe immer instinktiv in malerischer, geschmackvoller Weise. Dagegen zeigt die Frauentracht in den Städten durchschnittlich ein unerquickliches Gemenge von nationaler, türkischer und europäischer Mode. Ungraziös im höchsten Grade sind insbesondere die moslimschen weiten, sackartigen Pluderhosen, in welchen die Beine stecken. Das jüngere, im Auslande erzogene Geschlecht hat jedoch mit der alten Ueberlieferung gebrochen und erobert der europäischen Mode ein täglich immer mehr wachsendes Gebiet.

X.

Nahrung und Trank.





Einfach wie er wohnt, lebt in der Regel auch der slawische Landmann. Seine Nahrung ist, wenigstens bei West- und Ostslawen, vorwiegend dem Pflanzenreiche entnommen und bessert sich merklich mit der Annäherung an die deutsche Gesittung. Am üppigsten, wenn man will, lebt zweifellos der Tscheche, da Böhmen, bei seinem Reichthume an Bodenerzeugnissen, den Bemittelten die feinsten Gaumengenüsse bietet; immerhin sind auch beim tschechischen Bauern sogenannte „Mehlspeisen", wie Knödel, Livanzen, Dalken, Buchteln besonders beliebt; an Fest- und Feiertagen kommt noch manch anderes Gebäck hinzu, das mit Zwetschkenmuß („Powidl") oder „Topfen" („saurer Rahm") gefüllt und safrangelb gefärbt wird. An besonderen Festtagen greift der Tscheche zum Fleische. Bei Hochzeiten namentlich wird das Geflügel nicht geschont und ein Gänsebraten darf dann dem Aermsten nicht fehlen. Im Winter genießt man häufig geräuchertes Fleisch und Speck. In den armen Gebirgsgegenden, wo freilich nur wenig Slawen sitzen, sind Haferbrod und Kartoffel die tägliche Kost. Unter den Slawen Mährens genießen die Bewohner der fruchtbaren Hanna auch die reichlichste Nahrung und

halten vier Mahlzeiten im Tage, wobei dem Fleisch sein Recht
wird. Als Frühstück erscheint im Sommer Milch oder Käse
mit Brod, im Winter gesäuertes, mit Speck dick gekochtes
Kraut, Kartoffeln in der Schale und Brod. Das winterliche
Mittagessen bildet eine von geräuchertem (geselchtem) Schweine-
fleisch bereitete Hirsesuppe, Knödeln oder Klöße (Šeška,
Knedliky), Kraut und geräuchertes Fleisch; im Sommer Ein-
brennsuppe, gebackene oder in Milch gekochte Hirse und im
Backofen bereitete dünne Kuchen („Dalken") oder Buchteln.
Rindfleisch tischen selbst Wohlhabende höchstens dreimal in der
Woche auf, Braten oder Geflügel bloß an Fest- und Feier-
tagen, an denen auch frische und dann sehr schmackhafte Mohn-
strizel nicht fehlen dürfen. Zur Erntezeit bäckt man täglich
sehr dünne „Kolatschen", mit Topfen und zerriebenem Leb-
kuchen oder Zwetschkenmuß, auch mit gebackenen und gekochten
Birnen bestrichen, auf einander gelegt und so keilartig ge-
schnitten. Das Vesperbrot besteht im Sommer aus gestockter
saurer Milch (**Keška**), im Winter aus Brod und altem Käse.
Zum Abendessen wird im Sommer kalte Hirse mit süßer Milch
oder Salat verabreicht, zur Erntezeit eine eingebrannte Nudel-
suppe, Gries in Milch gekocht; im Winter Brod, Kartoffeln
und Kraut. An Gemüsen und Hülsenfrüchten findet der Han-
nake, der viel auf Essen und Trinken hält, keinen Geschmack;
mit Vorliebe wendet auch er sich der Mehlspeise zu. Die
sehr intelligenten und thätigen Horaken und Podhoraken sind
in Lebensweise den Tschechen gleich. Die mährischen Kroaten
haben eine zwar einfache aber sehr nahrhafte Kost von Selch-
fleisch, Würsten, Kraut, Klößen, Kuchen und Kolatschen. In
den Sommermonaten begnügen sie sich mittags mit Brod und
Käse, und halten erst abends die Hauptmahlzeit. Hoch geht
es bei Hochzeiten her, wo namentlich auch Nudelsuppe mit
ganzen gekochten Hühnern in der Schüssel aufgetischt wird.

Wahre Paria sind dagegen die sogenannten Walachen oder Gebirgshirten, deren karger Boden bloß Kartoffeln, Kraut, Haide, Hafer und Gerste hervorbringt. Die Besitzer von Schafen haben im Sommer am Schafkäse („Brymsenkäse“) eine Zubesserung der Kost. Nach dem Aufhören der Weide werden die Brakschafe geschlachtet und eingepökelt. Bei Hochzeiten treiben aber selbst diese Armen bedeutenden Tafelaufwand. Das abends eingenommene Mahl bringt Rindsuppe mit Haidekorn, Rindfleisch mit Meerrettig in Milch, Hühnersuppe mit Nudeln und dem Fleische des Huhns, geräucherte Fleischwürste oder fettes Schweinefleisch, mit schwarzer, aus getrockneten Pflaumen bereiteter Tunke, Gries mit Honig und geriebenem Lebkuchen, Hirse in Milch gekocht mit Butter, Erbsen mit geröstetem Speck, Kuchen und Kolatschen. Bei einigermaßen wohlhabenden Brautleuten werden auch Gänse, Enten, Schweins- oder Lammsbraten aufgetragen. Aehnlich giebt es bei den Slowaken nur bei Hochzeiten Suppe, Braten, Kolatschen und Kuchen in Hülle und Fülle; sonst sind Kraut und Kartoffeln die Hauptbestandtheile der Nahrung. Den ungarischen Slowaken dienen Gerste und Hafer als Brodfrüchte und sie wie die Kartoffeln bieten die hauptsächlichste Speise.

Die Gebirgsthäler Schlesiens geben nicht einmal dem Hafer, nur der Kartoffel Gedeihen, und darauf beruht die ganze Existenz. Doch bieten auch die Waldfrüchte so manchen Nahrungsstoff. Die Schlehen, eingekocht oder gedörrt, die Holzbirnen getrocknet oder gar als Tunke zu den Mehlklößen bereitet, sind ein köstliches Gericht für die Armen, ebenso die Vogelbeeren, Waldkirschen und Haselnüsse. Ein Lieblingsessen sind ferner die vielen eßbaren Schwämme, Morcheln, Reisker, Herrenpilze, die theils frisch genossen, theils getrocknet für den Winter aufbewahrt werden. Die Hochzeit feiern die slawischen

[illegible] ebenfalls mit Gepränge. Das Abendmahl beginnt mit Brod und Käse, hierauf folgen Kuchen; jetzt erst kommt die Suppe mit Erbsen. Rind- und Kalbfleisch, in Fett schwimmender Hirsebrei, mit Honig versüßt, hierauf Schweinebraten mit Kraut. Bei der Hochzeitstafel selbst beginnt das Mahl mit Braten, hierauf folgen tüchtig saure Suppe, dann sauer eingemachte Würste, zuletzt mächtige Stücke Rauchfleisch mit Kraut. Die Nahrung der preußischen Masuren besteht gleichfalls vorzugsweise aus Kartoffeln, allerlei Gemüse, rothen Rüben, Pastinak, sowie Brod und Mehlspeisen. Zu den Feiertagen backen die ärmeren Leute ungesäuertes Brod aus Roggen-[illegible]mehl, die Wohlhabenderen große Mengen Weißbrod aus Weizenmehl, nicht selten mit Rosinen gespickt und mit Zucker bestreut. Auch giebt es wenig Familien, die nicht ein Schwein aufziehen, um es gegen Weihnachten zu schlachten. Kälber, Puten, Hühner, Gänse zieht man sowohl zum Verkauf wie zum eigenen Bedarfe, Eier und Butter werden verkauft, die Milch in der Wirthschaft verbraucht. Für den Erlös aus Eiern und Butter handelt man Salz, Reis, Pflaumen, Heringe, Zucker und Kaffee ein. Man sieht, diese Masuren sind schon kleine Sybariten. Dies kann man von den Kassuben [illegible] nicht sagen. Diesen sind Mehlklöße die eigentliche Sonntags- und Festspeise; ihr Nationalgericht ist aber der Wrukenbrei, der bereits morgens auf den Tisch kommt und [illegible] den ganzen Tag nur mit Kartoffeln abwechselt. Beliebt sind außerdem Mehlklümper („Zacirken"), Fische, Krebse, [illegible] (Raguster) und Roggenmehlbrei. Geradezu elend ist aber die Ernährung des Landvolkes in Galizien und Polen. Nicht bloß Fleisch, sondern sogar grob geschrotetes Brod ist hier eine Seltenheit, Erdäpfel und Schnaps die alltägliche Kost. Die Nahrungsansprüche des Góralen sind ungemein bescheiden; ein Stück oft sehr harten Haferbrodes genügt ihm,

und hat er Kartoffeln und eine aus Mehl und gesäuertem Haferschrot erzeugte Suppe (Zur), so ist sein höchster Wunsch erfüllt. Auch die Krakusen genießen Fleisch nur an hohen Feiertagen; selbst von Milchnahrung giebt es zu Hause höchstens Buttermilch und Molken. Im Sommer kennen sie kein Frühstück. Die Aermeren kochen das Essen morgens für den ganzen Tag und bewahren es in heißer Asche oder unter dem Federbette auf. Kartoffeln, ungesäuertes Mehl, Gerstengraupen, Hirsebrei, dann Bohnen, Rüben und Erbsen bilden die Hauptnahrung. Etwas besser leben die übrigen Polen, obgleich beim Landvolke Fleisch auch selten ist. Im Bürgerthume herrscht dagegen die Fleischnahrung vor. Als Lieblingsgericht der Landleute ist weißer Kohlkopf in seiner Eigenschaft als Sauerkraut mit Kartoffeln zu nennen; desgleichen die rothe Rübe, welche das sehr beliebte Nationalgericht, den „Barszcz", eine säuerlich schmeckende Suppe, liefert. Man unterscheidet drei Arten derselben: die gewöhnlichste Gattung ist der Weizenbarschtsch; schon besser mundet der Rübenbarschtsch (Barszcz czerwony, rother Barschtsch), welcher mit einiger Zuthat von Rahm und durch einige Fleischartikel veredelt die dritte Gattung bildet, eine wahrhaft vorzügliche Speise, welche auch auf dem Tische der Edlen erscheint. Ein anderes pikantes Gericht besteht aus gehacktem Fleisch und Reis, die in ein gesäuertes Krautblatt gelegt und mit diesem gedünstet werden. Ganz vortrefflich ist endlich eine Art olla potrida, Bibus genannt, zu deren Bereitung die verschiedensten Fleischgattungen, besonders Wildpret, dienen. Unter den Mehlspeisen erfreuen sich die sogenannten Pirogi nationaler Beliebtheit. Bei den schlesischen Polen werden sie durch böhmische Knödel und deutsche Klöße ersetzt. Brod wird im Westen allgemein aus Roggen, im Gebirge aus Hafer hergestellt, während schon in Ostgalizien der Mais (Malai) an dessen Stelle tritt und die

aus Maismehl bereitete „Mamalyga“ von der Bukowina bis nach Bessarabien tägliche Speise wird.

In Galizien beginnt endlich Anbau und Gebrauch eines Gewürzes, welches man gewissermaßen als Wahrzeichen des Orients betrachten könnte, wenn nicht auch Spanier und Portugiesen dasselbe hochhielten. Durch Galizien, Bessarabien, Podolien, Moldau und Bukowina begleitet uns nämlich der Knoblauch oder wenigstens dessen Geruch. Man sieht ganze Felder damit angepflanzt. Der Bauer findet in ihm Ersatz für den Branntwein, denn das scharfe ätherische Oel des Knoblauchs hat etwas Ermunterndes, Belebendes, Schweißtreibendes. Bei der Reizlosigkeit seiner meist auf Mamalyga beschränkten Kost sieht der Landmann jener Gebiete sich auf die Schärfe des Knoblauchs verwiesen, der ihm zugleich als Heilmittel gegen die häufigen Wechselfieber dient, auch bei Pest und Viehseuchen, bei Skorbut und Cholera in Anwendung kommt. Die Kleinrussen Galiziens bevorzugen wie die Polen den blutreinigenden Barschtsch aus rothen Rüben und genießen Pyroky aus schwarzem Haidemehl mit Käse gefüllt, woran sie saure Milch thun. Die Huzulen nähren sich von Haiden, einfach geröstet oder zu Mehl bereitet, Schwarzbrod, Schafmilch und Schafkäse (Bryndza). Den übrigen Kleinrussen sind „Kascha“, Grütze, und „Schtschi“, d. i. Kohlsuppe, die Hauptnahrung. Letztere spielt auch eine große Rolle bei den großrussischen Muschik. Sie wird je nach der Jahreszeit von frischem oder Sauerkraut bereitet und, wie es die Gelegenheit bietet, durch geräuchertes Fleisch, sauren Rahm oder Milch schmackhafter gemacht. Ein gut zubereiteter Schtschi mundet auch dem verfeinerten westeuropäischen Gaumen. Ueberhaupt ist der Russe wie der Pole ein wahres Genie in der Herstellung von ausgezeichnet wohlschmeckenden und wirklich kräftigen Suppen. Die Russen insbesondere sind ein lecker[illegible]

Volk und lieben die Tafelfreuden, halten sich dabei aber vor
allem an kräftige, äußerst wohlschmeckende Speisen. Dennoch
lebt der gemeine Mann ungemein einfach und genügsam; seine
Nahrung sind hauptsächlich Schwarzbrot von ungebeuteltem
Mehl, frischer oder gesäuerter Kohl, Hülsenfrüchte, Zwiebel,
Gurken, Pilze und gesalzene Fische. Fleisch ist Festmahlspeise
und wird meist nur geräuchert der Kohlsuppe hinzugefügt.
Die in Rußland wachsende kleine rundliche Gurke schätzt der
Landmann sehr hoch und verzehrt sie entweder ganz roh oder
nur sehr wenig gesalzen als große Leckerei. Aus Buchweizen,
Gersten- oder Hirsengrütze (Kåscha) bereitet man ein ständiges
Wintergericht. Die beliebteste Festtagsspeise bleibt auch in
Rußland der „Piróg“, eine Art Pastete. Eine Hülle von
Teig wird mit Fleisch, Fisch, Grütze, gelben Rüben oder ge-
hacktem Kohl gefüllt und in Fett gebacken; der Fastenpirog
enthält gewöhnlich Pilze und muß in Oel gebacken sein. Ruß-
lands ungeheurer Reichthum an Schwämmen wird zu treff-
lichen Speisen verarbeitet; im Sommer frisch, im Winter ge-
trocknet oder gesalzen. Echt nationale Gerichte sind ferner
nebst dem auch in Rußland verbreiteten Barschtsch aus rothen
Rüben: die „Botwinja“, eine kalte Suppe aus gesalzenem
Fisch, Gurken, Zwiebellauch, geschnittenen rothen Rüben und
Kwaß bereitet; und die säuerlichere „Akróschka“, gleichfalls
kalt, und von der Botwinja nur durch ihren Hauptbestand-
theil, fein geschnittene Fleischstückchen, unterschieden.

In der südslawischen Küche spielt Fleisch in der Nahrung
eine etwas größere Rolle, namentlich in Serbien. Noch in
Krain ist beim slowenischen Landvolke, besonders in Inner-
krain, Fleisch ein Leckerbissen; bloß von den Abfällen des zum
Verkaufe geschlachteten Borstenviehs macht sich der Bauer
einige gute Tage und versteht daraus sehr gute Würste zu
bereiten, eine Lieblingskost. Sonst ist die wichtigste Volks-

nahrung Haiden, dann Hirse, welche die beliebte Kascha (Hirsebrei) giebt, Kraut und Rüben, im Gebirge Hafer und Waldobst. Roggen- oder Weizenbrod trifft man in Innerkrain, dem armen „Dürrenkrain“, bei kleinen Grundbesitzern oft wochenlang nicht; überhaupt ist hier die Lebensweise am elendesten. Im Innern Istriens ist Mais des Landmannes Hauptnahrung. Das auf der Handmühle gemahlene Mehl wird entweder zu Kuchen verbacken, die frisch gar nicht übel schmecken, altgebacken aber steinhart sind, oder als „Polenta“ ganz ordinärer Gattung bereitet. Fleischgenuß ist auch hier eine Seltenheit; nur Bemittelte schlachten zuweilen Schweine. Die in ihrer Lebensweise sehr bescheidenen dalmatischen Slawen nähren sich an den Küsten von kleinen Seefischen und in der Fastenzeit von einer Gattung Stockfisch. Salat, Feigen, Melonen werden namentlich von den unbemittelten Volksklassen genossen, und zur Reifezeit der Feigen nähren sich ganze Ortschaften von dieser Frucht. Getreide baut man nicht hinreichend und muß es aus Ungarn und der Türkei einführen. Im Gebirge sind Milch, ein kleiner schwarzer Käse und luftgetrocknetes Schaffleisch die Hauptnahrung.

Vergleichsweise üppig leben die ungarischen Slawen. Bei den oberen Kroaten, in den Komitaten Oedenburg und Wieselburg, ist die Nahrung ergiebig und gut; mindestens an Sonn- und Feiertagen essen sie Fleisch, sonst Mehlspeisen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Rüben. Bei den unteren Kroaten der Komitate Eisenburg, Szala, Sümeg kommt dagegen Fleisch selten vor, gewöhnlich nur Mehlbrei, mit Kraut oder Topfen gefüllte Krapfen oder „Masrica“ und andere Mehlspeisen, Kürbisse, gedörrtes Obst. Das Brod ist eine Mischung von Hafer, Mais und Haiden. Im eigentlichen Kroatien sind namentlich halb getrocknete Käsesorten eine gute, gesunde, vom Landvolke häufig genossene Nahrung, ebenso ein weicher

Quarkkäse, der im Hofe der Häuser in Körben aufgehängt und an der Luft getrocknet wird. Die allgemein gebräuchliche Rollgerste wird in jedem Hause auf der Handschrotmühle erzeugt. Hirse und Haidegrütze, besonders Kürbisse sind bei allen Klassen beliebte und letztere in der ehemaligen kroatischen Militärgrenze nebst Krautkopf die Hauptnahrung des Landvolks. Ebenso geschätzt ist die Zwiebel, die auch in Slawonien neben Knoblauch und weißem Kopfkohl der Bauer in Menge verzehrt. In Kroatien wie in Slawonien erscheinen jedoch auch Schweinefleisch und Geflügel, namentlich Truthühner, als gewöhnliche Fleischnahrung des Landvolkes, und Mostwurst ist ein Lieblingsessen; ebenso geräucherte und luftgeselchte Karpfen. Desgleichen genießen die Serben nebst Mais und Bohnen besonders Schweinefleisch und Speck. Im Bereiche des Islâms, in Bosnien und der Herzegówina ist der Hammel das gewöhnlichste Fleischthier. In Bulgarien bildeten bislang Kartoffel, Getreide und ganz besonders Zwiebeln die Hauptnahrung.

Indeß, nicht bloß was die slawischen Völker essen, auch was sie trinken, erheischt ein paar Worte der Betrachtung. Daß der Russe und Pole im allgemeinen kaum anders gedacht wird, als mit der Branntweinflasche am Munde, ist, wie schon einmal angedeutet, eine der verbreitetsten Vorstellungen. Ihre Vorliebe für gebrannte Wasser ist auch keineswegs in Abrede zu stellen. Ja, fast alle slawischen Völker fröhnen mehr oder weniger leidenschaftlich dem Branntweingenusse. Selbst den westlichsten Slawen ist derselbe nicht fremd, in den unteren Schichten der tschechischen Bevölkerung noch sehr verbreitet. In Mähren genießen ihn die Hannaken wie die Kroaten, jedoch mäßig; desto mehr die Gebirgshirten, die Walachen und die Wasserpolen im anstoßenden Theile Schlesiens; diese ziehen vollends den Branntwein allen sinnlichen Genüssen vor;

aber selbst die dortigen Deutschen verschmähen den Trunk nicht. Die mährischen Slowaken bereiten in obstreichen Jahren in freilich sehr primitiver Weise aus Pflaumen den „Sliwowitz“. Er ist beliebter und verbreiteter als Bier, besonders aber sind die ungarischen Slowaken und die Ruthenen dem Branntweinteufel verfallen. In Polen ist Schnaps bei Hoch und Niedrig sehr beliebt, und daß er auf den Muschik in Rußland einen höchst schädlichen Einfluß übt, zumal die Hinzufügung scharfer Stoffe ihn noch verderblicher macht, ist außer allem Zweifel. Verschiedene Umstände fördern übrigens den Schnapsverbrauch, darunter nicht zum wenigsten die fast ausschließliche Pflanzenkost in einem Klima, welches dringend eine kohlen= und stickstoffhaltige Nahrung erheischt. Den Mangel der Kost muß das Getränk ersetzen, daher denn mit der geographischen Breite die Trunksucht zunimmt. Zudem stand dem Muschik früher kein anderes Getränk zu Gebote, als der Branntwein (wódka, Wässerchen). Albin Kohn, ein Schriftsteller, welcher als Verbannter in den sibirischen Bergwerken jahrelang Strafarbeit verrichtete und daher kaum in den Verdacht der Schönfärberei gerathen dürfte, bemerkt übrigens sehr treffend: wer das ganze englische Volk nach dem „Gin“, das deutsche nach dem Bier, das es vertilgt, beurtheilen wollte, würde sich an der Wahrheit ebenso versündigen wie der, der die Russen durch das Wort Wódka charakterisirt. Weniger ist Schnaps bei den Südslawen zu Hause. Zwar erzeugen auch Kroaten und Serben aus Pflaumen ihren Sliwowitz und der Dalmatier aus Steinweichsel den köstlichen Maraschino, selbst der Bulgare erfreut sich am „Raki“, denn daß dieser ihm erst im letzten Orientkriege durch die Russen bekannt geworden sei und er sich bis dahin mit „Ochsenschnaps“, Wasser, begnügt habe, ist zu bezweifeln gestattet. Allein keineswegs und nirgends bilden die gebrannten Wasser das ausschließliche

Volksgetränk. Bier spielt im Norden, Wein im Süden daneben eine sehr beträchtliche Rolle. Die böhmischen Biere sind alt und weltberühmt; in Mähren erlangte schon im vierzehnten Jahrhundert das Iglauer Bier einen vorzüglichen Ruf. Die Hannaken trinken beinahe ausschließlich Bier, das überhaupt immer mehr Boden gewinnt. Ihm gegenüber tritt der Weinverbrauch stark zurück. Nur die mährischen Kroaten genießen zuweilen Wein, sehr selten Bier. Dieses wird jetzt auch in Polen häufig getrunken. Schon hier, etwa in Krakau, beginnt aber ein anderes Getränk, dessen Gebrauch gegen Osten hin immer allgemeiner wird und in Rußland unter der Arbeiterbevölkerung der Städte immer mehr zunimmt, dem Branntweine zur heilsamen Konkurrenz. Es ist dies der Thee. Davon hat der Deutsche überhaupt keinen Begriff. Der Russe trinkt nämlich nur Thee, reinen Thee, den Thee „an sich“, d. h. ohne jedwede andere Beimischung und nur in allerbester Sorte. Und zwar trinkt er Thee und zu jeder Tageszeit, morgens anstatt des Kaffees, nach Tisch, abends. Er trinkt Thee, wie man in Deutschland Bier trinkt, d. h. unter Umständen 8—10 Gläser. Er trinkt ihn aber auch abweichend vom Deutschen und Engländer nicht aus Tassen, sondern aus Gläsern. Wer auf Reisen geht, nimmt seinen Theevorrath mit sich, und das setzt der Gastwirth unterwegs auch voraus. Morgens erhält jeder Gast seinen „Samowar“ mit heißem Wasser nebst dem dazu gehörigen Ausziehkännchen und Glas, das Uebrige ist seine Sache. Der Samowar ist das erste Geräth, das zu einer neuen Wirthschaft gehört; häufig mag es wohl das einzige sein. Jedenfalls ist der Samowar und das Gebräu, welches man in ihm erzeugt, der „Tschai“, der Thee, das Hauptwort der russischen Sprache. Daneben ist „Kwaß“, ein säuerliches Halbbier, das verbreitetste Getränk. Er ist, wenn gut be-

reitet, kühlend, durststillend und wohlschmeckend, wird aber nach sehr verschiedenen Rezepten gemacht: bald aus Roggenmehl und Malz, bald aus Kleie und Mehl, bald aus Schwarzbrod und Aepfeln, die man im Wasser gähren läßt. Verschiedene Zuthaten erhöhen dann den Geschmack der unschuldigen Flüssigkeit.

Der Weingenuß, im Norden wenig verbreitet, beginnt im Süden, wo fast allenthalben die Rebe fortkommt, schon in Krain; doch genügt der Weinbau hier noch nicht für den eigenen Bedarf. Die istrischen Slawen verkaufen den Wein, welchen sie in ansehnlicher Menge ziehen, schütten jedoch Wasser auf die Träbern, und das hieraus durch Gährung erzeugte Getränk, als vino piccolo bekannt, ist kein unangenehmes Erfrischungsmittel. In Dalmatien trinkt der Aermste wie der Reichste Wein, nur die Gebirgsgegenden machen eine Ausnahme. Die Weine sind alle stark und geistig, man kann ihre Güte und Stärke nach der Farbe beurtheilen; je dunkler, desto stärker. Auch die Serben trinken ihren Eigenbau. Am stärksten wird der Weinbau in Syrmien betrieben und hier überall, wie in der ehemaligen Militärgrenze, ist Wein der gewöhnliche Volkstrunk.

Man sieht, die slawischen Völker verfügen über gar mancherlei Getränke. Daß darunter auch der Branntwein eine hervorragende Stellung einnimmt, ist sicherlich tief beklagenswerth, aber beileibe keine slawische Eigenart. Denn in diesen Geschmack theilen sich bekanntlich noch gar viele andere Völker selbst unseres Erdtheiles, wie, um nur einige zu nennen, Skandinaven, Briten, Irländer und deren Nachkommen in Nordamerika.

XI.

Slawische Hausindustrie.





Bei den fortgeschrittensten Kulturnationen begegnet man Hausindustrien kaum mehr in nennenswerthem Maßstabe und bloß ausnahmsweise. Denn bei ihnen hat das geordnete Handwerk, oder gar der ins Große gehende Manufakturbetrieb die bescheidene Hausindustrie einer geringeren Gesittungssphäre längst verdrängt. Vergeblich suchen wir diese also in Westeuropa, wo die einfachsten Bedarfsgegenstände den entlegensten Winkeln aus besonderen Werkstätten zufließen; wohl aber treffen wir sie noch bei den slawischen Völkern. Hier läßt sie sich zum Theile noch in ihrer Vollkraft beobachten. Ich sage: zum Theile, denn auch unter ihnen sind schon gar manche Abstufungen in der Ausübung der altherkömmlichen Hausindustrie eingetreten. Nicht überall hat sie sich in gleichem Maße erhalten, am besten natürlich dort, wo ihr die gleichhobelnde europäische Gesittung noch nicht feindlich entgegentrat. Die westlichen Slawenländer Böhmen und Mähren oder Schlesien weisen nur mehr oder weniger verwischte Spuren der slawischen Hausindustrie auf, welche sonst überall einen gemeinsamen Charakter trägt. Aus Böhmen ist so gut wie gar nichts mehr davon zu melden; Mähren hatte auf der Wiener

Weltausstellung 1873 noch Muster seiner nationalen Hausin-
dustrie ausgestellt. Die Gegenstände betrafen meist die Tracht,
die man für Mann und Weib im Lande immer noch im Hause
selbst anfertigt. Außerdem bemerkte man bei den Hannaken ver-
schiedene Trink- und Eßgefäße, bei den Kroaten irdene Krüge,
auch ausgenähte und blau gedruckte Betttücher, während die
Walachen ein Hirtenrohr, dessen Ton bei günstigem Wetter
bis auf drei Wegestunden vernehmlich ist, hübsch geschnitzte Reise-
fläschchen, Holzschüsseln, Kochlöffel, Taschen- und andere Messer
lieferten.

Das Gebiet der slawischen Hausindustrie beginnt in Polen,
insbesondere in Galizien, bei den Bergpolen, dann bei den
Ruthenen. Vorzüglich aber blüht sie bei den Russen sowie
den Südslawen, Slowenen, Kroaten, Serben und Bulgaren.
Sie alle besitzen eine reiche Hausindustrie, die von verständ-
nißinniger Hand mit der Kunstindustrie versöhnt, wahre Fund-
gruben der schönsten und originellsten Motive für letztere ab-
giebt. Hier in der Heimath der altslawischen Familienordnung,
der Hausgenossenschaft, entwickelte sich auch die Hausindustrie zu
einer sonst ganz unbekannten Höhe, so daß z. B. in Rußland
die ganze Strömung der vom Westen eingeführten Kunstin-
dustrie von ihr die charakteristischen Kennzeichen übernehmen
mußte und sich dergestalt aus dem fremden Schützling ein ganz
nationales Gewächs herausgestaltete. So werden in Archangelsk
an der Meeresküste aus Walroßknochen Schnitzereien ange-
fertigt, welche mit den berühmten Geislinger Arbeiten wett-
eifern. Im Spitzenklöppeln leisten verschiedene Gegenden Aus-
gezeichnetes, die Leinwand des Gouvernements Jaroßlaw ist
eben so berühmt wie die wollenen Tücher aus Orenburg, ein
so feines Gewebe, daß man einen Shawl, in den eine Dame
sich vollständig einhüllen kann, durch einen Fingerring zu ziehen
vermag. Das vorzügliche russische Juchten ist weltbekannt

und wird vielfach nachgeahmt, aber nicht erreicht. Die prächtigen Lederstickereien aus Torschók sind in ganz Westeuropa berühmt und die russische Schuhmacherarbeit genießt wohlverdienten Ruf.

Diese in einzelnen Zweigen an das Kunstgewerbe streifende Haus-, oder richtiger Dorfindustrie ist in Rußland uralt und hatte es schon vor mehr als zweihundert Jahren zur Ausfuhr gebracht. Sie wird begünstigt durch die stellenweise noch mangelhaften Verkehrswege, die langen russischen Winter, die jegliche Feldarbeit ausschließen, und namentlich, im unfruchtbaren Norden, durch die Unmöglichkeit, allein von der Landwirthschaft zu leben. So ist denn die Hausindustrie in Rußland mit der Landwirthschaft enge verbunden. Ihr eigener Betrieb hat sich nun so gestaltet, daß ein Dorf oft ausschließlich diese, ein anderes ausschließlich jene Waare erzeugt. So nimmt in dem industriereichen Gouvernement Wladimir unter den Hausindustrien, die dort Hunderttausende von Händen beschäftigen, das Kürschnergewerbe eine wichtige Rolle ein, dessen Hauptsitz das Dorf Pustosch ist. Dabei hält sich aber der einzelne Bauer durchaus nicht sein ganzes Leben mechanisch an das Verfertigen einer Art Gegenstand; im Gegentheil, er wechselt mit Vorliebe und erweist sich gleichmäßig geschickt im Bemeistern der verschiedensten Handwerke. Ja, in der Regel verfertigt er sich fast alle seine Bedürfnisse selbst und stellt in vielen Städten, ohne jegliche städtische Berührung, einen kunstfleißigen ländlichen Handwerker dar. Nicht selten ist solch ein Mann Schlosser, Schmied, Maurer, Zimmermann, Gerber, Weber, Schuhmacher, Färber u. dgl., der zugleich in ihrer Art kunstvolle Arbeiten herstellt. Einen etwas verschiedenen Charakter zeigt die Hausindustrie in Galizien. Sie wird dort entweder von der bäuerlichen Bevölkerung, als Ergänzung der Feldarbeit, betrieben, oder es befassen sich an gewissen be-

deutenderen Wohnorten im flachen Lande ganze Reihen von Familien mit der ausschließlichen Ausübung gewisser Gewerbe, ohne am landwirthschaftlichen Betriebe theilzunehmen. Der Charakter der Hausindustrie bleibt aber dabei gewahrt, denn die produktive Thätigkeit hat ihren Sitz im Wohnhause aufgeschlagen, alle Mitglieder der Familie betheiligen sich daran und eine kaufmännische Regulirung des Unternehmens fehlt fast gänzlich. Ich darf darnach den geneigten Leser wohl zu einem flüchtigen Streifzug durch die einzelnen und wichtigsten Zweige der slawischen Hausindustrie einladen.

Der große Waldreichthum im Innern Rußlands sowie der südslawischen Länder führte in beiden Gebieten von selbst zu einer reich entwickelten Holzindustrie. Darin stehen nun die Russen hoch über den Südslawen, ja vielleicht unerreicht da. Der Südslawe beschränkt sich mehr oder weniger auf kleine Sachen und leistet darin allerdings oft Tüchtiges; er erzeugt allerlei Haus- und Küchengeräthe, musikalische Instrumente, Feldwerkzeuge, Hauseinrichtungsgegenstände, Fässer u. dgl. Alles dieses leistet der Russe auch, daneben geht aber seine Holzindustrie ins Große und schafft namentlich architektonische Werke von geradezu musterhafter Schönheit. Jeder Russe ist ein geborner Zimmermann und versteht in wenigen Wochen ein Haus zu errichten. Der Muschik kommt mit dem Handbeile auf die Welt, und bloß mit Axt und Säge geht er an das Schaffen hölzerner Bauwerke, die in ihrer vollendeten, ungesuchten, ohne weitere Ansprüche streng dem behandelten Material sich anschmiegenden Schönheit den höchsten künstlerischen Genuß gewähren. Ein eigenartiger Stil, der russische, dem der gewiegte Viollet-le-Duc ein eigenes Buch gewidmet hat, ist der russischen Holzarchitektur, vom Landsitze der Vornehmen, der „Datsche" in der Umgebung der großen Städte, bis herab zum unscheinbaren, rauchgrauen

Hause des Muschiks eigen. Bekannt sind ferner die schönen Holzschnitzereien, die im Gouvernement St. Petersburg und anderwärts, wenn auch nicht in gleicher Vollendung hergestellt werden. Die in ganz Rußland sehr verbreitete Holzwaarenindustrie umfaßt Fässer, Leisten, Holznägel, „Dugi“ (d. h. die an den russischen Wagen die Gabel zusammenhaltenden, oberhalb des Pferdes befindlichen Holzbogen), Teljägengestelle, Birkenholzgefäße und überhaupt alle möglichen gröberen Holzgegenstände.

Wie der Russe, besitzt der Pole ebenfalls viel Anlage zur Bearbeitung des Holzes und versteht nicht nur das primitive Zimmermannshandwerk selbst auszuüben, sondern besitzt, in Galizien wenigstens, eine eigentliche Hausindustrie für Holz. Hauptzweig ist die Schnitzerei, von welcher Jaworów bei Kossow in Galizien reich verzierte Gegenstände des Haushaltes, als Branntweinfäßchen, Eierbecher, hölzerne Flaschen u. dgl. m. liefert, die man unbedingt als mustergültig bezeichnen muß. Ein Kenner, wie Professor W. F. Exner in Wien, ist geneigt, dieselben den ostasiatischen Sandelholzschnitzereien an die Seite zu stellen. Die figurale Holzschnitzerei leistet trotz des ausgesprochenen Talentes, namentlich der Karpathenbewohner, bis nun wenig. Dagegen ist die weitverzweigte Löffelschnitzerei von Bedeutung und bietet bei unbegreiflicher Billigkeit den angenehmen Eindruck äußerst exakter Form der Waare. Im Möbelbau endlich leistet das Dorf Kalvaria, unfern von Krakau, Hervorragendes. Freilich werden darin die Polen von den Russen mit ihren reizenden Hausmöbeln noch übertroffen. Man erkennt bei diesen wohl denselben ursprünglichen Typus, wie ihn die Hausmöbel der Südslawen und hie und da am Lande auch jene der Böhmen und Polen tragen; aber der hervorragend architektonische Sinn der Russen hat die ursprünglich gemeinsame Grundidee ent-

wickelt und sie so reich und geschmackvoll verziert, daß diese Möbel ihr besonderes Nationaleigenthum geworden sind. Wer solche Möbel sieht, wird wohl zugeben müssen, daß hier die Hausindustrie der Kunstindustrie auf eine Weise vorgearbeitet und die Wege geebnet hat, wie sich der geläutertste Kunstgeschmack nicht besser wünschen kann. Allerdings weiß man in Rußland diese, ich möchte sagen Naturgaben, auch trefflich auszubeuten. Nicht nur bilden die Erzeugnisse der häuslichen Holzindustrie den Gegenstand sehr lebhafter Ausfuhr bis Persien und Indien, sondern es bemächtigten sich ihrer auch Comfort und Luxus und brachten durch Verarbeitung theuerer Stoffe in nationalem Stile die naiven Motive zum künstlerischen Bewußtsein und reicherer Entwickelung.

Einer ähnlichen Begünstigung erfreut sich die häusliche Holzindustrie der Südslawen nicht. Ihre Leistungen sind auch dem entsprechend schwächer. In Bulgarien z. B. herrschen die Zinzaren oder Makedowlachen (Kutzowolachen), ein nichtslawischer Volksstamm, auf dem Gebiete der Bauführung. In Bosnien aber waren vormals Zimmermann und Schreiner gewöhnlich in einer Person vereinigt. Man verfertigt gute Holzgefäße, Koffer- oder Truhenarten. Am Beli-Vid in Bulgarien stieß Felix Kanitz auf eine Holzschnittwaarenfabrikation im großen Stile und auf eine Menge Brettersägen, dann an mehreren Orten auf Holzschnitzerei, welche z. B. in Trojan treffliche Schaufeln aus hartem Holze zu außerordentlich billigem Preise liefert. Zu Travna finden sich indeß auch Proben einer höheren Kunst trefflicher Holzschnitzer, deren einen F. Kanitz der Bezeichnung eines bulgarischen Veit Stoß würdigt.

Reich und voll von charakteristischer Schönheit sind auch die slawischen Thonwaaren in ihren so einfachen und doch so stilvollen Formen, die lebhaft an die antiken Gefäße er-

innern, wie in ihren mit feinem Kunstsinn angebrachten Farben und plastischen Ornamenten. Schon in Galizien ist die Töpferei geeignet Erstaunen und Bewunderung hervorzurufen; das gemeine Thongeschirr von schwarzer Farbe und amphorenartiger Gestalt bis zum bunten Teller, Leuchter, Lampenfuß u. dgl. ist in der Regel von vortrefflicher Beschaffenheit in technischer Hinsicht. Westeuropäische Fachleute würden sich aber ganz besonders über die durchsichtigen und opaken Glasuren der galizischen Bauerntöpfer wundern. In Rußland ist jeder Bauer ein geschickter Töpfer und fertigt sich ohne Drehscheibe aus schwarzem Thon zierliche Koch- und Trinkgeschirre; dabei sucht einer den andern durch Entdeckung und Erfindung neuer und zierlicher Formen zu überbieten. In Bulgarien beschränkt sich die Keramik auf Herstellung von Thongeschirren, welche in jeder Stadt zahlreiche „Tschumlektschi" (Töpfer) mit freier Hand im Wege der Dreharbeit verfertigen; doch giebt es auch Städte und Gegenden, wo die Erzeugung besonderer Artikel einen Hauptindustriezweig bildet. Die Grundform der Gefäße ist jener der antiken griechischen oder römischen ähnlich, aber die Ausschmückung weicht stark davon ab. Technisch zeichnen sich die verschiedenen Anstriche durch ihre glatte Oberfläche aus; sie springen nicht. Das Brennen wird in einfachen Oefen mittelst Holzfeuerung vorgenommen. Rustschuk bildete ehemals den Mittelpunkt eines berühmten Industriezweiges, der Erzeugung von Pfeifen und Kaffeetassen aus mürbem Graphitthon, welche daher wenig Dauerhaftigkeit besitzen; doch erfreuen sich die Pfeifen wegen ihrer Porosität eines guten Rufes. In Bosnien aber liefert die vorzügliche Thonerde als bekanntesten und verbreitetsten Handelsartikel den Tschibuk, dessen massenweise Herstellung viele Familien beschäftigt. Im übrigen besitzt der Bosnier ausgesprochene Abneigung gegen alles Zerbrechliche und verlegt sich daher

weniger auf Keramik; doch werden Töpferwaaren mit geringen, unbedeutenden Abweichungen der klassischen Formen und zwei Gattungen sehr starker und dabei wohlfeiler Geschirre hergestellt; die eine gröbere Art hat gewöhnlich grüne oder rothe Glasur, die andere ist eine Art Terracotta. Die Terracottawaaren haben sehr gefälliges Aussehen, mit rother und brauner Malereiverzierung.

Die Vorliebe der Bosnier wie der Bulgaren für alles Dauerhafte, welche sie mit den Türken theilen, begünstigt sehr die Metallindustrie, denn die bosnische Haushaltung verwendet überall Kupfersachen. Beinahe alles Tischgeräth: Trinkgefäße, Krüge, Teller, Schüsseln, Tassen, Dosen sind aus Kupfer und dann größtentheils mit Zink überzogen, bei den Reicheren mit Silber, was die schönste Wirkung hervorruft. Daneben verarbeitet man auch viel Eisen und stellt manche Werkzeuge und Geräthschaften, z. B. ausgezeichnete Sensen, Sicheln, früher auch Hieb- und Stichwaffen, ja selbst Schießgewehre mit einiger Vollkommenheit her. Doch haben die Waffenschmiede, gleichwie in Serbien und Bulgarien, schon seit Jahren angesichts der europäischen Konkurrenz ihre Arbeit eingestellt. Dennoch ist, obgleich im Niedergange begriffen, die südslawische Metallhausindustrie nicht zu unterschätzen. Sehr schön sind die in winziger Kleinheit bis zur Handschargröße fabrizirten Messer der Serben in der Militärgrenze, berühmt auch die Messerschmiede (Nošovi-Kovači) Gabrowos in Bulgarien. Dort erzeugen zahlreiche Gürtler, namentlich aus Messing, Zink u. s. w. eine Menge Gegenstände für den Hausrath und Frauenputz, den sie theilweise primitiv emailliren und mit falschen Steinen besetzen. Angebornes Geschick für Metallarbeiten besitzt der Russe. Wo ein Bauer ein Stück Eisen, einen alten großen Nagel auffinden oder stehlen kann, ist er glücklich, und bereitet daraus Feilen, Bohrer,

Zangen, Hämmer und was er sonst nöthig hat. Viele Gouvernements thun sich durch eine ganz bedeutende Hausindustrie in Metallwaaren hervor. Jaroßlaw bringt Waschbecken aus Blech, und Sensen, desgleichen Wladimir, dessen Sicheln und Sensen in ganz Rußland bekannt sind und deren Fabrikation sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, ferner Messer und Schlösser, während Nischnij-Nowgorods Messerschmiedewaaren, seine Messer, Scheren, Dolche u. s. w. sogar von englischen Fachgenossen bewundert werden. Tula endlich glänzt geradezu durch seine hervorragenden, kunstgewerblichen Erzeugnissen nahe kommenden Metallwaaren, wie Leuchter, Gitter, alle Arten Schlosser- und Messerschmiedearbeiten u. dgl., sowie durch die nach ihm benannten Tulaarbeiten, die übrigens aus Georgien stammen.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der Russen sind die wundervollen vergoldeten Gegenstände aus Silber mit Zellen- und Grubenschmelz, die Feinheit der Arbeit und wohlthuende Farbenharmonie auszeichnen. In dieser Art Leistung, zumeist das Werk von Frauen, stehen nach einstimmigem Urtheil die Russen in Europa unübertroffen da. Es handelt sich hier um ein wahres Kunsthandwerk, welches silberne und goldene Schmucksachen, namentlich auch Filigranarbeiten umfaßt. Unter den Südslawen verdienen auf diesem Gebiete die Bosnier allein einige Beachtung. Der bei ihnen sehr beliebte Frauenschmuck besteht hauptsächlich aus Filigransachen, welche in letzter Zeit sogar zur Ausfuhr kamen. Nebst Ohrgehängen, Nadeln, Knöpfen, hat man auch Kelche, Kaffeetassen, Dosen u. dgl. mit Silberfiligran belegt. Sie verstehen es sehr geschickt, das Holz mit Silberfäden auszulegen und in dieser Art beispielsweise Mundstücke mit Verzierungen, ja mit Namen, Sinnsprüchen und Jahreszahlen zu schmücken. In der Herzegowina arbeiten die Goldschmiede nach plumpen europäischen

Mustern oder liefern Filigranarbeiten ohne Bedeutung. In [illegible]n Bulgarien erfreuen sich die Silberfiligranarbeiter (Kolundžiji) [illegible] i) von Vraca besonderen Rufes, doch droht der ausländische [illegible]he Flitter den heimischen solideren Messing- oder Silberschmuck [illegible]ck gänzlich zu verdrängen. Uebrigens zeigt die weitverbreitet[illegible]ete Gold- und Silberschmiedekunst der Bulgaren nur sehr selte[illegible]ten künstlerische Leistungen.

Ein Kunsthandwerk in ihrer Art ist in Bulgarien d[illegible] die meist kirchlichen Zwecken dienende *Bildnißmalerei*; do[illegible]och giebt es einzelne Meister, deren Werke weit und breit i[illegible] im Lande berühmt und mit Vorliebe zur Ausstattung auch vo[illegible]vor- nehmerer Häuser gesucht sind. In Rußland bildet die Heiligen- bildnißmalerei einen besonderen Zweig der Hausindustrie. Die Bilder (Ikony), werden auf Holztafeln, meist Linden- tafeln, von Bauern, und zwar in solcher Theilung der Arbeit gemalt, daß einzelne nur Hände und Füße, andere das Ge- sicht, die Dritten die Gewandung u. s. w. malen. Dieses Geschäft ist in Rußland uralt und wird vornehmlich im Gouvernement Wladimir betrieben. Ebenso kunstreich sind die *Flechtereien*, welche in Rußland besonders Mädchen anfertigen und wozu man selbst gefärbte Stricke, Stroh oder Binsen verwendet. Man stellt so geflochtene Teppiche, Gürtel u. dgl., mit den schönsten symmetrischen Figuren geziert, dann Gegenstände des Alltagsbedarfes her. So sind in Weiß- rußland die „Lapty" oder Bastschuhe ein Erzeugniß der Haus- industrie, hauptsächlich der Bauernknaben. In Galizien erzeugt man zu Morawica vorzügliche Strohhüte.

Auch die verschiedenen Zweige der *Lederindustrie*, welche Reizendes und Charakteristisches zugleich aufweist, be- schäftigen viele Hände. Jeder russische Bauer ist zugleich *Gerber*; sein Leder entspricht allen Anforderungen und zeichnet sich durch eigenthümlichen Geruch aus. Der russische

Juchten ist weltbekannt. Das Leder wird meist aus Pferdehäuten verfertigt, da die anderen Felle mehr zu Pelzwerk verwendet werden. Der Muschik ist natürlich auch Schuhmacher und fertigt seine Fußbekleidung, die meist sehr plumpen und dicken Stiefel, selbst an. Mehr Fleiß verwendet er auf die oft sehr niedlichen Frauenschuhe. Das Zurichten der Häute für die Ausfuhr bildet auch einen Hauptzweig der bulgarischen Industrie. Viel Leder wird in der Herzegówina verarbeitet zu den zahllosen traditionellen Abarten der morgenländischen Beschuhung, Sätteln und Sattelzeug aus einheimischem Saffian mit bunter Verzierung, Riemerarbeiten, darunter den charakteristischen breiten Leibgürtel (Silah), worin der Herzegowze sein Um- und -Auf bewahrt. Seltener sind hier die Kürschner, deren Gewerbe in Bosnien bis vor der österreichischen Besetzung blühte, weil Frauen und Männer Sommer und Winter als Feiertagsgewänder pelzverbrämte Kleider trugen. Die Pelze werden gerne verschiedenartig verziert, und es lohnt reichlich die Mühe, die stattlich aufgeputzte „Torba“ (Tasche) eines reicheren kroatischen Bauern mit genauer Aufmerksamkeit zu prüfen oder die bunten Lederornamente eines Frauenpelzes zu untersuchen. In Galizien wird schon der gemeine Schafpelz ornamental reich ausgestattet, und nicht nur der Bauer mit seiner Familie betreibt diese Hausindustrie, mitunter fertigt auch der Dorfgeistliche sich seinen „Keptar“ (Schafpelz) selbst an. Ein ausgesprochener Zweig der Hausindustrie ist natürlich auch das Stricken. Dasselbe beschäftigt in Bosnien und Bulgarien viele weibliche Hände. In letzterem Lande stricken die Klosterfrauen feine, die Weiber aus dem Volke gröbere, dauerhafte Strümpfe und Handschuhe, alle in geschickter Farbenmischung und geschmackvoller Ornamentik.

Der Glanzpunkt der slawischen Hausindustrie im allgemeinen

ist zweifelsohne das Gewebe, das Gespinnst und die Stickerei. Schon in ältester Zeit hatte dieser Zweig [illegible] einen hohen Grad von Vollendung erreicht und seit jeher [illegible] trieben die Slawen so lebhaften Handel mit Leinwand, daß [illegible] bei ihnen der Ausdruck für Linnen und Zahlen zusammenfällt [illegible] (im Tschechischen z. B. platno und plat). Mit der Textil[illegible]industrie beginnt das eigentliche Feld des häuslichen Gewerbe[illegible]gefleißes in den slawischen Landen und sie weist hier gro[illegible]ße Mannigfaltigkeit auf. Bei ihr kommt es häufiger als i[illegible] in anderen Gruppen der Hausindustrie vor, daß nur für d[illegible]ie Bedeckung des eigenen Bedarfs, für Verkaufszwecke oder B[illegible]estellung aber gar nicht gearbeitet wird. Sie wendet sich [illegible] in erster Reihe der Bekleidung zu, welche fast allerwärts f[illegible] Mann und Weib zu Hause verfertigt wird. Die daran wesentlich betheiligten Frauenhände machen nicht selten den Bauernrock aus der Wolle des eigenen Schafes durch Verspinnen, Weben, Nähen und Steppen fertig, und diese selbständige Bekleidungskunst erstreckt sich vom gesteppten und gestickten Hemde bis zur tuchenen Guba und dem reich verzierten Schafpelz. Hand in Hand geht nämlich mit der Herstellung der Stoffe deren Färben und die Ausschmückung der Kleidungsstücke durch Stickerei, wobei mitunter wahre Meisterstücke der Handarbeit in technischer und künstlerischer Beziehung entstehen.

Ein Hauptgegenstand der Hausindustrie in Rußland wie in Polen und den Süddonauländern sind die Leinengewebe. In Galizien bilden sie sogar den wichtigsten Ausfuhrsartikel der schlichten Tatrabewohner, der Góralen, welche gute Leinwand auf die Märkte von Nowy-Targ und Czarny-Dunajec zum Verkaufe bringen. Man findet im Lande von den gröbsten ungebleichten Sorten, von Zwilch bis zu den edleren Gattungen hinauf, alle Abstufungen der sogenannten Hausweben, welche unverwüstliche Dauerhaftigkeit besitzen. In

Rußland stellen sich die Leinengewebe, als Haupterzeugniß der Hausindustrie, mit einem Posten von 55 Millionen Rubel ein. Jeder, selbst der ärmste, ungeschickteste Bauer ist dort ein Leinweber, der sich seinen einfachen Webstuhl selbst baut und herrichtet. Aehnlich bei den Südslawen. Es giebt kaum ein umständiges Haus in Bosnien oder Bulgarien, wo die Frau nicht ihren Webstuhl besäße und sich daran fast ohne Unterlaß beschäftigte. In manchen Orten Bulgariens wird Sommers wie Winters gewoben, doch ist die Hauptzeit dafür der Winter, wenn die Feldarbeit ruht. Die Frauen spinnen und weben Zeuge aller Art, die sie auch färben. In der Herzegówina ist die Leinenweberei ganz unbedeutend und besteht nur wo Flachsbau (Gabela) herrscht. In Bulgarien dagegen ist, wie dem Manne der Tschibuk, dem Weibe die Spindel die treueste Begleiterin. Auf den Webstühlen wird nun zweierlei Leinwand gefertigt: eine Gattung für Weißwäsche, ein festes fast unverwüstliches Gewebe, dann eine zweite feinere und dünnere Gattung für die sehr verbreiteten und beliebten Tücher, die (Peskira), womit man viel Luxus treibt. Desgleichen mit den Hemden, welche Wohlhabendere aus durchsichtigem, wollartigem Stoffe und mit bunten Stickereien eingesäumt tragen, Reiche lassen sie gar aus feiner Seide oder Halbseide herstellen und mit den theuersten Stickereien versehen. Die oft sehr kostbaren Frauenhemden sind zumeist aus durchsichtigem, feinem, weichem schmiegsamem Stoffe, oft mit Goldfäden durchzogen, oder aus feinster Seide, deren Säume reiche Goldstickereien schmücken. Allgemeine charakteristische Eigenschaft der bosnischen Hemden ist ihre Durchsichtigkeit und Dauerhaftigkeit. Das russische Bauernhemd ist nur von sehr grobem Leinen, aber ebenfalls durch allerlei bunte Stickerei gehoben.

Seine Bekleidung entnimmt das russische Volk fast gänz-

lich dem durch die Hausindustrie erzeugten Leinwand-, Baumwollen- und Wollenzeuge, und auch in verschiedenen Theilen Galiziens stellt diese Tuch und Loden her. Desgleichen machen die Herzegowzen groben Loden (Klašnje) und Filztuch (Sukno) aus Schafwolle, weiß oder grau und schwarz gefärbt, welche das Hauptmaterial für die Bekleidung abgeben. In Bulgarien trägt das Volk Kleider aus selbstgewobenem „Aba"- oder „Sajak"-Stoffe („Seig", wie Kanitz schreibt), dessen Herstellung im ganzen Lande verbreitet ist. Er wird heutzutage in drei Farben hergestellt, lichtgelb, braun und weiß. Die beiden ersteren sind dichter, weil auch der Verbrauch größer ist; die letzte Sorte wird aber nur in neuester Zeit auf besonderen Wunsch gearbeitet. Was man in Oesterreich „Halina" nennt, entspricht dem bulgarischen „Aba". Auch dieser Stoff wird im Hause und an eben so vielen Orten als der Sajak angefertigt.

Wo man Sajak fabrizirt, werden auch Decken gemacht, die überall in den Balkanländern reiche Verwendung finden. Man hat Decken für Menschen und für Pferde. Erstere sind in der Herzegówina aus weißer Schafwolle (Gunj). In Bosnien sind am verbreitetsten die langhaarigen, aus grober Wolle bereiteten Fabrikate, in Bulgarien aber unterscheidet man drei Klassen solcher Decken. Die eine, wenig häufige, ist die langwollige, den Angoraartikeln vergleichbar und auffallend schön. Die zweite Sorte wird aus Ziegenhaar und in großer Masse gewoben; die dritte weist gewöhnliche kurzhaarige Decken auf. Die Pferdedecken (Poprivka) sind in Bulgarien zumeist aus Ziegenhaar, und aschgrau mit braunschwarzen Streifen. Die Ziegenhaarweberei, auch in Bosnien und der Herzegówina sehr verbreitet, erzeugt hauptsächlich Pferdedecken (Muitab) und grobe Säcke (Čuval), aber auch den Stoff, aus welchem das ärmere Volk seine grauen, kurzen Mäntel trägt.

Mit der Deckenverfertigung innig verbunden ist die hochbedeutende Teppichweberei. Man findet nämlich überall große und kleine Teppiche von so unendlich mannigfacher Komposition, daß auch die größte Sammlung den Musterreichthum, wenn schon bei dem steten Improvisiren von Mustern gesprochen werden darf, nicht erschöpfen würde. Eine wahre Zierde der galizischen Textilindustrie sind z. B. die sogenannten Bauernteppiche (Kilimki), die zum Besten gehören, was man in dieser Art an hausindustriellen Produkten in Europa sehen kann. Ebenso verwendet der Russe großen Fleiß auf die Stickerei seiner aus groben Fäden gewobenen Teppiche. Diese dienen namentlich, um die Wände zu behängen oder als Sonntagsstaat um den Leib geschlagen zu prangen; nächstdem zur stattlichen Bedeckung des elenden gemauerten Bettes. Doch werden in der Teppichweberei die Nordslawen von ihren Sprachgenossen im Süden, denen die Türken morgenländische Motive zugeführt haben, entschieden überragt. Die kroatische Bäuerin besitzt für die feinsten Schattirungen ihrer Teppiche sogar selbständige Namen. Den Grundzug der Ornamentik bilden, wie auch bei den Stickereien auf Leinwand oder Seide, lineare, hauptsächlich quadratische Figuren; aber daneben sind auch in reicher Fülle geschwungene, arabeskenartige, sowie Pflanzen- und Thierornamente angebracht. Von ganz merkwürdiger Frische sind die in der Regel selbst fabrizirten Farben, und einen hohen, feinen Kunstsinn verräth die Kombination derselben. Da kommt selbständig oder in wechselseitiger Hebung alles und jedes zur harmonischen Geltung, und schwer fällt es, der so einfachen und doch so reichen Ornamentirung oder der dem Materiale angepaßten Stilisirung derselben den Vorzug zu geben.

Die Teppichindustrie Bulgariens hat viel von ihrer einstigen Ausdehnung eingebüßt, ist aber immer noch beachtenswerth und

hauptsächlich zwischen Sonikola und dem Ciporovci-Balkan zu Hause. Ihre berühmtesten Erzeugnisse sind die Teppiche von Pirot (Pirotschanski Kilim), das heute freilich serbisch ist. Unter diesem Namen kamen fast alle Teppiche aus der Balkanhalbinsel in den Handel. Kenner sind indeß im stande, die Herkunft eines Balkanteppichs auf den ersten Blick zu bestimmen, so charakteristisch ist die Verschiedenheit der Maße, Farbenmischung und Größe je nach den verschiedenen Gegenden. In Bulgarien sind nun zwei Gattungen von Teppichen zu unterscheiden: solche von reiner, solider Arbeit, unverfälscht im Gewebe wie in der Farbe, welche immer ihr frisches Kolorit bewahren, weil sie mit Pflanzenfarbstoffen gefärbt werden, dann eine geringere fast werthlose Sorte, welche, weil mit Anilin gefärbt, binnen wenig Jahren verblaßt. An der Herstellung eines Teppichs arbeiten in der Regel zwei bis drei Personen. Große Teppiche werden nur selten, und bloß auf Bestellung gearbeitet. Das normale Maß ist zwei 2 m Länge und 1 m Breite. In der Teppichindustrie tritt die reiche Gestaltungskraft des Bulgaren, vereint mit angebornem Gefühl für Linien- und Farbenrhythmus am schärfsten zu Tage.

Auch in Bosnien beschäftigt die Teppichfabrikation viele Hände, ist aber stark zurückgegangen. Als die Türken ins Land kamen, brachten sie nebst manchem Bösen auch das Geheimniß jener Gewebe mit, welche mit vollem Rechte die Bewunderung aller Kenner errangen. Auch hier waren es die Frauen, welche in den langen müßigen Haremsstunden die herrlichen Teppiche schufen, wie sie die Prunkgemächer orientalischer Großer schmückten. Allein im Laufe der Zeit ging die feine kunstsinnige Ueberlieferung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts allmählich verloren, man hielt sich nicht mehr an die wahrhaft mustergültigen Zeichnungen; in den Haremen wurden wohl noch immer Teppiche verfertigt,

-s war aber entschieden eine Arbeit des Verfalls und höchstens der Bestimmung würdig, dem bäuerlichen Aga als Schlafstelle zu dienen. Die bosnische Landesregierung ließ indeß nach der österreichischen Besetzung Nachforschungen anstellen nach jenen alten Mustern, welche in der Blüthezeit der Teppichweberei geltend waren, und es ist ihr gelungen, die erforderlichen Modelle aufzufinden; seither ist eine überraschende Wiedergeburt des alten Kunstgewerbes erfolgt. In der Verfertigung der kleinen Fußteppiche bezeugen ja die muhamedanischen Mädchen Bosniens auch heute noch ganz besondere Geschicklichkeit. Auch sie spinnen, weben und färben zu diesem Zwecke die Schafwolle selbst. In Formvollendung ist indeß die herzegowzische Teppichweberei den bosnischen Erzeugnissen überlegen. Die Farbenauswahl ist allerdings gering. Die Zeichnung einfach, aber sehr regelmäßig und nicht ohne einen gewissen Reiz: im allgemeinen eine Folge wagerechter Streifen in wechselnden Farben und regelmäßiger Wiederkehr, durch bunte Bordüren getrennt. Mannigfaltiger in der Zeichnung ist der Teppich von Gačko, der in der Herzegówina überhaupt als der vorzüglichste seiner Art gilt.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht wird auch die Färberei von den südslawischen Frauen als Hausindustrie betrieben, und erstreckt sich sowohl auf Schafwolle als auf Seide, in deren Zucht in Nordbulgarien sich vornehmlich die Frauen bethätigen. Ein ganz besonderes Pflegekind der Hausindustrie ist sie indeß in der Herzegówina, in deren ganzen niedrigen, sogenannten „katholischen" Zone der Maulbeerbaum vortrefflich gedeiht. Die gewonnene Seide wird in den Hauswirthschaften mit vielem Geschick, zumeist mit Baumwolle oder Flachs zu gemischten, selten zu ganz seidenen Geweben verarbeitet. Die wenigen Erzeugnisse letzterer Art, meist Brauthemden der Landbevölkerung, liefern aber die schönsten Proben herze-

gowzischen Gewerbfleißes in der Sorgsamkeit ihrer Ausführung und der Zartheit ihrer Muster. Ihr allgemeiner Typus ist: feiner Gazegrund aus Rohseide mit weißen, glänzenden Längsstreifen.

Wiederholt ist von den Stickereien die Rede gewesen, sie zählen in der That zu den bewundernswerthesten Leistungen der Hausindustrie. Die theilweise Aehnlichkeit der russischen Volksstickereien mit den schwedischen deutet, wie Prinzessin Therese von Bayern in ihrem trefflichen Werke über Rußland bemerkt, auf ein mitunter gemeinsames Schöpfen aus finnischen Quellen hin. Neben diesem finnischen Einflusse, welcher sich, was Stickweise betrifft, in den ältesten besten und charakteristischsten russischen Stickmustern bemerkbar macht, finden sich auch Anklänge an persische Ornamente. Diese alten, stets neu reproduzirten Stickmotive sind im Verlaufe der vielen Jahrhunderte, die sie existiren, ganz national geworden. Sie werden, wenn man sie auch auf Tischwäsche und Bettdecken antrifft, doch hauptsächlich an den Handtüchern angebracht, die im russischen Volke außer ihren gewöhnlichen, allen möglichen anderen Zwecken dienen. Daß man auch vorzugsweise die Hemden mit Stickereien schmückt, ward schon erwähnt, und ein Gleiches geschieht in Bulgarien, wo jede Bäuerin ihren Bedarf an solchen reichgestickten Hemden selbst anfertigt. Die Leistungen der Bulgarinnen erregen mit Recht sogar die Bewunderung der verwöhnten westeuropäischen Frau. Den Ueberfluß ihrer Erzeugnisse, gestickte Hemden und Tücher, bringen die Bulgarinnen auf den Wochenmarkt, um sie dort zu bescheidenen Preisen zu verkaufen. Die gestickten Tücher sind aber nirgends so verbreitet wie in Bosnien, wo sie in manchen Häusern das ganze Vermögen bilden; wenn man Geld braucht, trägt man sie zum Verkaufe auf den Markt. Auch die Kopftücher und die sonstigen Kleidungsstücke der Frauen werden mit

bunten Stickereien geschmückt. Immer giebt sich darin große Geschicklichkeit, manchmal aber auch auserlesener Geschmack kund. Es werden dabei Gold- und Seidenfäden bunt gemischt, mitunter auch ausschließlich Gold- und Silberfäden oder ausschließlich bunte Seide. Bei den bosnischen Stickereien kommen weit mehr Gold- und Silberfäden in Anwendung als im benachbarten Serbien. An den bulgarischen Stickereien rühmt man nicht bloß Schönheit und Geschmack, sondern auch solide und gute Arbeit. Im allgemeinen machen bei den slawischen Stickereien in natürlicher Folge des zarteren Materiales die linearen Ornamente mehr geschwungenen Figuren Platz. Bei der Verwendung von Gold und Silber verdient es volle Bewunderung, wie fein dasselbe entweder durch andere Farben abgeschattet oder zur Geltendmachung solcher benutzt wird.

Ein Wort noch über die nationalste Hausindustrie der Bulgaren, die der berühmten „Gaitandschi" oder Posamentirer, deren Arbeiten sich früher großer Nachfrage erfreuten; insbesondere waren die prachtliebenden Bosnier dankbare Abnehmer dieser Waaren. Vordem erschienen Beg und Aga bei festlichen Gelegenheiten mit schweren Goldposamentirungen an ihren Kleidern. Seit der politischen Wiedergeburt des Landes geräth indeß dieser Industriezweig immer mehr in Verfall, theils weil die reichen Moslemin ausgewandert sind, theils weil die westliche Konkurrenz viel leichtere Wege ins Land findet als zur Türkenzeit.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Hausindustrie für eine gerechte und billige Beurtheilung des slawischen Volkswesens dürfte aus dieser flüchtigen Skizze sattsam hervorgehen. Die häufig vorgetragene Ansicht, daß der Slawe nur nachzuahmen verstehe und nichts Originales besitze, wird durch sie glänzend widerlegt. Alles daran ist vielmehr original und national, vom Material bis hinauf zum Stil und der Farben-

19*

zusammenstellung. Und geradeso wie die Dinge unverfälscht künstlerisch sind, so sind sie auch geschmackvoll, ja manche kunstvoll ausgeführt von Leuten, von denen viele niemals eine Schule besucht, niemals einen besonderen Unterricht in ihrer Sache genossen haben als den, welcher sich von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter vererbt. Indeß auch die materielle Bedeutung der Hausindustrie ist nicht zu unterschätzen, wenngleich manche ihrer vormals blühenden Zweige im Rückgange, wo nicht im Aussterben begriffen sind. Trotzdem bringt die Hausindustrie es noch immer bis zur Ausfuhr und wirft bedeutende Summen ab. Die Zukunft der Hausindustrie liegt nach dem richtigen Urtheile der Prinzessin Therese von Bayern in ihrer Weiterentwickelung als genossenschaftliche, und ferner in einer kräftigen Unterstützung von Seiten der Regierung, der Landschaften und Privaten. Mit Recht ist man in Rußland zur Ueberzeugung gelangt, daß dieses selbständige, geistesfrische, mit allen Reizen ausgestattete Kind des nationalen Geistes den vielfachen Verirrungen und Ungeheuerlichkeiten des modernen Geschmackes gegenüber so viel Heilsames enthält, daß man nur zuzugreifen braucht, um die reichsten, technischen Mittel der modernen Mechanik im Dienste des wirklich Schönen und zugleich dem nationalen Geiste Entsprechenden auszubeuten. Nicht zu gewagt ist die Behauptung, daß der glänzende, geradezu verblüffende Aufschwung Rußlands, namentlich in der Kunstindustrie, hauptsächlich seiner Anlehnung an die heimische Hausindustrie zu verdanken ist.



XII.

Volkslust und Volksfeste.



Freude an der Musik ist ein Grundzug fast aller slawischen
) Völker, auch jener, welche wie die westlichen infolge
ıder Gesittungseinflüsse von ihrer Eigenart das Meiste
ebüßt haben. Bei den Wenden, dem westlichsten Vor-
en des Slawenthums, ist jetzt alles schon durch voll-
dige Orchestermusik verdrängt. Ehedem waren hier vor-
nlich der Zimbal, eine Art Hackbrett, dessen Saiten mit
ımern geschlagen werden, dann der Dudelsack in Ge-
uch. Letzterer spielt heute noch eine Hauptrolle in Polen
Rußland, nicht minder bei allen Südslawen, ihn jedoch
ein echt slawisches Instrument zu bezeichnen ist nicht am
ße, da er sich bekanntlich sowohl bei den Hochschotten
in Süditalien, also recht fern von allem Slawenthume
ßer Beliebtheit erfreut. Zum Dudelsack gesellte sich die
wendische „Tarakawa“, eine Art Oboe, und die nunmehr
ıer seltener werdende alte dreisaitige Geige, die „Husla“,
che einsaitig bei den Südslawen wiederkehrt. Diese wen-
je Geige ist von alterthümlicher Gestalt und giebt einen
illen, scharfen Ton.

Ganz ausgesprochen ist die Musikliebe der Tschechen. Fast in jedem Bauernhause findet sich irgend ein Musikinstrument, bald eine Geige, bald eine Klarinette oder ein Flügelhorn, und ein oder mehrere Mitglieder der Familie haben es zu einer gewissen Fertigkeit darauf gebracht. Beinahe jedes Dorf besitzt seine eigene, aus Eingebornen bestehende Musikbande, welche bei Tanz und Hochzeiten aufspielt, und die ausgezeichneten österreichischen Regimentskapellen rekrutiren sich bekannter-maßen auch meistens aus Böhmen. Selbst in der Fremde sind die umherziehenden „böhmischen Musikanten“ bekannt. Die Tschechen sind aber von alters her ein auch sangbegabtes Volk, das aus seinem ureigensten Wesen heraus herrliche Weisen erfindet. In ihm liegt ein tiefer Quell schöner Volks-lieder, die meist nach schwermüthigen Melodien gesungen, einen vorzugsweise slawischen Stempel tragen und den Liedern aller andern Nationen sich dreist an die Seite stellen können. Auch wer den politischen Tendenzen nicht huldigt, welche sich daran zu knüpfen pflegen, wird sich z. B. dem Melodien-zauber des Liedes Kde domov moi kaum zu entziehen ver-mögen. Solche Lieder, vor Zeiten geboren im Schoße des eigentlichen Volkes, nicht erfunden von Einzelnen, sondern herausgeschaffen gleichsam aus der Gesammtheit, wandern noch heute von Mund zu Munde, aus der Hütte in den Palast, aus dem Kreise der Bursche und Mädchen im Dorfe in die Konzertsäle Prags und anderer Städte. Merkwürdig geringfügig ist dagegen der Liederschatz ihrer Verwandten, der mährischen Hannaken; zwar lieben auch sie sehr Musik und Gesang, ja begleiten mit letzterem alle ihre Arbeiten, doch stammen die wenigsten ihrer Volkslieder aus eigener Er-findung. In Polen kann kein Fest, kein Gelage, keine Unter-haltung ohne Gesang gefeiert werden. Sinn für Musik ist im ganzen Volke vorhanden, damit hält indeß die Ausbildung

nicht gleichen Schritt, ja vielfach ist davon keine Spur, und ein Geiger mit einem Baßstreicher bilden ein vollständiges Dorforchester.

Auch die Russen sind ein singendes Volk und begleiten die Lebensereignisse von der Wiege bis zum Grabe mit Liedern. Fast alle ihre Gesänge tragen den weichen, melancholischen Charakter, welcher der slawischen Musik überhaupt eigen ist. „Der weiche Sinn, das umschleierte Gemüth giebt sich vornehmlich in Molltönen kund. Es ist die Wonne der Wehmuth, was uns in den slawischen Melodien so rührend ergreift. Der Gedanke selbst wird im Worte wie ein Seufzer der Seele leise hingehaucht, und häufig treibt der Schmerz das Gemüth, sich gerade dadurch einen Trost im Leide zu suchen, daß es ihn künstlerisch gestaltet. Nun versenkt sich um der Schönheit der Darstellung willen das Herz mit einer eigenthümlichen Lust in die Süßigkeit des Grams. Das Leid löst sich im Liede, es wird selbst zum Wohllaut," urtheilt treffend Moriz Carriere. Die Russen haben eine eigene Volksmusik und eine Unzahl im Volke wirklich lebender Lieder, deren bewegtes, charakteristisches Versmaß (gewöhnlich Trochäen, auch Jamben mit Daktylusendung der Verszeilen) selbst schon Musik ist. Diese Volkslieder werden übrigens auch längs der Wolga und in Moskau von Zigeunern, welche daselbst berühmte Vokalkonzerte veranstalten, in Unterhaltungsräumen vorgetragen. Den natürlichen, in den Melodien gelegenen Reiz der Lieder erhöhen die prächtig schönen Stimmen der Männer, welche ja auch den russischen Kirchengesang weltberühmt gemacht haben, dann ein stark ausgeprägter Sinn für dynamische Abstufungen. Ganz unmöglich z. B. kann man sich ein zarteres Pianissimo denken, als man es in Rußland zu hören bekommt.

Wie die Großrussen sind die Kleinrussen ungemein sanges-

freudig, ja ihre Frauen und Mädchen sogar leidenschaftliche Sängerinnen; und selbst die besseren Kreise pflegen aufs eifrigste das Volkslied. Die Studenten der Odessaer Universität sind mit diesem sogar auf dem Theater hervorgetreten und haben damit großen Enthusiasmus erregt, obwohl diese Lieder in ihrem musikalischen Theile noch lange nicht so durchgearbeitet sind wie die großrussischen, von denen sie sich trotz ihres ebenfalls sehr schwermüthigen Charakters doch in jeder Hinsicht wesentlich unterscheiden. Der melancholische Grundzug, der Ausdruck unerfüllter Sehnsucht nach Freiheit und Bewegung kehrt bei den Südslawen wieder. Die Sangweise des Dalmatiners klingt schwermüthig und düster. Das Unduliren und Tremoliren der Bergsöhne Dalmatiens, Bosniens und der Zrnagora gleicht dem Schmerzensgesange eines Verlassenen in der Steinwüste ihrer Karstlandschaft. Nebst einer einfachen hölzernen Doppelflöte (Swirala) ist die einsaitige „Gusla", — ein wahres Instrument der Klage — das nationale Instrument der Südslawen, nach welchem die dazu gesungenen Lieder den Namen „Guslalieder" führen. Ihr Text — man unterscheidet Jünglings- oder Helden- und Frauenlieder (Junačke- und Zemske pjesme), letztere der Glanzpunkt der Volkspoesie — scheint die Hauptsache zu sein bei dem Reiz, den sie sichtlich auf jeden Eingebornen ausüben. Das Instrument mit dem immer wiederkehrenden einfachen Satze — die einfache Saite wird drei, vier bis fünfmal unverkürzt gestrichen, dann folgt eine kurze Tonleiter und Wiederholung, kaum mehr — spielt eine bescheidene, doch für die Wirkung charakteristische Rolle.

Bei aller musikalischen Begabung hat man doch bemerkt, daß die Slawen es zu keinem Tonsetzer ersten Ranges gebracht haben und gerade in der Tonkunst an die Heroen anderer Völker nicht hinanreichen. Immerhin dürfen sie

einen Friedrich Chopin den Ihrigen nennen und auch die Russen weisen auf musikalischem Gebiete wirklich Nationales auf; an russischen Opern fehlt es nicht. Die von Glinka, Lwow, Dorgomyschki, Naprawnik, Tschaikowskij und Rimskij-Korssakow stellen sich ebenbürtig neben unsere kleineren deutschen Opern und sind zum Theil ganz im Geiste der Volksmusik gedichtet, zeigen aber mitunter auch Seltsamkeiten, welche von der eigenthümlichen Weichheit dieser auffallend abstechen.

Es wäre fast ein Wunder, wenn bei der Vorliebe für Musik und Gesang nicht auch der Tanz eifrige Pflege fände. In der That sind die slawischen Völker reich an Nationaltänzen, von welchen einige sogar das Gemeingut der gebildeten Welt geworden sind. Ich erwähne bloß die von einem tschechischen Bauernmädchen zu Ende der Dreißiger Jahre erfundene „Polka", ferner die nach den polnischen Masuren benannte „Mazurka". Tschechen und Polen sind überhaupt große Tänzer vor dem Herrn. Drängen sich in Böhmen auch allmählich fremde Tänze beim Landvolke ein, so ist doch noch ein Kern eigenthümlicher nationaler Tänze übrig geblieben. Der Tscheche begnügt sich auch nicht mit den alten Tanzformen, sondern bildet sie um, ändert sie bis ins Unendliche ab und fügt ihnen neue, der Zeit angepaßte hinzu. Die Zahl dieser tschechischen Tänze ist geradezu Legion.

Eine besondere Gruppe bilden die Nationaltänze der Polen und ihrer Verwandten; sie tragen alle einen lebhaften, man möchte fast sagen kriegerischen Charakter, der Ritterlichkeit des feurigen Volkes entsprechend, drücken aber auch in jeder Bewegung eine gewisse stolze Würde aus. Die Vereinigung des Feurigen und Dezenten offenbart sich vielleicht in keinem anderen Nationaltanze so wie in dem echt polnischen „Mazur", den man von Polen tanzen sehen muß, um darüber urtheilen zu können. Die ernste majestätische „Polonaise" unserer Bälle,

ist jedoch im Lande selbst nachgerade aus der Mode gekommen. Nur die Masuren leiten gewöhnlich ihre Tanzunterhaltungen mit ihr ein, an der in der Regel alle, auch eisgraue Männer mit Matronen an der Hand, theilnehmen. Dann erst schreiten sie zur beherzten Eröffnung des Kriegs gegen Mißlaune mittels des lebhaften Mazur, worauf zuletzt bei gesteigerter Fröhlichkeit Sturm auf das phlegmatische und melancholische Temperament gelaufen wird. Dies besorgt der „Krakowiak", eine eigenartige Verbindung von Tanz und Gesang. Haben nämlich die Paare ein- oder zweimal in der Stunde getanzt, so bleibt der Vortänzer vor der Musik stehen und singt eine Strophe irgend eines bekannten Liedes oder dichtet singend aus dem Stegreife Verse, die auf seine Tänzerin, allgemeine Zustände oder auch auf ihn selbst Bezug nehmen. Diese nicht bloß bei den [illegible]dnern Krakaus, sondern auch bei den Masuren und [illegible] den Bergpolen heimischen Nationallieder sind witzig, [illegible] [illegible]pelsinnig und genießen bei Alt und Jung sehr viel [illegible]. [illegible] nur der Tanz heißt Krakowiak, auch die [illegible] [illegible] [illegible] man Krakowiaki. Sie sind lyrisch, [illegible] [illegible] elegisch — kurz sie umfassen alles, was [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die menschliche Sprache ausdrücken läßt. [illegible] [illegible] [illegible] Seelenzustand oder Gedanken mit Worten [illegible] [illegible] [illegible] ihn in zwei oder vier gereimte Zeilen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] beim Tanze als Krakowiak vor. Die [illegible] [illegible] [illegible]lich keine Melodie, sondern die erste [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]zigen Tone gleichsam halb gesprochen [illegible] [illegible] [illegible] die zweite tiefer und die zwei letzten [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] Kassuben in Pommern spielen die [illegible] [illegible] [illegible]tige Melodie, welche sie immer und [illegible] [illegible] [illegible] während nach derselben die junge [illegible] [illegible] [illegible] tanzt und springt, singen die Alten

dazu unaufhörlich einen eintönigen Singsang. Die Góralen versammeln sich gewöhnlich bei den Klängen einer Art Geige zum Tanze. Aus dem von den Männern gebildeten Kreise tritt einer in die Mitte, singt ein Stegreifkouplet und tanzt kurze Zeit allein mit einem Schritt, welchen sehr rasche Bewegung der Füße bei unbeweglichen Armen kennzeichnet. In den Kreis zurückgekehrt, übernimmt ein anderer seine Rolle und begleitet einen neuen Gesang. Die Mädchen stehen im Kreise umher, bis die Aufforderung zum Tanze an sie ergeht. Dieser endet gewöhnlich mit einer Art Rundtanz, wobei sie eine hinter der anderen gehen, einen Chorgesang anstimmen und die Tänzer unter Luftsprüngen ihre „Toporek“ in die Höhe werfen, wieder auffangen und über dem Haupte schwingen.

Sehr ähnlich nimmt sich der Tanz der Huzulen aus, welche gleichfalls den Beilstock führen. Diesen trägt der Huzule beim Tanze in der einen Hand, an der anderen hat er sein Mädchen. Er dreht sich im Kreise herum, läßt sich bald zur Erde nieder, schnellt wieder auf und wirft seinen Stock in die Höhe, um ihn mit staunenswerther Schnelligkeit und Gewandtheit aufzufangen, während ein Sprung den anderen an Kühnheit und Behendigkeit überbietet. Der National- und Lieblingstanz der Ruthenen ist nebst dem wilde Lustigkeit und männliche Kühnheit athmenden „Kossak“ die „Kolomejka“, sehr hübsch und sehr dezent, aber von schwermüthig-bacchantischem Charakter. Die ungleich schwierigere Aufgabe hat dabei der Tänzer, der in den Schritten große Mannigfaltigkeit an den Tag legen kann. Die Tänzerin trachtet ihm mit zierlicher Gewandtheit zu entfliehen, so lange es eben geht. Im kritischsten Augenblicke sucht sie noch durch rasches Umdrehen den haschenden Armen auszuweichen, aber endlich erreicht sie der gereizte Bursch, und nun muß sie sich mit ihm zugleich einige Male im Kreise drehen. Auch die Tänze der Großrussen entbehren

weder der Kraft noch der Grazie und Gewandtheit, und wiederum ist der wildere Theil der Bewegungen ausschließlich den Männern zugewiesen. Dagegen besteht der Tanz in Neurußland einzig in einem bärenhaften Trampeln und Stampfen zweier einander dicht auf den Leib rückender Personen, die sich zur Abwechselung zuweilen um die eigene Achse drehen. Es giebt nichts Tölpelhafteres, den Schönheitssinn Verletzenderes als dieses Hüpfen und Trampeln mit möglichst einwärts gesetzten Füßen. Natürlich sind in wenigen Minuten beide Theile athemlos. Kratzt die Violine noch weiter, so tritt rasch ein neues Paar ein, während die Umstehenden pfeifen, juchzen und gröhlen.

In allen südslawischen Ländern ist der „Kolo", d. i. Rad, als hauptsächlichster Nationaltanz verbreitet; er ist bei den Slowenen in Krain ebenso zuhause wie in Dalmatien, Serbien und Bulgarien, wo er „Horo" heißt. Nicht überall wird er in der gleichen Weise getanzt, im allgemeinen jedoch ist er ein einfacher Rundreigentanz, der sehr bedächtig beginnt, sich allmählich aber bis zum rasendsten Wirbel steigert. Gewöhnlich ruht die Linke eines jeden im Gürtel des Nachbars, die Rechte umschlingt den Nacken des zweiten; oder alle umschlingen sich und das Ganze beginnt in der Runde sich zu drehen. Obgleich auch der Kolo an vielen Orten ein einfaches Stampfen ist, so fesselt er doch trotz seiner Einfachheit durch die Kunst des Taktes und der von allen zugleich ausgeführten Schritte. Die Bursche schlagen die Absätze an einander, und einer sucht den andern durch kecke, witzige Lieder zu überbieten. Den bulgarischen „Horo", der gewöhnlich nur im Freien getanzt wird, schildert Kanitz als dem griechischen Labyrinthtanze sehr ähnlich. Mädchen und Bursche schließen zuerst eine Kette; sie gleicht einem bunten Bande, das sich stets zwei Schritte vor und einen nach rückwärts bewegt. Das Tempo wird all-

mählich rascher und die beiden Flügel suchen sich mit energischeren Schritten einander zu nähern. Der Ring schließt sich endlich, um bald sich wieder zu lösen, und aufs neue suchen die Flügel die Vereinigung wieder zu erstreben. Im hübschen Wechsel der Figuren, welche das Band beschreibt, in der Elastizität, mit welcher man dem Rhythmus der Musik folgt, äußert sich der Hauptreiz des Tanzes. In Bosnien sind unter dem muhammedanischen Theile der Bevölkerung Tänze erotischer Art, von Mädchen allein aufgeführt, sehr beliebt, die nämlichen, welche der besonderen Gunst aller Orientalen sich erfreuen und mit geringen Abweichungen in den Süd-Donauländern wie am Nil und am Ganges in Uebung sind. Die „Almeh" oder „Hawalim" in Aegypten wie die Bayaderen und Nautsch-mädchen Indiens sind rechte Schwestern dieser tanzenden Bosniakinnen.

Die Vorliebe der Slawen für Musik und Tanz gelangt natürlich am lebhaftesten zum Ausdruck bei den zahlreichen Festen, woran das Volk sich ergötzt. Sie alle greifen mächtig ins Volksleben ein, knüpfen aber großentheils, wie bei dem ausgesprochen religiösen Sinne der Slawen nicht anders denkbar, an die kirchlichen Feiertage an, welche, bei Griechisch-orthodoxen wie Katholiken, weit mehr in die Oeffentlichkeit treten als im europäischen Westen. Strenge genommen sollte man also zwischen eigentlichen Volksfesten, die lediglich der Belustigung gewidmet erscheinen, und den Kirchenfesten unterscheiden, doch findet vielfach eine Verschmelzung statt, die eine scharfe Abgrenzung beider nicht zuläßt. Dazu kommt, daß in die meisten Kirchenfeste sich Gebräuche mengen, welche augenscheinlich auf heidnische, vorchristliche Zeiten zurückgehen. Es wird nicht ohne Reiz sein, die wichtigsten dieser Festtage und Festlichkeiten in ihren charakteristischen Eigenarten einer kurzen Musterung zu unter-

[illegible] freilich die Fülle des Stoffes Vollständigkei[illegible]it [illegible] gestattet. Insbesondere bei den orthodoxe[illegible]n [illegible] die Zahl der Feste ungemein groß. Die her[illegible] [illegible] davon theilen freilich auch die Katholike[illegible]n [illegible] doch machen sich bei diesen manche Abweichunge[illegible]n [illegible]dem Sinne geltend.

[illegible] Reigen der Festtage eröffnet die Feier des erste[illegible]n [illegible], der wie im Abendlande zu Segens- und Glück[illegible]- [illegible] Anlaß bietet. Ihm folgt bei den Orthodoxen, de[illegible]en [illegible], Serben und Bulgaren, welche nebenbei bemerkt a[illegible]m [illegible] Kalender festhalten, das Erscheinungsfest oder d[illegible]er [illegible] Dreikönigstag (6. Januar a. St.), der als Jordansf[illegible]est [illegible] der Wasserweihe in der ganzen rechtgläubigen Christe[illegible]n- [illegible] mit großem Pompe gefeiert wird. In Rußland beg[illegible]ht [illegible] Erinnerung an die Taufe des Erlösers im Jord[illegible]n [illegible] Mitwirkung der gesammten Geistlichkeit, welche von den [illegible], gefolgt mit Kreuzen und Fahnen, Jubelhymnen [illegible], zum Ufer des nächsten Flusses wandert, den man als [illegible] annimmt und dessen Gewässer unter Gebeten und [illegible], vor allem durch dreimaliges Eintauchen des [illegible] geweiht werden. Ueberall wird diesem Wasser be[illegible] Wirkung beigemessen; es gilt für heilig und glückbringend. [illegible] und Serben baden gerne darin, letztere schon vor [illegible], und in Bulgarien suchen die Erwachsenen [illegible] mit Wasser zu überschütten. Hier wird dann [illegible] Januar „Altmütterchentag" (Babin den) genannt und [illegible] Dörfern am Kamtschickflusse mit einer Art von [illegible] gefeiert, was um so auffallender ist, als sonst das [illegible] verheirathete Frauen als unschicklich gilt. Vielleicht [illegible] ein Anklang an den bei Ost- und Südslawen [illegible] ausgebildeten Karneval oder Fasching zu erblicken. [illegible] Westslawen beginnt er am Dreikönigstage

nd gipfelt wie allerwärts in den letzten Fastnachtstagen. Um
iese Zeit schwelgt im Posenschen auch der Aermere im Ge-
usse von Fleischspeisen — und am Fastnachtsdienstag werden
on Alt und Jung viele Mummereien ausgeführt und
llerlei lose Streiche verübt. Für die polnischen Bauern
t Fastnacht das Hauptfest; alles trägt Feiertagskleider und
Dienstag abends werden die Mädchen „ausgeführt", um
od **Koziołek** zu tanzen. „Koziołek" ist nämlich eine vom
Musikus oder den Ortsweibern verfertigte Figur, die nun
mtanzt wird. Am Morgen des Aschermittwoch durchzieht
ine Männerschaar mit dem Spielmann an der Spitze das
Dorf, kehrt in jedem Hause ein und bestreut die Insassen mit
Asche. Nachmittags tanzen dann die Frauen allein, und wehe
dem Manne oder Mädchen, die da mittanzen wollten, es
väre denn, daß sie sich dazu besonders einkauften. Die
Slowenen in Krain schleifen am Fastnachtsdienstag einen un-
gestalteten Strohpopanz, mit schlechten Kleidern angethan,
velcher den Karneval (**Pust**) vorstellt, unter Gejohle und Ge-
auchze durch das Dorf auf eine Anhöhe. Dort wird ihm als
Urheber so vieler Sittenverderbniß der Prozeß gemacht und
r zur Strafe den Flammen überliefert.

Den abendländischen Karneval vertritt in Rußland die so-
genannte „Butterwoche" (**Mássleniza**), die Woche Sexagesimä,
die dem Aschermittwoch vorausgeht. Sie ist jedoch schon eine
Art Halbfasten; Fleisch darf nicht mehr gegessen werden, wohl
aber noch Milchspeisen und Eier. Durch Schmaus und allerlei
Spiel bereitet sich in der Butterwoche das Volk auf die kom-
menden sieben Wochen der großen Fasten vor. Diese spielen
überall bei den Orthodoxen, namentlich im Leben des ge-
meinen Mannes, der sich strenge an die Vorschriften seiner
Kirche hält, eine hochbedeutende Rolle. In diese Fastenzeit
fällt das Fest Mariä Verkündigung (25. März), an welches

sich in Bulgarien und den Serbenländern noch manche seltsame Gebräuche knüpfen; zweifellos Reste der heidnischen Tag- und Nachtgleichenfeier des Frühlings. Die Bulgaren zünden abends drei große Feuer an, um die sich je die verheiratheten Männer zechend, die verheiratheten Frauen spinnend und schwatzend, endlich die jungen Bursche und Mädchen tanzend versammeln. Der serbische Landmann aber glaubt, daß an diesem Tage die Macht böser Geister, besonders der Hexenzauber, unschädlich gemacht werden könne.

In gewissem Sinne kann man Mariä Verkündigung (serb. Blagovješti, bulg. Blagoveštenije) schon mit der fast in allen Slawenländern üblichen Frühlingsfeier in Zusammenhang bringen. Doch ist es gemeiniglich der Palmsonntag, an welchem man die Auferstehung der Natur, den Anbruch des Frühlings begrüßt. Obwohl dabei die kirchliche Feier vorwiegt, ist den Slowenen Palmsonntag (Cvetna Nedela), den sie auch Blüthensonntag nennen, gewissermaßen ein Frühlingsfest, und die serbischen jungen Mädchen pflegen sich schon tags zuvor im Freien zu versammeln und Lieder zu singen, am Sonntag vor Sonnenaufgang im Flusse zu baden und hierauf unter allerlei Gesängen den Koloreigen zu tanzen. Auch die Bulgaren feiern den Tag mit Sang und Schmaus. In manchen Gegenden ist die Begrüßung des Frühlings von Spielen begleitet. Liebesäußerungen, Umarmungen und Küsse sind dabei gestattet, und die Mütter senden nicht ungerne ihre Töchter dazu, um sich vielleicht einen Bräutigam zu erobern. In Rußland heißen diese Volksspiele geradezu „Brände". Auch werden dabei Frühlingslieder (Wesnianki) gesungen, deren Inhalt die Liebe ist. Ein recht heiteres Volksfest feiern bei diesem Anlasse die Slowenen. Die Hauptfigur desselben ist der „grüne Georg" (Zeleni Juri), ein Bursch vom Kopf bis zum Fuß in grüne Birkenzweige eingehüllt. Unter allgemeinem Jubel

wird derselbe ins Wasser geworfen, was aber selbstverständlich bloß an einem ganz ähnlichen Popanz vollzogen wird. Den Schluß der Frühlingsfeste bildet hier der Fronleichnamstag, an welchem auch die Maibäume in den Dörfern feierlich aufgepflanzt werden. Die Mädchen bieten alles auf, dieselben prächtig zu schmücken, denn: schöne Maibäume, schöne Mädchen, heißt es bei der slowenischen Jugend. Auch Wenden und Hannaken richten Maibäume auf, weniger allgemein die Polen; dennoch geschieht es an manchen Orten Galiziens und zwar mit einiger Festlichkeit. In Wolhynien ist übrigens der ganze Mai als Marienmonat eine festliche Zeit, in welcher Geistliches und Weltliches neben einander hergehen. Täglich finden zu Ehren der Jungfrau kirchliche Umgänge und Predigten statt; jedermann veranstaltet aber auch lustige Maifeste, „Maijuffken" mit Schmaus und Tanz im Freien.

Das große Frühjahrsfest der slawischen Welt ist indeß das Osterfest. Doch trägt es einen fast ausschließlich kirchlichen Charakter, besonders in Rußland, wo es geradezu der Angelpunkt alles kirchlichen Lebens ist. Schon während der Nacht beginnt der eigentliche Gottesdienst, und sobald die Glocken zur Festfreude der Auferstehung anklingen, beglückwünscht sich in ganz Rußland alles, was den orthodoxen Glauben bekennt, wie man sich bei uns etwa zum Neujahr gratulirt. Erblickt man sich nach diesem Augenblick zum ersten Male — und das gilt bis zum Himmelfahrtstage — so werden die Glückwünsche ausgetauscht und ihnen folgt, wenigstens beim Volke, ein dreimaliger Kuß. Auch in Serbien halten sich die Erwachsenen am Ostertage unter allen Umständen für verpflichtet, dem feierlichen Gottesdienste beizuwohnen, und in Bulgarien beobachtet man ähnliche Gebräuche wie in Rußland. An die Armen vertheilt man Eier und Kuchen, und am Ostermontag trägt man bunte Eier auf die Gräber der Verstorbenen! Das Ei,

das Symbol alles Werdens, der Zeugungskraft und der Fruchtbar-
keit, bildet in allen Slawenländern die gewöhnliche Osterga-
be, von Kleinen und Großen gleich freudig begrüßt. Auch
die westlichen, nicht orthodoxen Polen halten Ostern sehr hoch
und gestalten diese Tage zu einem eigenthümlichen Feste, an
das sich mancherlei alte Gebräuche knüpfen. Den Mittel-
punkt derselben bildet gewissermassen das Ostermahl, welches
in vielen Gegenden ungemein reichhaltig ausfällt. Dabei
wird offene Tafel gehalten, alle Freunde des Hauses, ja selbst
Fernerstehende bewirthet, und ich habe es selbst erlebt, daß an
diesem Tage die Gasthäuser in Polen von ihren Kunden keine
Bezahlung annehmen. Man verzehrt gemeinschaftlich die in der
Kirche geweihten Speisen, und das Weihen dieser Święcone,
das in Polen schon am Gründonnerstag durch den Geistlichen
vollzogen wird, bildet für jede Familie ein wichtiges Fest.
Die Ruthenen Galiziens nehmen die Speisenweihe am Oster-
morgen vor und halten gleichfalls in jedem Hause offenen
Tisch. Der zweite Tag erscheint fast allerwärts verschiedenen
Belustigungen gewidmet, die Städte haben das festlichste Aus-
sehen und alle Läden sind geschlossen. In Wolhynien beginnen
dann Volksspiele auf einem freien Platze vor der Stadt, und
bei den Ruthenen tanzt die Jugend neben der Kirche bis zur
Vesperzeit, singt und spielt dabei die „Hajiwki" oder Hain-
spiele. Ebenso wird in Krain Ostern, das Busemfest an vielen
Orten, durch Gesang und Tanz nebst anderen Festlichkeiten
begangen. Selbst in Bulgarien tanzt man am Nachmittag
und Abend bei der Musik des Dudelsacks und der Pfeife, ist
überhaupt sonst in jeder Weise lustig. Dabei geht vielfach
die Sitte des gegenseitigen Begießens mit Wasser, als Sym-
bol des Befruchtens, einher. So thun am Ostermontage in
Rußland die Jünglinge und Mädchen, während die Ruthenen
nur die Mädchen begießen. In den polnischen Dörfern wird

m diesem Tage das Fest des Śmigus (Osterwasser) gefeiert. Es werden nämlich alle jungen Mädchen, die noch keinen Geiebten oder Verlobten besitzen, von den jungen Burschen einjefangen und zum Brunnen geschleppt, wo man sie unter Scherz und Gelächter mit kaltem Wasser begießt. Keine Dorfchöne vermag sich dem unfreiwilligen Bade zu entziehen, wenn ich nicht irgend ein stiller Verehrer ihrer erbarmt, der sie nun durch die Erklärung, sie sei sein Liebchen, vor dem Begießen schützt, worauf alle Bekannten das Paar mit lautem Jubel begrüßen. Bei den Wenden wird am Ostermorgen Wasser aus einem fließenden Gewässer geholt, um sich damit zu waschen und vor Krankheit zu bewahren. Diese Wassergebräuche sind auch in Schlesien gang und gäbe, desgleichen das Anbunten von Eiern mit Figuren, in deren Zusammentellung der Slawe mehr Geschick bekundet als der Deutsche. Ganz Außerordentliches wird hierin namentlich in Mähren geleistet. Dort herrscht in der Hanna auch der Brauch, daß m Ostermontag die erwachsenen Mädchen mit geflochtenen Weidenruthen geschlagen werden, was sie freilich am folgenden Tage den Burschen wohlgezählt vergelten. Dabei werden bunt, mit Vorliebe blau gefärbte und mit den verschiedensten Zeichnungen geschmückte Ostereier ausgetheilt.

Allgemeiner Verehrung erfreut sich bei den Russen wie den Südslawen der ritterliche Drachentödter St. Georg. Bei Serben wie Bulgaren wird der Tag (23. April a. St. = 5. Mai, serb. Djurdjen dan, bulg. Gergjavden), den man möglichst im Freien zuzubringen sucht, mit Lammopfern und vielen abergläubischen altheidnischen Gebräuchen begangen. Mangelt es im Frühjahre an Regen, so werden bei beiden Stämmen Regenprozessionen (serb. Dodola, bulg. Peperudo, d. i. Schmetterling) veranstaltet. Nackte Zigeunermädchen umhüllen sich in Bulgarien mit grünen Zweigen und ziehen vor

die einzelnen Höfe mit Gesängen an die Regengöttin. Aehnlich in Serbien, wo sich ebenfalls eines der Dorfmädchen derart in frisches Grün hüllt, daß bloß das Gesicht frei bleibt. Doch ist hier das Fest von der Geistlichkeit strenge verpönt. Vom Christi Himmelfahrtstage beginnt man dann durch acht Tage die Feste der bei den Südslawen in hohem Ansehen stehenden „Wilen“ oder Feen zu feiern, welche Feld, Wald, Haine, Quellen und Wiesen beherrschen. Pfingsten verherrlicht man durch Spiele und Umzüge, und in Serbien ist hier und da noch die Kraljiče-Prozession, das „Fest der Königin“ gebräuchlich, das zu Ehren der Lelja, der altserbischen Liebesgottheit, gefeiert wurde. Die Slowaken veranstalten zu Pfingsten desgleichen ein sogenanntes „Königsreiten“, das von ihnen auch zu den Hannaken übergegangen ist. Frohnleichnam gehört hauptsächlich den katholischen Slawen an; es bildet den Schluß der Frühlingsfeste bei den Slowenen und ist der höchste Festtag in Istrien.

Allenthalben verbreitet in der Slawenwelt, besonders aber bei den Westslawen beliebt, ist die Feier der Sonnenwende am Johannistage. Die Wenden sammeln an demselben viele gute Kräuter, in Weißrußland geht aber schon in der Johannesnacht alles hinaus aufs freie Feld und schließt kein Auge. Denn in dieser heiligen Nacht schaukeln sich die „Russalken“ in den Zweigen und locken die jungen Bursche. Man baut Scheiterhaufen, springt durchs Feuer, umtanzt es, singt besondere Lieder und erwartet so Sonnenaufgang. Am Frühmorgen wählen die Weißrussen dann das schönste Mädchen des Dorfes, ziehen sie nackt aus und bekleiden sie von Kopf bis zur Zehe mit Blumen. Dann wandert alles in den Wald, wo das Mädchen — die „Kupala“ — zwischen den Gespielinnen Kränze vertheilt mit verbundenen Augen, während der Mädchenreigen sich um sie im Kreise bewegt. Darnach

heißt die ganze Feier auch Kupalafeier; man kennt den Namen auch in Kleinrußland, wo man aber eine Puppe macht, sie mit Kränzen und Bändern verziert und „Marena" nennt. Die Jungfrauen singen und umtanzen sie, die Jünglinge dagegen suchen sie ihnen zu entreißen und werfen sie schließlich zerfetzt aufs Feld oder ins Wasser. Die Ruthenen errichten Scheiterhaufen in Feld und Wald, um die das junge Volk im Kreise tanzt und bacchantisch-schwermüthige Lieder singt. Desgleichen leuchten bei den Slowenen am Johannistage Hunderte von Feuern auf allen Höhen, die von den Chören der Jugend widerhallen. Um den Scheiterhaufen (Kres) tanzen Mädchen und Bursche lustige Reigen. Bei den Großrussen finden sich Anklänge an die eigentliche Kupalafeier der Südslawen, welche diese durch Anzünden weitleuchtender Feuer auf den Bergspitzen begehen. Insbesondere die Mädchen ergötzen sich durch allerlei Spiele, singen und tanzen an diesem Tage, mit dem sich auch mannigfache Liebesgebräuche verknüpfen.

In früheren Tagen wurden ziemlich allgemein, wenigstens bei den Westslawen, Erntefeste gefeiert. Bei den galizischen Polen bestehen sie aber seit Aufhören der Gutsherrschaften fast nur noch dem Namen nach. Den Slowenen gelten sie bloß als Familienfeste; gemeinschaftliche Belustigungen kommen dabei nicht vor. In der Hanna haben sie sich dagegen erhalten und hier wird an vielen Orten auch der Martinstag durch Backen der sogenannten „Martinskipfel" verherrlicht. Dafür wird am Christabend bis zum Aufgang der Sterne gefastet, dann freilich folgt ein tüchtiger Schmaus. Der Dorfhirte zieht mit der Trompete von Haus zu Haus und wird allgemein beschenkt, ebenso das Gesinde und die Kinder. Vom Stefanstage bis Neujahr dauert dann in der Hanna die sogenannte „Freiheit" der Dienstboten, die in dieser Zeit

keinen Dienst leisten. Natürlich ist die Weihnachtszeit überall eine Feierzeit. Sehr originell gestaltet sie sich in Polen, wo man feierliche Umzüge veranstaltet, in Galizien mit dem Christkindlein, wobei Herodes, Maria, Joseph, die Engel und Hirten allesammt durch stämmige Bauernbursche dargestellt werden; bei den Masuren erscheint Adam mit dem Apfelbaume, Eva mit dem verhängnißvollen Apfel, Abraham mit einem Küchenmesser, Moses mit seinem Zauberstab, Aaron mit Schaubroden, Simson umgeben von Philistern mit einem Eselskinnbacken, in dessen Ermangelung ein Kalbskopf dient. Auch Salomo darf nicht fehlen. Die Masuren senden auch die Kinder als Engel verkleidet in die Frühmesse. In manchen masurischen Städten ziehen endlich schon am Weihnachtsabend als Engel gekleidete Kinder mit einer Wiege, worin das Christkind liegt, oder einem goldenen Stern, der an einer langen Stange befestigt ist, singend von Haus zu Haus. Die Ruthenen fasten strenge am Weihnachtstage, bis die ersten Sterne am Firmamente stehen. Nach dem nun folgenden Weihnachtsmahl singen sie theils religiöse, theils humoristische Lieder, die nach der alten Göttin Koljada heute noch „Koljady“ heißen. Die Feier der Koleda am Vorabende des Christtages ist auch in Serbien gebräuchlich, und die Bulgaren nennen den Weihnachtsabend ebenfalls Koleda. Das ganze Weihnachtsfest heißt Božič bei allen Südslawen und wird ausgefüllt mit Gebeten und zahlreichen religiösen Gebräuchen, in die sich viel Vorchristliches mengt. Den Slovenen ist Weihnachten ein Familienfest fürs ganze Volk. Sie backen einen Kuchen (Potica) mit Honig und zerstoßenen Nüssen gefüllt, dann einen ähnlichen Brotkuchen (Poprtnik); die Serben thun desgleichen. Letztere haben aber außer den genannten noch ein besonderes Fest, das nur ihnen eigen ist und auf die Heidenzeit zurückgeht. Es ist

dies das Sippenfest (**Slawa, Krsno Ime**). Jedes Haus hat nämlich seinen Beschützer, seinen Heiligen, dem zu Ehren es Festlichkeiten veranstaltet und Opfer darbringt, ebenso jede Familie ihren Patron, den sie verehrt und der vom Vater auf den Sohn, nicht auf die Tochter, übergeht. Das Sippenfest besitzt eine religiöse und eine gesellschaftliche Weihe. Krsno Ime heißt der Name desjenigen Heiligen, welchen man gerade feiert. Der fetischistische Anstrich des Gebrauchs ist nicht zu verkennen.



XIII.

Volkssitten und Gebräuche.



Das Volksleben der Slawen ist ungemein reich an eigenthümlichen Gebräuchen und Sitten aus altersgrauer Vorzeit, woran sie, besonders die östlichen und südlichen, mit großer Zähigkeit hängen; doch sind erfreulicherweise auch bei diesen einige dieser Reste eines barbarischen Zeitalters schon ausgestorben oder im Erlöschen begriffen, so die vormals weit verbreitete Blutrache, die namentlich bei den Südslawen zu Hause war. Gegenwärtig ist ihr Gebiet auf die Zrnagora und die nächsten Gebirge eingeengt, im benachbarten Dalmatien hat sie aber ganz aufgehört. Aus dem ältesten Rechtsdenkmale der Russen, dem Prawda ruska erhellt ferner die allgemeine Uebung von Gottesgerichten, über welche die altslawischen Gewohnheitsrechte genaue Bestimmungen enthielten; sie dienten sowohl als Beweismittel bei Verbrechen wie als Entscheid bei Rechtsstreitigkeiten; am längsten erhielten sich davon die Feuer-, die Wasser-, und die Zweikampfprobe. Letztere war in Rußland sehr verbreitet, aber auch den Südslawen und selbst den Tschechen bekannt. Ihr Volkslied wie das russische spricht deutlich für den ehemaligen Glauben an Gottesgerichte. Heute sind dieselben nirgends mehr amtlich in Gebrauch, aber im Volksglauben, im Aberglauben, wenn man will, sind noch

der Anklänge eine Menge aufzufinden. So lebt bei den [illegible] Slowenen noch das alte „Bahrrecht“: die Wunden eines Ermordeten fangen an frisch zu bluten, sowie der Mörder die Leiche berührt oder ihr auch nur naht. Die Russen kennen [illegible] unzählige Mittel, durch Gottesgerichte die Zukunft zu erforschen oder einen Missethäter zu ermitteln, im Vergleiche zu ehedem freilich sehr harmlose Gepflogenheiten. Großentheils erloschen sind ferner die alten Rocken- und Lichtengänge, auf die indeß der ländliche Wende immer noch sehr viel hält. Größerer Beliebtheit erfreuen sich dagegen noch die abendlichen Zusammenkünfte in den Spinnstuben. Spinnen ist ja, wie wir wissen, eine Lieblingsbeschäftigung der slawischen Mädchen und Frauen. Die Spinnstuben blühen noch bei den Westslawen, besonders bei Ruthenen und Kleinrussen, dann auch bei den Slowenen, Serben und Bulgaren und sind nicht bloß der Salon der ländlichen Schönen, worin mancher Leibesfaden zum festen Ehebande gesponnen wird, sondern auch der poetische Tempel, in welchem Sagen, Märchen und Volkslieder lustig herumflattern.

Am meisten heften sich die alten Gewohnheiten natürlich an die verschiedenen Vorkommnisse im menschlichen Leben, und hierunter wieder an die drei Hauptereignisse der Geburt, der Heirath und des Todes. Ich will das Wichtigste darüber mittheilen.

Am geräuschlosesten so zu sagen vollzieht sich der Eintritt ins Leben. Im Kreise der katholischen Slawen unterscheiden sich die Gebräuche bei der Geburt eines Kindes nicht wesentlich von den unserigen. Dagegen ist der Taufritus der rechtgläubigen Kirche nicht so einfach und die Kulturstufe ihrer Bekenner führt allerlei abergläubisches Beiwerk im Gefolge. Fühlt z. B. die Bulgarin ihre Stunde nahen, so versammeln sich Eltern und Verwandte im Gemache. Niemand spricht

ein Wort, denn man fürchtet hierdurch die Entbindung zu gefährden. Nun nimmt die „Hadžika" d. i. eine fromme Frau, welche die Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht hat, oder die „Baba" (weise Frau), die Vertreterin unserer Hebamme, deren Hülfe überhaupt bei allen Krankheiten in Anspruch genommen wird, ein Brod, streut Salz und Zucker darauf, stellt ein Glas Wein dazu auf den Tisch und bricht das Brod in zwei Stücke, wobei sie in die Höhe springt. Der Wöchnerin giebt man von dem Weine zu trinken und von allen Gerichten auf dem Tische zu essen. Ist die Bulgarin unter dem Beistande der Baba glücklich entbunden, so entzieht diese das Neugeborene unter allerlei Beschwörungen durch eine Abreibung mit Salz und durch Räucherung des Raumes auch die Mutter allen übernatürlichen Einflüssen. Die glückliche Vermehrung der Familie wird von allen Seiten mit Glückwünschen gefeiert. Am dritten Tage nach der Geburt bringt die Taufpathin Wein, Zucker, Oel, etwas Weizen und ein Blatt Amaranth und bereitet mit Beihülfe der Baba die „Tretini", das heilbringende Bad. Nach dem kirchlichen Taufakte überbringt die Pathin das Kind dem Vater, welcher an der Hausschwelle es mit einem neuen Hemdchen empfängt, worauf ein Festschmaus folgt, zu dem die Geladenen mit Gaben für die Wöchnerin erscheinen. Die Bulgaren nennen diese Sitte „Ponuda". Das Baden des Kindes wird nun vierzig Tage fortgesetzt; am vierzigsten Tage geht die Wöchnerin mit Baba und Kind zum ersten Male zur Kirche und läßt sich einsegnen, was der Bulgare „Tschista molitwa" nennt. Bei den im Banate lebenden Bulgaren sucht die Frau in ihrer schweren Stunde die Hülfe der Dorfhebamme, oftmals aber auch der „Bražitoren". Es sind dies wie die Baba Zauberfrauen oder Hellseher. Nach der Geburt des Kindes ist acht Tage lang ununterbrochenes Wachen nothwendig, da die bösen Dämonen

dem Kinde in dieser Zeit äußerst gefährlich sind. Man trägt es auch so schnell wie möglich zur Taufe, darf aber den Namen eine Woche lang nicht aussprechen, um die Geister auf das Neugeborne nicht aufmerksam zu machen. So geschieht es, daß der Taufname vergessen wird und der Bulgare sich anders schreibt und anders nennt. Beginnt das Kind, das oft noch mit drei bis fünf Jahren an der Mutterbrust säugt, zu laufen, so wird wieder ein kleines Familienfest (**Prostupulnik**) gefeiert, wobei das Kind nach einem Brode laufen muß, das man wie ein Rad im Zimmer rollen läßt. Hat das Kind die Probe bestanden, so giebt die Mutter den dazu geladenen Freundinnen ein ländliches Fest. Im übrigen bleiben die Kinder gänzlich ihrem Stern überlassen. Bei aller zärtlichen Mutterliebe fehlt es an verständiger Kinderpflege und die Sterblichkeit der Kleinen ist erschrecklich groß, selbst bei den Bulgaren Südungarns.

Wächst nun das Mädchen zur Jungfrau heran, so geben die festtäglichen Tanzunterhaltungen, der Gang zum Brunnen und die winterliche Abendunterhaltung der Spinnstuben (**Sedianka, Sedenka**) Anlaß, die Bekanntschaft junger Männer zu machen, die nicht selten zur Ehe führen. Im allgemeinen freilich ist bei den Südslawen das Heirathen für beide Theile nicht Sache des freien Willens, sondern mehr ein Gebot der Nothwendigkeit und des Uebereinkommens zwischen den Familien, wobei weniger auf persönliche Vorzüge, als auf Abstammung und materielle Umstände gesehen wird. Den Bulgaren gehen physische Stärke und Arbeitsamkeit des Mädchens über Schönheit. Gewöhnlich heirathen die Mädchen im Alter von 16—20, die Bursche in jenem von 20—25 Jahren. Die Unterhandlungen mit den Eltern des Mädchens werden vertraulich eingeleitet, ihre Ausstattung wird genau festgestellt und ebenso das Kopfgeld, mit dem sie der Werber gewissermaßen

erkaufen muß. Insbesondere der Serbe hält seine zu verheirathenden Mädchen sehr hoch im Preise. Ist alles geordnet, dann erst wird durch Freunde des Bräutigams förmlich um das Mädchen geworben, der Ring des Werbers überbracht und jener des Mädchens dafür übernommen, worauf Braut und Bräutigam Blumensträuße an die Jungfrauen der befreundeten Familien übersenden. Manchmal indeß entschließt sich der Jüngling doch, wenn Liebe dabei im Spiele ist, die Einwilligung des Mädchens vor jener ihrer Eltern zu erlangen und direkt um sie zu werben, indem er ihr ein Lamm mit einem Blumenstrauß sendet, was sie mit einem Lamm und einem Goldstück erwidert. Diese Art des Einverständnisses heißt „Godiaska". Einige Wochen darauf wird die förmliche Verlobung (Godej) unter gegenseitigem Beschenken der Brautleute und der Eltern festlich begangen. Nach dieser Förmlichkeit darf der Bräutigam die Braut besuchen, aber niemals allein; selbst einen Kuß kann er sich nur verstohlen erlauben. Doch kommt auch vor, daß die Eltern der Erwählten sich weigern, dem Herzensbunde zuzustimmen, so daß keine Verlobung stattfinden kann. Dann entläuft wohl das Mädchen und flüchtet sich zu dem Burschen; erscheint sie in solchem Falle freiwillig mit ihm im Hause seiner Eltern, so schürt sie dort am Herde das Feuer aus einander, und wird sie hierauf zum Niedersetzen aufgefordert, so gilt dies als zustimmendes Zeichen ihrer Aufnahme. Erfahren nun ihre Eltern, daß die Tochter schon in den Händen des Verehrers ist, so wird die Verbindung gewöhnlich bewilligt. Dieses Vorgehen des Mädchens heißt „Pristanka". Manchmal aber, wenn sie die Hand des Bewerbers ausschlägt, sucht dieser die erste beste Gelegenheit, die Geliebte zu entführen, worauf dann gewöhnlich die förmliche Verlobung unter Einwilligung der Eltern erfolgt. In Serbien, noch mehr in der Bácska, im

Banat und in der slawonischen Grenze ist die Heirath bereits Sache der freien Wahl, namentlich seitens des Mannes, und in diesen Gegenden ist die Sitte des Mädchenraubes (Otmica), allgemein, besonders wenn die beiden sich lieben und auf Hindernisse stoßen. Der Bursche entführt nächtlicherweile das Mädchen in ein nachbarliches Dorf, auch direkt in sein Haus, wo sich beide gewöhnlich sofort trauen lassen oder bis zum Augenblicke warten, in dem die widerstrebende Familie nothgedrungen ihre Zustimmung ertheilt. Früher waren solche Entführungen nur selten und galten allgemein als Schande; heute aber fällt es in den vorerwähnten Gegenden gar nicht mehr auf, wenn sich hin und wieder ein flotter Bursche sein Mädchen „raubt".

Wird die Werbung jedoch nach Herkommen und Sitte vorgenommen, so findet die Heirath in Bulgarien selten vor mehreren Monaten, oft aber erst, namentlich falls die Verlobten noch sehr jung sind, in einigen Jahren statt. Die Hochzeit beginnt gewöhnlich am Mittwoch oder Donnerstag mit Musik und gegenseitigen Geschenken an Kleidern, Stoffen und Hausgeräthen. Am andern Tage werden die Brautleute unter Musik von ihren Eltern und Freunden ins Bad begleitet. Sonnabends beginnen die gegenseitigen Besuche, immer unter den Klängen eines Dudelsacks oder auch einer besseren Musik, aufs neue. Während die Frauen und Mädchen bei der Braut bleiben, unterhalten sich die Männer und Bursche bis Sonntag früh mit allerlei Scherzen beim Bräutigam. Nun erst erfolgt die Einladung an die Hochzeitsgäste, zur kirchlichen Trauung, welche in Serbien und Bulgarien stets auf den Sonntag verlegt wird. Braut und Bräutigam ziehen im Dorfe herum und lassen die Gäste Wein aus einer Flasche trinken. Alsdann begiebt sich das Brautpaar mit allen Gästen zuerst in das Haus des Gevatters (Kum), von

dort in jenes der Braut und von da zur Kirche. Der Zug trägt ein heiteres, oft lustiges Gepräge. In der Wojwodina fährt man zu Wagen, in Serbien ziehen jedoch selbst Wohlhabende zu Fuß zur Kirche. Eine kleine Musikbande, auf dem Lande auch nur ein Dudelsackpfeifer und Flötist (Swiralač), schreiten voran. Ihnen folgt unmittelbar die unverschleierte, vom Brautführer (Dever), gewöhnlich dem Bruder des Bräutigams, geführte Braut, umgeben vom Leiter des Hochzeitsfestes (Starisvat), den Beiständen (Kum), den Fahnenträgern (Bajraktar), den Lustigmachern (Tschausch oder Glumpac), den Eltern, Verwandten und Freunden. Der Dever geleitet die Brautleute zum Altar vor der Ikonostasis, ihm zur Seite stehen die Kume, mit brennenden Kerzen, während Verwandte und übrige Theilnehmer hinter ihnen im Halbkreise sich gruppiren. Der Priester spricht den Segen, setzt die in jeder Kirche für diese Zeremonie vorräthigen Metallkronen auf die Häupter des Brautpaares, während der Kum gleichzeitig beider Köpfe mit einem zum Brautgeschenk bestimmten Stoffe bedeckt oder ihn an ihren Schultern befestigt. Während ein Gesang ertönt, umgeht das Paar dreimal den Altar, die Gäste aber streuen Fruchtkörner und Geldstücke aus. Nun werden die Neuvermählten beglückwünscht und auf die Stirne und die noch immer auf dem Kopfe befindliche Krone geküßt. Nach der Trauung zieht die Braut in das Heim ihres Mannes, von mindestens zwei Anstandsfrauen begleitet. Dem feierlichen Zuge folgt in angemessener Entfernung ein altes Weib, welches dafür Sorge trägt, daß niemand auf dem Wege Mangel an Speisen leide. Im Hause des Mannes kommt dessen Mutter der jungen Frau entgegen und überreicht ihr ein Brod, womit der neue Hausstand beginnt. Dann setzt man sich zum Hochzeitsschmause, darauf folgen Tänze und

Lustbarkeiten, gewöhnlich bis zum andern Tage, wenn nicht gar noch länger.

Mit geringen Abweichungen ist dies der Verlauf aller slawischen Hochzeiten. Beide Parteien sind dabei bestrebt, die größtmöglichste Pracht und Herrlichkeit zu entfalten. Besonders bietet der Bräutigam alles auf, um vor seiner Braut als „Held" (Junak) zu erscheinen, und Gäste werden weit und breit geladen. Reiche pflegen dabei auch Uneingeladene ausgiebig zu bewirthen. Die wichtigsten Persönlichkeiten, nämlich die Brautleute, spielen aber nur eine untergeordnete Rolle. Die eigentlichen Würdenträger sind die „Svati", welchen eine große Bedeutung zukommt, die größte indeß vom religiösen Standpunkte dem Trauungsbeistande (Kum), der dadurch ein dauerndes Band mit dem jungen Paare verknüpft. Der Kum, welchen der Bräutigam bestellt, heißt der „Dicke", zum Unterschiede von dem der Braut, der bloß ein Statist ist. Dem dicken Kum zur Seite steht ein Beistand, der zuweilen auch Fahnenträger in einer Person ist. Gewöhnlich sind zwei Brautführer bestellt, ein rechter oder großer und ein linker oder kleiner, die der Bräutigam nur unter besonders zuverlässigen Freunden, auf die er ganz und gar vertrauen darf, auswählt, denn es besteht hie und da, z. B. in der Bocca und Herzegowina, der Brauch, daß die Deveri die erste Nacht allein mit der Braut das Lager theilen. Würdenträger ist aber auch der rechte oder große Brautführer. Am meisten bemerkbar macht sich der unvermeidliche Bruder Lustig, der unverwüstliche Spaßmacher und Possenreißer, dem alles und jedes erlaubt ist, der sich aber auch alles und jedes erlauben. In Steiermark pflegt man ihrer gleich zwei für dieses Amt zu bestimmen. Versteht solch ein Tschausch sein Gewerbe, so ist er weit und breit eine gesuchte und beliebte Persönlichkeit. Die gewichtigste Stimme hat aber der Fest-

ordner, dem das Geschäftliche zu übersehen und zu versehen obliegt und der zugleich vor der Tafel, bei der Tafel und nach der Tafel die Gesundheiten ausbringen und deshalb ein trunkfester Mann sein muß; denn der Becher muß jedesmal voll sein und auf einen Zug bis zur Nagelprobe geleert werden. Diese Würdenträger sind eine ganz südslawische Einrichtung und haben sich selbst in Steiermark, wo doch das Slawische fast zu Grabe getragen ist, unter deutschen Namen bei Hochzeiten behauptet.

Bei West- und Ostslawen begegnen wir den eigenthümlichen Heirathsmärkten, welche noch jetzt in den westlichen Karpathen und während der Osterwoche in einigen Provinzen Rußlands abgehalten werden. Früher war es selbst in Petersburg und Moskau üblich, daß alle heirathsfähigen Männer und Jungfrauen sich am Ostersonntage und den folgenden Tagen nach den öffentlichen Gärten begaben, wo die Reichen dann die Auswahl hatten. Fand man ein hübsches Gesicht, so redete man die Eigenthümerin an und erkundigte sich nach dem Namen ihrer Eltern; war sie mit dem Anerbieten einverstanden, so gab sie die gewünschte Auskunft und die Heirathsvermittlung nahm sofort ihren Anfang. Die Landleute pflegten von weit her diese Heirathsmärkte zu besuchen; heutzutage haben die besseren Stände die alte Sitte aufgehoben, und die Märkte werden dort, wo sie überhaupt noch bestehen, zum größten Theil nur von Mädchen der niedrigen Schichten besucht. Wird ein Paar verlobt, so findet eine Festlichkeit statt, bei welcher der Braut vor Zeugen eine Haarlocke abgeschnitten und dem Bräutigam gegeben wird, der seiner Geliebten dafür einen silbernen Ring mit einem Türkis, einen Mandelkuchen nebst etwas Salz und Brod überreicht. Von nun an sind die Beiden unlöslich verbunden, wenn sie sich nicht selbst durch Rückgabe von Ring und Haarlocke ent-

Gruße, die Eltern um ihren Segen und begiebt sich nunmehr in die Hütte der Braut. Auf der Schwelle empfängt ihn die Schwiegermutter und überreicht ihm einen mit Hafer und Wasser gefüllten Topf. Dessen Inhalt schüttet er auf die Mähne seines Pferdes aus und übergiebt das leere Gefäß dem ältesten Verwandten, der es zur Erde wirft. Geht es entzwei, so wird nach dem Volksglauben das Erstgeborne ein Knabe, andernfalls ein Mädchen. Nun begeben sich alle in die Hütte, wo die Braut, richtiger die junge Frau, am Tische sitzt, neben ihr aber mit blankem Säbel ihr Bruder oder ein anderer männlicher Verwandter. Ein Freund des Gatten nähert sich ihm mit der Frage, weshalb er da sitze. „Ich hüte meine Schwester," lautet die Antwort. — „Sie gehört nicht mehr Dir, sondern uns." — Ist es so, dann bezahlt mir für ihre Verpflegung." Ein Handel entspinnt sich; endlich wird man einig, und der Bruder räumt dem Gatten das Feld. Diese Sitte herrscht auch bei Großrussen. Nachdem der Gatte die Frau errungen, fängt das Singen, Tanzen und Schmausen an und dauert bis nach Mitternacht, um am nächsten Tage wieder zu beginnen. Bei den Ruthenen Galiziens dauert so jede Hochzeit mehrere Tage mit ununterbrochenem Zechgelage und Tanz. Eine Unzahl Lieder begleitet die dabei beobachteten Gebräuche; jede Gegend besitzt deren andere, und jede in Hülle und Fülle. Nach einigen Tagen enden die Hochzeitsfeierlichkeiten mit Besuchen des jungen Paares bei den Verwandten und Freunden.

Einen zwar ähnlichen, aber doch in manchen Stücken abweichenden Verlauf nimmt die Hochzeit in Polen. Die Einladungen besorgen die „Brautdiener" (Druschki), feierlich ausstaffirt mit langen Röcken, weißen Schärpen über der Schulter und großen Blumensträußen an Brust, Arm und Hut, von dem noch viele buntfarbige Bänder flattern. Bei

jedem Geladenen werden sie mit Branntwein bewirthet, dem sie auch ohne Widerspruch so fleißig zusprechen, daß am Ende die Füße den Dienst versagen. Die Geladenen übersenden dann der Braut Kuchen und Brod, Milch, Eier, Butter, Gänse, Hirse, Bohnen u. dgl. Am Hochzeitstage holen jene Brautdiener die Gäste nach der Wohnung der Braut, welche ihnen mit Branntwein, Brod und Kuchen aufwartet. Den Weizen dazu mahlen sie sich meist selbst auf einer Handmühle. Der Spielmann fiedelt dazu, die Mädchen erwählen sich durch Anstecken eines Bandes ihren „Kavalier“ und der Tanz wird eröffnet. Sind alle Gäste versammelt, so geht's zur Kirche; vorher hält aber einer der Gäste eine Anrede, die sogenannte „Auswerbung.“ Nun fährt ein großer Wagen, gewöhnlich ein Erntewagen, vor, und alles eilt, darauf Platz zu nehmen, der Musikus voran, alle andern bunt durch einander, oft wie Heringe auf einander geschichtet. Die Druschki mit angesteckten Tüchern und Pistolen in der Hand, der erste Brautdiener außerdem noch mit einer großen Reitpeitsche bewaffnet, schwingen sich auf die Pferde und der Zug setzt sich in Bewegung. Der Musikus beginnt zu spielen, Frauen und Männer singen aus Leibeskräften, während die Brautdiener durch Abfeuern der Pistolen den Tumult vervollständigen. So gelangt man zur Kirche. Nach der Trauung kehrt man in ein Wirthshaus ein und trinkt und tanzt dort noch ein paar Stunden. Zu Hause wird sogleich allerlei Speise aufgetragen, was Sache des ersten Brautdieners ist. Bei solchen Gelegenheiten thut sich oft eine Wohlhabenheit kund, die man in den meist niedrigen und schmutzigen Behausungen kaum erwarten würde. In der Regel ist der Tisch freilich weder allzu viel noch mit köstlichen Gerichten besetzt, doch thut dies der Fröhlichkeit keinen Eintrag. Ist der Tisch leer, was sehr bald geschieht, so beginnt der Tanz und dauert

ohne Unterbrechung bis zum andern Morgen, um nach kurzer Rast wieder zu beginnen und den ganzen Tag über anzuhalten. Am Abend dieses zweiten Tages wird die junge Frau in eine besondere Kammer oder Stube geführt und dort „gehäubt", wobei nur Frauen gegenwärtig sein dürfen; doch suchen auch Männer sich hineinzudrücken, weil dort Braten verabreicht wird. Auf die „Behäubung" folgt die „Auskaufung" der Frau. Etliche Männer verkleiden sich, wobei ein als Jude Vermummter mit einem großen Sack voll Scherben nicht fehlen darf. Dabei werden der jungen Frau alle möglichen Fehler nachgesagt und sie selbst in unbeschreiblicher Weise bemäkelt. Schließlich bleibt der junge Gatte Käufer. Sogleich beginnt der „Brauttanz", den nur die Frauen unter Gesang mit den Neuvermählten aufführen und nach dessen Beendigung wieder alles am Tanze theilnimmt. Oft erreicht aber erst am vierten Tage die Hochzeit ihr Ende.

Höchst bezeichnend sind die Hochzeitsgebräuche der Góralen oder Bergpolen. Bei der Auswerbung verlangt der Festordner (Starosta) für das junge zu vermählende Paar den elterlichen Segen. Die Eltern der Braut, welche zur Ausrichtung des Hochzeitsschmauses verbunden sind, stehen mitten in der Kammer; ihnen nähert sich die bräutliche Tochter und fällt ihnen dreimal zu Füßen, dann kommt der Bräutigam und thut ein Gleiches. Mutter und Tochter lassen ihren Thränen freien Lauf, die ihnen denn auch reichlich über die Wangen rinnen. Der Vater und der Bräutigam vermeiden dieses unmännliche Schmerzenszeichen und bewahren einen gewissen wehmuthsvoll freudigen Blick. Während dies in der Kammer vorgeht, singt die Gesellschaft schmermüthige Lieder auf die Trennung von Mutter und Tochter. Nach Beendigung dieser feierlichen Familienhandlung verfügen sich alle Junggesellen mit dem Bräutigam zur Stubenthür, wo sämmtliche

Frauen und Mädchen einzeln hinausgehen; bei jeder fragt die junge Männerwelt den Bräutigam, ob diese vielleicht seine Erkorene sei, was er so lange verneint, bis sie wirklich, und zwar als die letzte im Zuge, an die Reihe kommt. Auch die Kirchenfahrt gestaltet sich bei den Góralen anders als im Flachlande. An der Spitze des Zuges erscheinen die berittenen und festlich geschmückten jungen Männer, ihnen folgen die Wagen mit den Brautführerinnen und der gesammten weiblichen Verwandtschaft und Bekanntschaft, mitten unter ihnen die älteste Brautführerin; dann erst folgt der Wagen mit der Braut; gleich nach ihr jener mit der Festmusik und ganz zuletzt jene des Bräutigams und der übrigen männlichen Gäste. An einer gewissen Wegestelle findet aber der Bräutigam denselben mit einem Strohseil von einigen munteren Leuten versperrt, welche sich als Sicherheitsausschuß geberden und ihn um Namen und Herkunft befragen, auch Beglaubigungsschreiben verlangen. Der Festordner, sich stellend, als lese er dies alles aus seinen Papieren heraus, ertheilt ihnen verkehrte und komische Antworten, bis endlich der Bräutigam ungeduldig das Strohseil zerreißt, worauf den Vorausgefahrenen nachgeeilt wird. Die Rückfahrt geht schnurgerade ins Wirthshaus, wo das Ehrenmahl stattfindet. Diesem folgt die „Auskaufung", wobei die jungen Männer der Reihe nach die Brautführerinnen und zuletzt die Braut selbst dem Neuvermählten um einen gewissen Preis anbieten, — wohl eine Erinnerung an den einst wirklich üblichen Brautkauf. Während dieser Zeremonie gebietet die Sitte der Neuvermählten zu entfliehen, um dem Hauptpunkte der ganzen Feier, der „Behäubung" (Czepienie) zu entgehen. Doch wird sie von den anwesenden jungen Männern ergriffen und zum Niedersetzen genöthigt. Die älteste Brautführerin nimmt ihr nun den Kranz mit den Bändern vom Haupte und schenkt ihn den

Spielleuten, giebt der Neuvermählten einen leichten Backenstreich, zerschlägt einen irdenen Topf auf ihrem Rücken und setzt ihr endlich die Haube auf, wobei die Dulderin einige darauf bezügliche, schwermüthige Strophen singt. Des andern Nachmittags versammelt sich nochmals die ganze Hochzeitsgesellschaft, um dem jungen Paare das Geleit bei ihrer Uebersiedlung in die neue Haushaltung zu geben. Damit haben die Hochzeitsfeierlichkeiten ihr Ende.

Das Wesentlichste an diesen Hochzeiten der polnischen Landbevölkerung ist die dabei thätige Musik, die bei den Krakusen aus Violine und Baßgeige, im Gebirge aus Dudelsack und einer Art Hirtenflöte (Swirala), in der Ebene, unter den Masuren, aus Geige und Cymbal zu bestehen pflegt. Die schlesischen Polen rufen dazu gewöhnlich wandernde „böhmische Musikanten“ herbei und benehmen sich städtisch, tanzen auch Polka und Walzer. Ziemlich den gleichen Charakter tragen die Hochzeiten in der Slowakei Oberungarns; bei den Bemittelten währen sie oft mehrere Tage, wobei es an Versen bei jedem Gerichte und an Liedern gleichfalls nicht fehlt. Und mehrere Tage dauert manche Hochzeit sogar bei den Lausitzer Wenden, welche die charakteristischen Züge der slawischen Hochzeit ebenfalls noch bewahren. Auch bei ihnen spielt der „Druschba“ oder „Braschka“, der Brautdiener, hier zugleich Brautführer, eine wichtige Rolle. Er ist schon bei der Werbung um die Braut thätig und muß Wortführer und Leiter der Verlobung sein; er ist der erste Kopulator. Für die Hochzeit hat er die Gäste zu bitten, was mit einer feststehenden Einladungsrede geschieht. Festlich geschmückt nimmt er die Braut bei der Rechten und führt sie zur Trauung. Ihm wie dem Bräutigam werden scheinbare Hindernisse bereitet, ehe sie Eintritt ins Hochzeitshaus erlangen. Vor dem Gange zur Trauung hält der Braschka eine rührende Ansprache, die

„Auswerbya", an die Versammlung, wobei viele Bibelsprüche und insbesondere das Beispiel des alten Tobias und seines Weibes angeführt werden. Natürlich fehlt es auch bei den wendischen Hochzeiten nicht an Gastereien, Musik und Tanz, welche nach erfolgter Heimführung der Neuvermählten durch die Hochzeitsgäste und die Spielleute von neuem beginnen, denn überall werden bei den Slawen wie bei uns die Hochzeiten einem stillen Uebereinkommen zufolge, als „fröhliche Ereignisse" gefeiert.

Ebenso eigenartig sind auch die mannigfachen Begräbnißgebräuche der slawischen Völker. Bei den in deutscher Mitte lebenden Wenden fehlt den Leichenfeierlichkeiten fast alles Gepränge. Dem Verstorbenen wird ein weißes Leibchen oder irgend ein farbiger Stoff als Leichengewand angelegt. Der Sarg ist bei Armen manchmal ohne Anstrich und ohne jegliche Zier. Vor der Abfahrt der Leiche labt sich die Versammlung mit Speise und Trank und nach derselben werden Thüren und Thore des verlassenen Gehöfts geöffnet. Nach dem Begräbniß kommen die Trauerleute wieder im Trauerhause zusammen, sofern sie „ins Leid gebeten" waren; man sagt „sie gehen ins Leid". Es findet ein Traueressen statt, das oft mit Heiterkeit endet. Die Trauerfarbe der Wenden ist weiß. Richard Andree hat diese auffallende Erscheinung weiter verfolgt, aber nur in ehemals slawischen Ländern angetroffen, so im Vogtlande, um Plan bei Eger in Böhmen und im Hannöverschen Wendlande. Allgemein slawisch ist die Sitte indeß nicht, denn manche Stämme kennen den Gebrauch, Trauerkleider zu tragen, überhaupt nicht; den Góralen z. B. ist er gänzlich unbekannt. Wohl aber sprechen sie nach dem Begräbnisse, bei dem jeder Anverwandte und geladene Gast eine Scholle Erde auf den Sarg fallen läßt, dem Branntweine wacker zu. Die frommen istrischen Slawen tragen da-

gegen ihren Traueranzug ein volles Jahr und bisweilen noch länger. Die Männer, welche die Bahre begleiten, ziehen alle ihre Tuchkleider an, selbst bei der brennendsten Hitze, die Weiber hingegen verhüllen sich mit einer Art dunkler Teppiche, welche bis auf den Boden reichen. Die Bestattungssitten der Ostslawen, noch mehr der Südslawen, tragen viele Spuren des Heidenthums an sich und zeugen von einem sehr engen Begriffe vom Tode und vom Leben jenseits des Grabes.

Bei einem so religös gesinnten Volke, wie das russische, liegt in der Art und Weise, wie es für seine Todten sorgt, etwas Patriarchalisches und Rührendes. Sie eilen nicht, sich von dem geliebten Dahingeschiedenen rasch zu trennen, sondern errichten demselben in den höheren Ständen ein hohes Trauergerüste in ihrem reichsten Gemache. Den Tag über, ja selbst während der Nacht, lesen Kirchensänger und Diakonen Gebete am Sarge des Verstorbenen, der, in seine besten Kleider gehüllt, von Kandelabern mit dicken brennenden Wachskerzen und Blumen umgeben, auf dem Paradebette ausgestellt da liegt. Der Zutritt zu ihm steht jedem offen und häufig kommen gänzlich Fremde, ihn zu sehen, auch ein Gebet zu sprechen. Kinder liegen allemal in einem hübschen rosenrothen, die jungen Mädchen in einem himmelblauen Sarge, ältere verheirathete Frauen erhalten einen solchen von violetter Farbe. Zum Ueberzuge desselben werden Seide und Sammtstoffe genommen, die Aermeren begnügen sich mit einem bloßen Anstrich, aber stets in freundlichen Farben. Wer einem Leichenzuge begegnet, nimmt den Hut ab und sendet, sich bekreuzigend, ein Gebet für den Verstorbenen zum Himmel. Die kirchlichen Zeremonien, wie die am Sarge, sind lang und höchst feierlich. Fackelträger begleiten, neben und hinter dem Sarge gehend, den Zug, auch die Geistlichkeit folgt zu Fuß

gefüllten Gläser leert. Nach dem Schmause gelangen Nüsse und Früchte zur Vertheilung, und damit endet der Begräbnißtag, an dem alle recht traurig und niedergeschlagen zu scheinen sich bemühen. In Istrien hält nach dem allerdings sehr bescheidenen Mahle der Aelteste von der Gesellschaft oder der Pfarrer, wenn er anwesend ist, eine kurze Rede zu Ehren des Verblichenen und empfiehlt ihn einmal dem Gebete der Gäste. Darauf knien alle nieder, beten und nehmen betrübt Abschied von einander. Wir begegnen dem Leichenschmause endlich in Serbien und allen Serbenländern, wie in Bulgarien. In Serbien wird bei dieser „Daća" im Hause des Beerdigten für dessen Seelenheil viel Raki getrunken. Diese Todtenmahle wiederholen sich in Serbien nach Ablauf von vierzig Tagen, nach sechs Monaten und einem Jahre, gewöhnlich am Samstag Abend oder Sonntag Morgen. Man ladet die ganze Gemeinde zum Erscheinen ein und auch der Geistliche kommt, um Gebete für das Seelenheil des Verstorbenen zu lesen. Er wohnt auch in Bulgarien stets dem Leichenschmause bei, der dort noch am selben Abend im Trauerhause gegeben wird. Doch verläuft er in aller Stille, und man begnügt sich, mit einigen Gläsern Raki auf das Seelenheil des Dahingeschiedenen zu trinken.

Die Angelegenheit des Todtenmahles scheint den Südslawen so wichtig, daß der sterbende Bulgare ihn mitunter noch vor seinem Ableben mit den Angehörigen bespricht. Der merkwürdige Fatalismus, der ihn durchs Leben führte, verläßt ihn auch im letzten Augenblicke nicht. In Serbien schildert der Kranke selbst in singend-wehmüthigem Tone sein Leid, erzählt von der harten Pein, die ihn getroffen, von dem Tode, der ihm bevorsteht u. s. w. Wenn sein Zustand die Nähe des Endes vermuthen läßt, erscheint, um ihm das Sterben zu erleichtern, der Priester, um ihm die Beichte ab-

zunehmen. Das ist das Wichtigste. Hat der Sterbende endlich den letzten Seufzer ausgehaucht, so wird der Leichnam gewaschen und festlich gekleidet, seine Brust mit einem Kreuz aus Wachs und Gold- oder Silbermünzen geziert. Neben das Schaulager stellt man brennende Wachskerzen und Blumen. War der Verstorbene noch unverheirathet, so schmückt ihn in Oesterreich ein Kreuz von weißen Rosen. Die Serben bringen den gleichfalls mit Blumen geschmückten Sarg zuerst zur Kirche, wo sie ihn im Schiffe absetzen und von da erst nach dem Friedhofe tragen, die Bulgaren thun dies direkt vom Trauerhause, wo die Leidtragenden sich versammeln und dem Heimgegangenen die letzte Ehre erweisen, indem sie ihn mit Weihwasser besprengen, oder wie in Bulgarien sein Gesicht küssen als Symbol der Versöhnung. Ueberall außerhalb Oesterreich-Ungarns ist es bei den Südslawen, wie im Morgenlande überhaupt, Sitte, den Leichnam offen im Sarge, mitunter auch ohne einen solchen, zum Friedhofe zu tragen, damit jeder Vorübergehende wahrnehmen könne, daß der zu Bestattende auch wirklich todt sei. In Bulgarien wird der Leichnam schon wenige Stunden nach dem Tode zur Kirche gebracht, dort eingesegnet und der Muttererde übergeben. Oft ohne weiteres priesterliche Geleite fährt der mit zwei Ochsen bespannte Karren ihn auf den bescheidenen Friedhof, wo er in einer kaum metertiefen Grube versenkt wird. In Serbien wird der offene Sarg von vier bis sechs Personen getragen, und an dieser letzten Liebespflicht betheiligen sich meistens die Kume und persönlichen Freunde des Verblichenen; die Leidtragenden werfen eine Hand voll Erde in die Grube und kehren dann zum Leichenschmause zurück. An den oben erwähnten Gedenktagen besuchen die Angehörigen, besonders die Frauen, das Grab, und man meint den Todten am besten zu ehren, indem man an diesen Tagen einen Theil der aufge-

tragenen Gerichte, gewöhnlich eine Schüssel Reis, Kuchen u. s. w., dann Wein und Branntwein auf dessen Grab niederlegt. Der Wahn, man müsse die Todten nähren, dürfe es ihnen an nichts fehlen lassen und dadurch beweisen, daß man stets ihrer in Liebe gedenke, herrscht mehr noch als in den Serbenländern bei den Bulgaren, ist aber fast allerwärts bei den Slawen verbreitet. Die „Todtenspeise“ (**Kutja**) der Russen haben diese sogar in Sibirien als „Cominka“ (Erinnerungen eingebürgert). Auch dort gehen sie auf den Kirchhof und nehmen Schüsselchen voll gekochten Reis, mit kleinen Rosinen und gestoßenem Zucker gewürzt, mit sich und verzehren diese am Grabe. Auch die österreichischen Südslawen bringen Speise auf die Gräber, und das Todtengericht (**Kolewo**) der Bulgaren besteht aus einem riesigen Kuchen von Weizen mit aufgestreuten Nüssen, Gewürzen, Zucker und einem aufgelegten Kreuze von gleichen Ingredienzien. Dieser Kolewo wird auf dem Grab unter vielfachen **Bog da prosti!** (Gott verzeihe Dir!) gekostet und zum Theil den Ortsarmen gespendet. Man meint, daß dies den Verstorbenen eine angenehme Erquickung bereite, und der Glaube an das materielle Bedürfniß der Dahingeschiedenen ist nach den Berichten von F. Kanitz, dem ich das Vorstehende entlehne, in Bulgarien so tief eingewurzelt, daß die Frauen, wenn ihnen von ihrem verstorbenen Gatten träumt, dies als eine übernatürliche Anzeige und Aufforderung betrachten, er hungere, dürste und fordere Speise und Trank.

Die dem Westeuropäer auffälligste Begräbnißsitte ist indeß unzweifelhaft jene der fast im ganzen Bereiche der Slawenwelt üblichen Todtenklagen. Man begegnet ihnen schon in Istrien, wo die Weiber mit Thränen, Schluchzen und lautem Geheul, wie die Klageweiber der alten Römer, dem Sarge folgen. Sie preisen die Tugenden des Verstorbenen, zählen

[illegible] Worte auf, sprechen zu ihm, als wäre er noch am [illegible] und wiederholen die guten Lehren, die er ihnen vor [illegible] Hinscheiden gab. Bei den übrigen Südslawen Oester-[illegible] Ungarns wird schon im Sterbehause bei der Leiche von [illegible] Weibern ein lautes, oft herzzerreißendes Weinen und Jammern erhoben. Häufig kommen diese Weinerinnen (in [illegible] Pokojnice Todtenweiber, an der dalmatischen Küste zwischen Spalaten und Trau Narykatsche Klageweiber [illegible]) aus anderen Dörfern herbei. Sie erhalten einen be-stimmten Lohn und vergießen hiefür heiße Zähren, wobei sie in [illegible]bekannten Reden ihre unendliche Trauer über den Ver-lust des ihnen so theuren Menschen zu erkennen geben. Diese Reden werden nach einer bekannten Schablone gehalten; [illegible] wird gesagt, womit der Verstorbene sich beschäftigt hat, dann werden Lobeserhebungen hergezählt und dann folgt ein Trost für die Hinterbliebenen. In dieser Gestalt ist die Todten-klage wohl der wunderlichste und widerlichste Brauch, den man sich vorstellen kann. Wer einmal im Felsengebirge der [illegible] die Todtenklage der slawischen Weiber vernommen [illegible] der vergißt dies sein ganzes Leben nicht mehr, denn es [illegible] immerwährend in den Ohren. Wie wenn Hunderte von [illegible] Hunden, Katzen und Kälbern losgelassen wären, so [illegible] das Geschrei in die nächtliche Einöde hinaus. Dabei [illegible] sich die Weiber wie wahnsinnig, zerraufen sich das [illegible] beschmieren sich mit Koth, zerkratzen sich die Gesichter und [illegible] sich wie in unbändigem Schmerz. Zuweilen will kein [illegible] in das Geheul kommen; dann bringen sie noch [illegible] Verwandte herbei, die es aus dem Fundament [illegible] mit nervenerschütterndem Beispiel [illegible]. Wenn man sieht, wie die Weiber solchergestalt [illegible], dann kann man sich der Vermuthung [illegible], daß das Ganze doch nur Komödie sei.

In Serbien beginnen die Todtenklagen schon am Sterbelager des Verscheidenden und da dürfen wir wohl an die Echtheit des Gefühles glauben, wenn wir die herzzerreißenden Klagen der Gattin um ihren Mann vernehmen. Aber auch die Nachbarn, Verwandten und vor allen Mutter und Schwester stimmen markdurchdringende Klagegesänge an. Sie besingen das große, ihnen bevorstehende Unglück der Trennung vom Liebsten auf Erden, preisen die Vorzüge des Scheidenden. Die Frau löst wohl ihre Flechten auf und, mit dem jüngsten Kleinen im Arme, beschwört sie in schauerlichen Tönen den Gatten, sie nicht allein zurückzulassen. Wir sehen, sagt Kanitz, die antike Todtenklage im Homer und Vergil sich wieder verlebendigen. Wir hören aber auch Gleichnisse von erhabener Schönheit, welche mit jenen in den Miriologien Griechenlands und Korsikas wetteifern. Am Grabe beginnen dann die Todtenklagen unter dem stetigen Kehrrufe: Kuka mene! (Wehe mir!) mit erneuter, wenn möglich mit gesteigerter Kraft, wobei Schreie der Verzweiflung aus Frauenmund erschallen. Auch in Bulgarien brechen Frau und Kinder in Klagen der Verzweiflung aus, als würde der ganze Wohlstand und die Zukunft des Hauses mit dem Verstorbenen zu Grabe getragen.

Die Todtenklagen kehren auch im Norden wieder. Bei den Ruthenen begleitet die ganze Verwandtschaft den Sarg unter lautem Weinen und Klagen. Nicht selten macht sich da der Humor des Volkes Luft, wenn eine trauernde Wittwe ironisch die Vorzüge ihres Mannes preist: „Wer wird jetzt gleich Dir seinen letzten Heller in der Schänke versaufen? Wer wird mich jetzt schlagen? Einziger Mann!“ In veränderter, freilich viel poetischerer Gestalt treten sie aber in Rußland auf und führen dort den Beweis von der epischen Fruchtbarkeit des russischen Volkes. Die Sitte ist dort nicht allein jetzt noch stark verbreitet, sondern hat einen ganzen Zyklus

[illegible] welchen Sprache und Bild-
[illegible]ungen die nämlichen wie im
[illegible] „Byliny“ sind. Auf reichen
[illegible]er (Platscheje und Woplen-
[illegible] eines Dramas an: die An-
[illegible] anderen, den Chor darstellend,
[illegible] giebt es beim Hinaustragen
[illegible]ere beim Hinaustragen derselben
[illegible] dem eben erst bedeckten Grabe,
[illegible]sondere beim Vertheilen der Ge-
[illegible] gestorben ist. Die einen Klagen
[illegible] Mannes oder der Frau, andere in
[illegible] Vaters, des Bruders oder der
[illegible] an den Verstorbenen, bald an
[illegible] Bekannten und Nachbarn gerichtet.
[illegible] man von diesen schlichten Klage-
[illegible] Poprebalnye platschi) nicht er-
[illegible] ihnen zu eingehenden Schilderungen
[illegible] dieselben, und zwar von ergreifender
[illegible] das verlassene Haus beschrieben,
[illegible] mit dem Menschen trauernd darge-
[illegible] Bilder des Todes und des Schicksals
[illegible] das Gepräge lebhafter mythischer
[illegible] tragen.

[illegible]klagen tragen den Stempel des fern-
[illegible] Zeugnisse dafür reichen bis ins elfte
[illegible] Sie sind ein altes Zeremoniel, die Reste
[illegible] (Trisna). Sobald jemand ge-
[illegible] sich seine Angehörigen und stimmten
[illegible] Klagelieder an, indem man mit ein-
[illegible] Reihe nach abwechselte. Doch scheinen
[illegible] Gesange sich betheiligt zu haben, wenigstens

hat sich kein Gesang, auch kein älteres Zeugniß eines solchen erhalten, wo ein Mann als Klagender aufgetreten wäre. Allerwärts in ganz Rußland erhielten sich diese Lieder, von Hörensagen gingen sie im Laufe der Jahrhunderte von einem Geschlechte zum andern über, trotz des Verbotes der Kirchenhirten, heidnische Klagen über christliche Leichen anzustimmen. Der einzige Unterschied gegen ehedem ist nur, daß an die Stelle der klagenden Verwandten — als Auslegerinnen fremden Kummers die Klageweiber auftreten. Sie sind die unmittelbaren Nachfolgerinnen jener weisen Weiber, welche „mit großem Weinen" die Todtenfeier über den Vorfahren der heutigen Russen anstellten, und ihre Existenz ist wenigstens bis in das siebzehnte Jahrhundert hinauf bezeugt. Es sind dies aber keine Klageweiber von Beruf, sondern meist ältere Frauen oder Mädchen, welche mit gutem Gedächtniß und poetischer Fassungskraft begabt, von Kindheit an auf Todtengängen und Kirchhöfen sich die alten Weisen und Worte eingeprägt haben und sie herzusagen verstehen. Ihre Aufgabe ist ziemlich schwierig, denn der Gehalt der Klagelieder ist durchaus flüssig, indem er nur einen stehenden Rahmen (den Tod eines geliebten Wesens) und einzelne festgesetzte Typen (der klagender Wittwe und Waisen) bietet, das übrige Beiwerk jedoch mehr oder weniger dem freien Schalten der Sängerinnen überläßt. Je mehr diese darin Geschick zeigen, desto mehr werden sie in Ehren gehalten und wegen ihres schönen, herzergreifenden Klagegesanges gesucht. Nirgends erhielten sich diese Nachklänge des Alterthums so sehr als in den Wäldern jenseits der Wolga und überhaupt im Norden, wo aus Mangel an Kirchen das Volk weniger als in anderen Gegenden dem Einflusse der Geistlichkeit unterlag. Aber nicht bloß die Gesänge, auch die alten Bestattungsgebräuche werden von den Klageweibern ehrbar und in Ordnung, nach einer mündlich

von Geschlecht zu Geschlecht überantworteten Regel abgehalten. Solchergestalt laufen eigentlich zwei Leichenfeiern gleichzeitig neben einander her: die eine kirchlich, die andere uralt russisch, von jenem Alterthume angehaucht, da die Vorfahren der heutigen Russen noch völlig im Banne eines einfachen Seelenkultes lagen, wie man ihn heute noch selbst bei den unentwickeltsten Menschenstämmen überall auf Erden vorfindet.



XIV.

Religion und Aberglauben.





Dieser Glaubensdrang beseelt die gesammte Slawenwelt. Gleichviel ob römische Katholiken, ob Anhänger der griechischen Kirche, die sich die „rechtgläubige“ nennt, die großen breiten Massen sind allerwärts in starrem Glauben befangen. An den niedrigen Schichten nimmt dies nicht Wunder, denn überall glauben die Menschen desto mehr, je weniger sie wissen. Aber auch in den höheren Kreisen lebt viel religiöser Sinn; im allgemeinen also sind die Slawen sehr religiös. Der Hannake bethätigt seine Frömmigkeit gerne durch mitunter weite Wallfahrten, nach Prag oder Mariazell in Steiermark. Die Polen sind eifrige Katholiken und selbst noch im Posenschen ungemein fromm, dabei ebenso willenlose Werkzeuge ihrer Priester, wie im russischen und österreichischen Landestheile. Polenthum und Katholizismus sind daher völlig gleichbedeutend in den Augen der orthodoxen Russen, welche seit den Tagen des falschen Demetrius den Katholizismus für eine Rußland gefährliche Macht erachten und ihn auch als solche behandeln. Er ist übrigens auf die Westslawen beschränkt, von denen überdies einige Zweige wie die Wenden, Kassuben und preußischen Masuren zum Theile der protestantischen Kirche angehören. Von den Südslawen folgen ihm in der österreichisch ungarischen Monarchie hauptsächlich die Slowenen, Istrier

und Kroaten. In der Herzegowina „Latinci“ (Lateiner) genannt, sind Katholiken in verschwindender Minderzahl ansässig und leben zerstreut auf verschiedenen Punkten, während sie die nordwestliche Spitze Bosniens, das sogenannte türkische Kroatien in überwiegender Mehrzahl bewohnen. Alle diese katholischen Slawen sind ungemein glaubenseifrig, hängen treu an den Satzungen der Kirche und verehren besonders die Jungfrau Maria, deren wie Jesu Namen der istrische Slawe niemals ausspricht ohne den Zusatz: Slawa i cast njim budi! Ruhm und Ehre sei ihnen! Den Polen war die Gottesmutter sogar Schutzheilige ihres Königreiches, als welche sie sich freilich nicht bewährt hat.

Noch straffer erscheinen die Glaubensbande im Rahmen der griechischen Kirche angezogen, welcher ganz Rußland, ein großer Theil der österreichischen Südslawen, endlich fast alle Slawen der Balkanhalbinsel anhängen. Die große Masse der Russen steht fest auf kirchlichem Boden und ist aufs innigste mit ihrer Kirche verwachsen; die Religion ist ihnen ein heiliger Schatz voll Weihe, Trost und Erhebung; das Volk aus dem innersten des Herzens fromm, seine Andacht rührend, seine religiöse Ueberzeugung lebendig und thatkräftig, sein Glaube opferfähig. Auf das peinlichste werden alle kirchlichen Gebote beachtet, besonders die langen und wiederholten Fasten. Die Liebe zu den Klöstern, die Verehrung der innerhalb der Klostermauern begrabenen Heiligen und das Vertrauen auf die Fürbitten der Seliggesprochenen sind felsenfest eingewurzelt, und veranlassen jährlich ganze Schaaren, oft mit den größten Entbehrungen und Beschwerden, durch endlose Wälder oder menschenleere Einöden in ärgster Sommerhitze oder bitterster Winterkälte nach einem der zahlreichen Hauptwallfahrtsorte des Landes zu pilgern, um Anliegen vorzubringen oder Gelübde zu erfüllen. Und dennoch, obgleich die Religion in

Rußland wie auch bei den Südslawen selbst äußerlich in das tägliche Leben hereingezogen wird, kein Volk religiöse Worte und Formeln bei jedem Anlasse mehr im Munde führt, wirkt doch bei keinem Volke der Glauben so wenig für die Sittlichkeit. Nirgends im Bereiche der griechischen Kirche darf das Heiligenbild (Ikon) fehlen: im Traktir und im Gasthause ebenso wenig als im Salon und in der Bauernstube, weder auf dem Bahnhofe noch im — Tingeltangel: kurz überall befindet sich das Heiligenbild! Aber dieses so sehr an die Oberfläche tretende kirchliche Gefühl setzt sich nicht in praktisch-sittliches Handeln um. Für den Gebildeten ist Religion eine Sache der bürgerlichen Gesellschaft und des Anstandes, der gemeine Mann aber ist in seinem Glaubensdrange völlig mit sich zufrieden, wenn er vor den Heiligenbildern Lichter angesteckt, sich inbrünstig bekreuzigt und Gebete murmelnd niedergeworfen hat; damit ist seine Religion abgemacht. Sie besteht für ihn hauptsächlich im Glauben an dunkle, geheimnißvolle Mächte des Heiles oder Unheiles, die man durch Geberden und Formeln beschwören muß: das Gemüth wird durch diese Art Religion wenig geheiligt, der Wille kaum veredelt. Der unbestreitbar tiefreligiöse Sinn des Volkes läuft im Grunde auf ebenso tief gewurzelten Aberglauben hinaus, der freilich in seiner Weise auch Religion ist. In noch höherem Maße vielleicht gilt dies von den Südslawen griechischen Bekenntnisses, welche ungleich mehr in Formalismus und Aberglauben aufgehen als ihre katholischen Volksgenossen.

Nicht zum wenigsten lastet die Verantwortlichkeit für diesen Stand der Dinge auf der Geistlichkeit, welche gerechten Anforderungen nur wenig entspricht. Die Bildungsstufe des niederen Klerus, dem am ersten eine unmittelbare Einwirkung auf das Volk zusteht, ist überall unglaublich gering, ja mitunter roh zu nennen. Die „Popen“ d. i. die Welt-

geistlichen, wetteifern darin mit den Mönchen und Nonnen. Sittigenden Einfluß auf die Menge besitzen sie daher nicht, können ihn auch gar nicht besitzen und vermögen demnach dem Aberglauben und seinem Gefolge nur wenig zu steuern. Bulgarien ist überschwemmt mit Klöstern, und deren zahlreiche Insassen, männliche wie weibliche, arbeiten alle bewußt und unbewußt auf die abergläubische und entsittlichende Richtung des Volkes hin. Der Ueberfluß an rohen, ungebildeten Mönchen und Nonnen ist aber für Bulgarien noch nachtheiliger als für Serbien, da ihm bis unlängst hier nicht von verhältnißmäßig zahlreichen Volksschulen einigermaßen entgegengewirkt ward. Dennoch neigt auch in Serbien, wie Kanitz bezeugt, das ganze religiöse und geistige Volksleben nach den Klöstern. In Schmerz und Lust, in allen ungewöhnlichen Fällen sucht es sie stets als sichere Stätten des Rathes und der Hülfe auf. Abgeschlossen von aller Welt, ohne höheren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, lebten Serbiens Mönche in größter Unwissenheit. Wenig unterschieden von den, wo möglich noch unwissenderen Popen, die kaum nothdürftig zu lesen verstehen, konnten sie keinen bildenden Einfluß auf das Volk nehmen, standen gleich diesem unter der Macht überkommener Vorurtheile! Noch bis vor zwei Jahrzehnten waltete eine größere Anzahl Weltgeistlicher, deren ganzes Wissen sich auf die Benutzung des Rituals und Psalters beschränkte. Zu einer durchgeistigten, über bloßes Formwesen hinausgehenden Religiosität anzuregen, liegt außer ihrem Vermögensbereiche. Mit des Lebens Nothdurft gleich dem Landmann kämpfend, in dessen Mitte er lebt, das Feld gleich dem Bauer bestellend, von dem er sich außer der Kirche oft nur durch den Vollbart und die kennzeichnende Popenmütze unterscheidet, kann der Geistliche dieses Schlages keinen erheblichen Einfluß auf das Volk ausüben, dem er in Bulgarien seiner griechischen Nationalität

halber überdies meist gründlich verhaßt war. In Bosnien das nämliche Bild! Auch da war die Geistlichkeit, höhere wie niedere, im höchsten Grade unwissend; nichts Seltenes, Popen zu treffen, die, nicht einmal des Lesens und Schreibens kundig, die Meßgebete — ganz wie in Bulgarien — auswendig herplapperten, ohne sie wirklich abzulesen.

Eine wohlthätige und rühmliche Ausnahme bildete der katholische Klerus, lange Zeit vertreten durch den Orden der Franziskaner, die sich von der ersten Zeit der türkischen Herrschaft an einer gewissen Duldung und sogar bei den Moslemin eines besonderen Ansehens erfreuen. Die Franziskanermönche kamen schon im dreizehnten Jahrhunderte gegen die Sekte der Patarener oder Bogomilen (Gotterwählte) ins Land und gleichen in ihrer äußeren Erscheinung weit mehr griechischen Kaufleuten als Ordensbrüdern, denn ihre Kopfbedeckung ist der orientalische Fes und ihre Oberlippe schmückt der soldatische Schnurrbart. Die Mönche sind Eingeborene, welche in Diakowar (Oesterreich) oder in Italien ihre Studien vollenden. Ihrer moralischen Eigenschaften und wissenschaftlichen Bildung nach stehen diese Franziskaner hoch über der orthodoxen Geistlichkeit, ja sie vertraten bisher im Gebiete der Bosna und Narenta das Element der Bildung und Gesittung. Neuester Zeit hat neben ihnen ein anderer Orden in Bosnien Platz gefunden und einen nicht minder heilsamen Einfluß zu üben begonnen. Es sind dies die Trappisten, welche man die Benediktiner des neunzehnten Jahrhunderts nennen könnte.

Die Klagen über den geringen Bildungsgrad der Weltpriester wiederholen sich in Rußland; nur das passive Verdienst darf man dem russischen Popen nicht absprechen, daß er die Erziehung des Volkes wenigstens nicht geflissentlich verhindert, nicht die Aufklärung für eine Gefahr des Glaubens und des priesterlichen Einflusses erachtet. Der einzelne

Russe ist gegen Andersglaubende sehr duldsam und auch der Pope tritt bei weitem nicht so fanatisch wie die Diener anderer Kirchen, ja meist ohne bemerklichen geistlichen Hochmuth auf. Dennoch hat er bisher für die Bildung des Volkes wenig gethan. Die Verhältnisse waren und sind nicht darnach. In Rußland bildet nämlich die Geistlichkeit eine Art Kaste, und sehr selten tritt ein Mann anderer Gesellschaftsklasse in dieselbe ein. Die Söhne der Popen dagegen sollen nach dem Gesetz dem Stande ihrer Väter treu bleiben und werden in den zahlreichen Seminarien dafür erzogen. Seit der Thronbesteigung Alexanders II sind indeß glücklicherweise diese Schranken zum Theil gefallen, und Hunderte von Popensöhnen machen jetzt ihren Weg im Justizdienste, in der Staatsverwaltung, als Universitätslehrer und in den verschiedenen Zweigen kaufmännischer und industrieller Thätigkeit. Aber bis dahin war es schwer, dem Zwange des Systems sich zu entziehen. Heute freilich thut die Regierung viel, um den Stand der Popen materiell, moralisch und geistig zu heben, doch bedarf es zu solchen Reformen der Zeit, und was Jahrhunderte gesündigt haben, läßt sich nicht in wenigen Jahren, auch nicht in Jahrzehnten wieder gut machen. Sicherlich sind manche Popen redliche, ehrenwerthe Männer von den besten Absichten, die ihre bescheidenen Pflichten gewissenhaft erfüllen und alles aufbieten, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Im großen und ganzen aber läßt die russische Weltgeistlichkeit immer noch sehr viel zu wünschen übrig. Freilich erwartet man vom Popen, den seine Beichtkinder allgemein mit der Bezeichnung „Batjuschka" (Väterchen) anreden, nichts weiter, als daß er das Gebrauchthum der Kirche mit Anstand und Würde verrichte, und er begnügt sich damit, das zu leisten, was man von ihm verlangt. Thut er das ohne allzugroße Ansprüche an den Geldbeutel seiner

Pfarrkinder, so ist man mit ihm zufrieden. Moralischen Einfluß besitzt er in den wenigsten Fällen und strebt auch nicht darnach. Dafür hat der Muschik seinerseits nur sehr wenig Achtung vor dem Dorfpfarrer, der fast ebenso arm ist wie er selbst und sich sittlich und geistig kaum von ihm abhebt. Nicht selten erblickte man bisher im Sommer den Popen barfuß, im Hemd, in weiten leichten Beinkleidern, den großen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, neben seinem Wagen mit dem kleinen Pferdchen, das die spärliche Ernte oder die primitiven Ackergeräthschaften heimwärts zog, und man würde die ganze Erscheinung für einen armen Bauern gehalten haben, wären nicht am Hinterkopf die außerhalb des Gottesdienstes in lange, düune Zöpfe geflochtenen Haare sichtbar gewesen. Kommt noch dazu, daß der Geistliche sich dem Trunke ergiebt, wozu Gelegenheit und Verführung gewöhnlich sehr nahe liegen, so ist es mit dem letzten Rest einer geachteten Stellung vorbei. Diese ist ohnehin schon äußerst elend und mehr als das, eine demüthigende. Nicht einmal in der Wahl seiner Gattin ist er frei; denn hat der junge Geistliche seine dürftige Ausbildung in Seminar und Akademie beendigt, so sucht ihm der Bischof eine Frau. Der Weltgeistliche muß sich nämlich verheirathen, sobald er sein Amt antritt, doch muß dies noch vor den Weihen geschehen, da nach den Regeln der orthodoxen Kirche die Heirath nicht nach der Priesterweihe stattfinden darf. Einmal Wittwer geworden, ist ihm die zweite Ehe untersagt. Auch in seiner Amtsthätigkeit sieht er sich gleich einem Kinde bevormundet und wie ein Verschwörer überwacht: endlich gebricht ihm jede Möglichkeit, zu einer höheren Stellung aufzurücken, denn diese ist ausschließlich der Klostergeistlichkeit vorbehalten, die zu Ehelosigkeit und beständigem Fasten verpflichtet ist. Man nennt sie die schwarze im Gegensatze zur weißen oder Weltgeist-

lichkeit. Der schwarze Klerus führt das große Wort im heiligen Synod, der die russische Kirche regiert, die Verwaltung der Diözesen überwacht und über alles entscheidet, was den Glauben und die Disziplin der Kirche betrifft.

Die hier in groben Umrissen gezeichnete Geistlichkeit war nun sicher nicht darnach angethan, das religiöse Leben zu verinnerlichen und zu vergeistigen. So ist es denn kein Wunder, daß die Frömmigkeit des Russen rein äußerlich und mechanisch ist, mit religiöser Empfindung nicht das geringste gemein hat, sondern in Formeln und Bilderdienst besteht, in Verehrung des heiligen Ikones und gelegentlichen Wallfahrten zu den Stätten, welche dergleichen umschließen, in priesterlicher Beobachtung der vorgeschriebenen Fasten und aller sonstigen Zeremonialvorschriften des rechtgläubigen Kultus. Um so überraschender und auffallender ist die Erscheinung des ausgebreiteten religiösen Sektirerthums im russischen Volksleben, das sich zudem vollkommen selbständig, ohne jegliche Einwirkung des nichtslawischen Auslandes entwickelt hat, denn die Reformation, welche in der griechischen Kirche Polens nicht wenig Anklänge fand, ging an Rußland spurlos vorüber. Man schätzt heute die Zahl der Andersgläubigen auf 14 Millionen und sie ist noch immer im Wachsen, die sektenbildende Kraft keineswegs erloschen, vielmehr kann man so zu sagen noch täglich neue Sekten aus der Erde emporschießen sehen.

Man faßt diese interessantesten Bruchstücke der russischen Kirche unter dem Sammelnamen der „Raßkólniki“ (Dissidenten, Häretiker) zusammen. Ueber ihre Geschichte kann ich hier mich nicht ausführlich verbreiten, sondern nur das Nöthigste mittheilen, auch in keine Schilderung und Zergliederung der einzelnen Sekten einlassen; es muß genügen, die hauptsächlichsten Züge der Gesammterscheinung festzuhalten. Da zeigt

sich denn zunächst der „Raßkól", d. i. die Kirchenspaltung, das Schisma, nicht auf Rußland beschränkt, sondern vormals auch bei den Südslawen. Unter diesen weiß man von der Sekte der Bogumilen, welche gewissermaßen den bosnischen Staat gründeten und durch die er auch zu Grunde ging. Die Entstehung dieser Bogumilen, die ihre Religion mit Fug und Recht die bosnische nannten und dem Propheten Johann von Leyden, den Albigensern, Waldensern und Hussiten sehr nahe standen, fällt zeitlich mit der Einführung des Christenthums unter den Südslawen zusammen. Die heidnischen Ueberlieferungen und apokryphen Bücher, welche die ältere heidnische Denkweise des Volkes in sich aufnahmen und widerspiegelten, diese sogenannten „Lügenbücher" (Ložnja knigi), welche besonders in Bulgarien sich großer Beliebtheit erfreuten, haben die Anlage zum Bogumilismus hervorgerufen; sie sind es aber auch nachgewiesenermaßen, auf deren Grundlage die zahlreichen Sekten der russischen Kirche entstanden. Schon in den Chroniken des Mittelalters finden sich Spuren ihrer Existenz. Das erste ernstere Schisma brach aber erst 1375 in Nówgorod aus, wo ein Mann aus dem Volke, Karp Strigolnik, sich gegen die Simonie der Bischöfe erhob und ihnen den Gehorsam aufkündigte. Zu Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nöthigte eine heftige Verfolgung die Strigolniki in Schweden und Polen eine Zuflucht zu suchen, doch glaubt man bis auf den heutigen Tag ihre Spuren noch bei den Raßkolniki wiederzufinden. Eine andere seltsame Sekte bildete sich gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ebenfalls in Nówgorod; wir besitzen über sie nur höchst ungenaue Nachrichten; ihr Stifter scheint ein karaitischer Jude gewesen zu sein, sie selbst einen judäisirenden Zug genommen zu haben. Man will einen Zusammenhang zwischen ihr und den heutigen Subótniki, d. i. Sabbath-

leuten erkennen, welche den Sonnabend statt des Sonntags feiern und außerdem manche alttestamentarische Sätze als bindend erachten.

Die Hauptveranlassung zu allem Sektenwesen gab indeß die Ueberprüfung und Verbesserung der durch wiederholtes, unverständiges Abschreiben verderbten heiligen Kirchenbücher, die 1518 begann und bis 1652 dauerte. Ihre Vollendung war das Werk Nikons, des gewaltigsten und hervorragendsten der russischen Patriarchen, der sich einer halsstarrigen und hinterlistigen Gegnerschaft gegenüber befand. Der Streit betraf leere Aeußerlichkeiten, gleichwohl zerfiel alsbald die ganze Nation in Anhänger und Gegner der Nikonschen Reformen. Diese Klasse stützte sich auf die verderbten Schriften, die sie den verbesserten gegenüber die „alten", sich selbst „Altgläubige" (**Starowérzy**) nannten. Der Widerstand gegen die Neuerung zeigte sich besonders im Norden, am Weißen Meere, darum nannten sich die dortigen Dissidenten „Pomorzy", d. i. Küstenanwohner. Die furchtbarsten Strafgerichte, über die Abtrünnigen von den siegreichen Anhängern der Reform verhängt, minderten die Zahl der Sektirer nicht im geringsten. Diese verbreiteten ihre Lehre bis nach Sibirien, unter den Kosaken am Don und in andere entlegene Provinzen. Viele wanderten nach Polen, selbst nach der Türkei aus, wo sie zahlreiche Niederlassungen gründeten. Der Fanatismus, welchen die Verfolgung entflammt hatte, artete bald in Handlungen des wildesten Aberglaubens aus. Zugleich wuchs der Trieb zur Sonderung ins Ungeheuerliche. „Jeder kleinste Meinungsunterschied", sagt Meyer von Waldeck, „jede unbedeutende Wendung und Deutung, auf die man früher nicht verfallen war, trieb immer wieder zu neuen Spaltungen in derselben Gemeinschaft, so daß der Raßkól allmählich zu einer völlig unübersehbaren Zersplitterung der Ansichten führte. Alle

russischen Sekten aufzuzählen, die seit zweihundert Jahren entstanden, alle Unterschiede ihrer Lehren zu verzeichnen, würde für sich ein vielbändiges Werk erfordern."

Die russische Regierung suchte der Verbreitung dieser Sekten, deren Mitglieder zum allergrößten Theile rechtliche, fleißige und nüchterne Leute sind, durch Strenge und Milde entgegenzuarbeiten. Peter der Große vollendete die Trennung der Raßkólniki von der Staatskirche, und auch heute sind sie im allgemeinen aller politischen, selbst der gewöhnlichen bürgerlichen Rechte beraubt. Im einzelnen bestimmen Geistlichkeit, Polizei und Gericht, ob eine Sekte gefährlich wird. Nur der allmächtige Rubel erkauft ihnen eine gewisse Duldung. Doch hat schon seit Anfang des Jahrhunderts eine theilweise Annäherung zwischen Raßkól und Staatskirche sich angebahnt, welche letztere sich ihrerseits um die Aussöhnung bemühte. Ein Theil der Altgläubigen schloß sich in der That in mancher Hinsicht der Staatskirche wieder an und erhielt die gesetzliche Anerkennung unter dem Namen „Jedinowérzy" d. i. Glaubensgenossen. Ist auch diese Glaubensgenossenschaft dem alten Gebrauchthume untreu geblieben, so übt sie dasselbe nicht unter Auflehnung gegen die orthodoxe Kirche, sondern mit deren Genehmigung aus, wird nicht mehr als Dissidententhum betrachtet und ihre Priester werden von der Staatskirche bestätigt. Die Jedinowerzen haben eine große Zahl Männer- und Frauenklöster, deren Glieder denselben Klosterregeln wie die Mönche der griechischen Kirche unterworfen sind. Wahr ist, daß sie fast nur aus dem niedrigen Volke hervorgehen, und wenn sie auch einige reiche Kaufleute unter sich zählen, so treten doch deren Kinder, welche eine gute Erziehung genießen, fast alle zur Staatskirche zurück.

Im Verfolg ihrer Geschichte schieden sich die Raßkólniki in zwei große Gruppen: in priesterliche (Popówzy) und

priesterlose (Bespopówzy) Sekten, welch letztere die ungleich interessanteren und zahlreicheren sind. Sie alle unterscheiden sich von einander zwar meist nur in geringfügigen Dingen, hassen sich aber gegenseitig. Mehrere dieser priesterlosen Sekten zeichnen sich nur durch einige äußere Zeremonien aus, aber ihre Dogmen bleiben der Oeffentlichkeit verborgen oder bestehen vielleicht auch nur in abergläubischen Regeln, welche sie vom Heidenthume ihrer Vorfahren überkamen. Nur als die wichtigsten dieser Bespopowzen nenne ich die Pomórzy, die Filippowzy (Filipponen), Kapitówzy (Kapitonen), Fedosséjewzy (Theodosianer), Stránniki (Wanderer, Pilger) oder Begunỳ (Läuflinge, Flüchtlinge), Chlystỳ (Geißler), Skopzỳ (Skopzen, Selbstverstümmler, Kastraten), Napoleówtschini oder Montanen und die Prygunỳ oder Skakunỳ (Springer, Hüpfer). Innerhalb dieser Sekten lassen sich bestimmte Geistesrichtungen erkennen, die sich mitunter mit wahrem Fanatismus paaren. So hat die Lehre, welche als sicherstes Mittel zur Seligkeit pries, sich selbst zu entleiben, nicht wenig Opfer gefordert, und bei den Sektirern des Nordens steht der Glaubensselbstmord immer noch in hohem Ansehen, ja wird dem Märtyrertode gleichgeachtet. Die Pomorzy und Filipponen sind besonders große Verehrer des freiwilligen Todes, namentlich der Selbstverbrennung. Für andere, wie die Skopzen, welche zur Zeit der Thronbesteigung Katharinas II. entstanden und besonders zahlreich in Moskau vertreten sind, dann die Geißelbrüder, scheint die Ertödtung das Fleisches die Grundlage ihres Glaubens zu sein. In der That geißeln sie sich, tragen härene Gewänder, Ketten, eiserne Kränze, kurz, wenden alle Kasteiungen an, welche die katholischen Heiligen sich auferlegten. Sie versetzen sich dadurch, ähnlich wie viele Derwische des Islams, in Zustände äußerster Nervenüberreizung und Verzückung, in

denen die Propheten ihre Gesichte als göttliche Offenbarungen verkünden. Dabei werden auch die Sinne in höchstem Grade gereizt und wüste Orgien beschließen die Andachten oder folgen ihnen trotz strenger Enthaltsamkeitsgebote. Die Hüpfer oder Springer hüpfen stets paarweise, ein Mann mit einer Frau, Hand in Hand, bis sie vor Ermüdung niedersinken. Die weiter folgenden Scenen entziehen sich der Beschreibung. Ueberhaupt verhalten sich viele dieser Sekten, obwohl im allgemeinen von strengen Sitten, sehr milde gegen die Verletzungen des sechsten Gebotes. Manche verwerfen die Ehe und wollen nichts davon wissen, wie die Stránniki. Männer und Frauen leben zuchtlos bei einander. Auch bei den Theodosianern, der verbreitetsten und hervorragendsten priesterlosen Sekte, herrschen große Ausschweifung und Unsittlichkeit. Viele leben in Weibergemeinschaft; die Kinder wissen gewöhnlich nicht, wer eigentlich ihr Vater ist; auch kümmert man sich nicht um ihre Erziehung und läßt sie erst in späteren Jahren taufen. Im Norden giebt es Sekten, in denen die Männer mit ihren Frauen nur so lange leben, als sie ihnen bloß Töchter schenken; denn sie wollen keine Söhne haben, um sie nicht als Rekruten zum Heere abgeben zu dürfen. Auch die Schalopúty, die sich selbst „wahrhaft geistige Christen" oder „Brüder des geistigen Lebens" nennen, verwerfen die kirchliche Ehe; nur der Bund, der auf Liebe beruht, ist ihnen heilig, deshalb heirathen sie untereinander nur aus Neigung. Da aber im Bauernstande, dem sie fast ausnahmslos angehören, Zwangsehen nicht selten sind, so kommt es vor, daß ein Schaloput mit der kirchlich angetrauten Frau ein Hauswesen unterhält, dabei aber mit einem andern Weibe einen unkirchlichen Bund eingeht, welche er seine „Frau im Geiste" (Duchówniza), seine wahre Frau nennt. Dasselbe Verhältniß besteht dann zwischen der kirchlich angetrauten Frau und

einem andern Manne. Im übrigen zeichen sich die Schaloputen durch ernsten sittlichen Geist, Nüchternheit und außerordentliche Arbeitsamkeit aus. Arbeit gilt ihnen als das vornehmste Gebot der Religion und Moral.

Obgleich die Schaloputen zu den priesterlosen Sekten gehören, denn sie haben weder Popen, noch Gottesdienst oder Gotteshäuser, muß man sie doch auch in eine andere Klasse von Genossenschaften einreihen, welche nicht auf den Raßkól zurückzuführen sind. Bei diesen handelte es sich nicht um Textfälschungen und Auslegung gewisser Bibelstellen, sondern sie schufen sich ihren Glauben und die Deutung der heiligen Schrift so zu sagen a priori, und folgten dabei bald einer mystischen, bald einer rationalistischen Richtung, bald einer sonderbaren Verschmelzung beider, endlich sogar theilweise evangelischen Strömungen. Solch eine rationalistische Sekte sind nun die Schaloputen. Weiters zählen zu dieser Klasse die Njétowzy oder Njétschiki (Nein-Sager) mit den Shiwije Pokoiniki (die Lebend-Verstorbenen), die Njenáschi (Nicht-unseren) oder Moltschálniki (Schweigenden), die Nemoljaki (Nichtbeter) und Wosdychánzy (Seufzenden), die Subótniki (Sabbathleute) vornehmlich aber die Molokanen (Milchesser) und Duchobórzen (Streiter des Geistes). Die beiden letztgenannten sind zweifelsohne die merkwürdigsten von allen; ihr Entstehen ist dunkel und über ihre Lehren sind wir noch immer nicht genau unterrichtet, was aber darüber verlautbart, klingt ziemlich abstrakt und deutet auf vergeistigte religiöse Ansichten, was um so mehr überrascht, als die Bekenner von Anfang an und noch heute ungebildete Bauern sind, von denen nur wenige lesen und schreiben können. Nie war unter ihnen ein wissenschaftlich gebildeter Mann zu finden. Doch sind sie durchgängig anständig, nüchtern, redlich und leben meist im Wohlstande. Ihr Streben ist, die alte ein-

fache Christengemeinde der Apostelzeit darzustellen, und der slawische Hang zum Kommunismus fand dabei gleichfalls seine Rechnung. Die Molokanen, so genannt, weil sie an Festtagen Milch essen, führten Gütergemeinschaft unter sich ein, die freilich nicht lange dauerte; es giebt übrigens unter ihnen eine ganze Reihe verschiedener Schattirungen. Man hält die Molokanen vielfach für einen Zweig der Duchoborzen, die sie jedoch für abtrünniges Diebsgesindel erklären und die größte Abneigung gegen sie hegen. Die Duchoborzen sind hauptsächlich in Südrußland verbreitet, besitzen aber auch in Kaukasien, Finnland, Moskau, Kalúga, sogar in Sibirien bis nach Kamtschatka Anhänger. Ihre Lehren scheinen auf jene der alten Gnostiker hinauszulaufen. Möglicherweise sind sie eine Fortsetzung der Sekte der Patarier und südslawischen Bogumilen.

Ihr metaphysischer Glaube hat indeß auch diese Sektirer nicht vor den gröbsten und abscheulichsten Ausbrüchen des Aberglaubens geschützt, mit welchem noch zur Stunde die ganze Slawenwelt erfüllt ist. Das alte Heidenthum ist noch nicht überwunden, es glimmt noch allerwärts unter der christlichen Asche fort und schlägt sogar manchmal in hellen Flammen auf. So bestand eine der auffälligsten Wirkungen der Cholerasseuche vom Jahre 1871 darin, daß an mehreren Orten Rußlands die Neigung zum Heidenthum zum Vorschein kam. Gegen das göttliche Strafgericht, welches man in der schrecklichen Krankheit erblickte, versuchte man sich durch Gebräuche zu schützen, die seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden im Schoße der Vergangenheit begraben zu sein schienen. Je weiter man nach Osten kommt, desto mehr nimmt der Hang zum Heidenthum unter der dem Namen nach „christlichen" Bevölkerung zu. Aber sogar bei den westlichen Slawen lagert noch immer eine Menge abergläubischer Gebräuche und Vorstellungen, die sich insgesammt als Ueberreste des ehe-

maligen Heidenthums kundgeben. Seinen Spuren sind wir ja schon mannigfach begegnet. Unter den Wenden ist der Aberglaube, selbst in jetziger Zeit, noch sehr verbreitet und zeigt sich am meisten in der Sylvester- und in der Walpurgisnacht. Insbesondere finden noch die Sagen von Hexen und Nixen, von Drachen, vom Alp und anderen derartigen heidnischen Vorstellungen ihre Vertheidiger. In Böhmen ist vielfach deutscher und slawischer Volksglaube vermengt, wenn auch jeder seine Eigenthümlichkeit bis auf die neueste Zeit bewahrt. Dem Slawen fehlen der Glaube an den wilden Jäger und die Zwergsage; dagegen hat er den Glauben an die „Sudicky", die Schicksalsfrauen, in aller Reinheit und Plastik bewahrt. Man begegnet den Schicksalsgöttinnen (Rojenice und Sojenice) auch bei den Slowenen wie in Böhmen und glaubt sich zurückversetzt in frühere Jahrhunderte, wenn man sieht, wie ein altes Mütterchen bei der Geburt ihres Enkels den Tisch mit weißem Linnen deckt, Salz und Brod darauf legt und nun gläubig fromm erwartet, daß in der Nacht, wenn alles schläft, die drei Schicksalsfrauen erscheinen und über das Schicksal des Kindes zu Rathe sitzen werden. Ueberhaupt hat der Volksglaube der Tschechen noch eine wunderbare Frische und Fülle, oft noch sehr altes Kolorit. Sehr reich sind die auf das Wasser bezüglichen Glauben und Gebräuche, denn bei den alten Tschechen trat die Verehrung der Flüsse und Quellen besonders bedeutsam hervor. Der Wasserkult lebt aber heute noch theilweise fort und auch vom Baumkulte, im tschechischen Heidenthume ein wichtiges Moment, — man brachte den Bäumen Opfer dar — haben sich vielfache Spuren erhalten.

Schreiten wir weiter nach Osten, so sehen wir bei den Góralen den allgemeinen Glauben an Werwölfe, allerlei Geister und Zauberer. Hexerei, Geisterbeschwörungen und

Erscheinungen genossen in ganz Polen von jeher hohe Achtung. Krankheiten werden durch Zauber veranlaßt, und Heilmittel dienen lediglich dazu diesen zu zerstören oder die bösen Wesen, Pest- Fieber- u. s. w. Geister zu vertreiben; denn die meisten Slawen halten die Krankheiten für wirkliche und aktive aber unsichtbare Wesen, die den Menschen angreifen und in ihn eindringen, um ihn zu quälen. Tod aus natürlichen Ursachen ist für Polen wie Kroaten nicht vorhanden, sondern stets die Einwirkung eines bösen Feindes, doch glaubt man, durch Heilmittel den bösen Zauber, die angehexte Krankheitsursache unschädlich machen zu können, und dem Volksglauben sind gewisse Pflanzen mit magischer Kraft begabt. Die meisten Legenden des Pflanzenaberglaubens sind nur christlich geschmückt. Noch mehr mythologischen Charakter zeigt der Thieraberglauben in Polen, besonders aber in Litauen. Einzelne Thiere werden wie höhere Wesen verehrt und stehen in bestimmten Beziehungen zum Menschen. Endlich kennt das Volk eine ganze Reihe seltsamer Zauberwesen. So wissen die Góralen von den „wilden Frauen“ (Dziwozony), der Sage nach halb übernatürlichen weiblichen Wesen, wilder Gestalt, wilden Sinnes und sehr boshaft. Ihr langes Haupthaar flattert furienartig frei in der Luft, ihr ganzer Leib ist ungewöhnlich behaart und ihre Brüste so groß, daß sie dieselben auf den Schultern tragen müssen. Das Haupt deckt ein rothes Mützchen. Ihren schlimmen Ruf erhielten sie vom Stehlen neugeborner Kinder, an deren Stelle sie ihre eigenen unruhigen, häßlichen und schreienden Mißgeburten legen. Der Glaube an solchen „Wechselbalg“ eignet auch den Wenden und Südslawen und kehrt mannigfach wieder. Die Slowenen erzählen gleichfalls von den „wilden Frauen“ oder „heidnischen Fräulein“, doch sind sie hier schon mehr Wesen der Sage, des Märchens, als des eigentlichen Volksglaubens und zeigen sich auch in freund-

licherer Gestalt, denn einst, in der glücklichen alten Zeit, riefen sie vom nächsten Hügel herab im Frühjahr dem Bauer zu, wenn er Erbsen setzen, Getreide säen und sonstige Arbeiten verrichten solle. Fester glauben Huzulen, Ruthenen, Ukrainer und Russen an ihre Nixen, die „Russalken", die sich sehr verschieden geben: obzwar reizbar, doch auch sanft und lieblich, lockend, flüchtig, anmuthig, voll Freiheit und Muthwillen. Die Russalka der Ruthenen ist freilich eine grausame Nixe der Flüsse und Seen. Sie steigt rechts aus den Wellen, wiegt sich auf den Zweigen, singt und lacht und erwürgt mit ihren blonden Haaren den Mann, der an ihrem Busen schwelgte. Rein heidnisch ist endlich der südslawische Wilenglaube, den die serbische Volksdichtung für ihr ganzes Geltungsgebiet so reichlich bezeugt, aber auch Slowenen und Bulgaren, ja selbst die nichtslawischen Rumänen und Albanesen besitzen. Neuere Forschungen ergaben, daß die „Wilen" illyrischen Ursprungs sind.

Die Wilen sind Feen, welche Feld, Wald, Haine, Quellen und Wiesen beherrschen, werden aber sehr mannigfach und widerspruchsvoll aufgefaßt und nehmen mitunter einen furchtbar abenteuerlichen Charakter an, der sie den übrigen schreckhaften Geschöpfen der Volksphantasie anreiht. Die Wila des serbischen Volksglaubens ist allerdings eine lichte, luftige Mädchengestalt mit weißem Antlitz und Gewand und tiefen, dunklen Augen. Sie ist schön und gewandt, wird aber von besonders schönen Mädchen an Reiz übertroffen und auch im Gesange, worin sie Meisterin ist, thun es ihr einzelne zuvor. Sie weiß die Zukunft vorherzusagen und unsichtbar läßt sie aus den Wolken, vom Berge oder aus dem Walde ihre rathende oder warnende Stimme ertönen. Altbezeugt und in die neuere Schriftpoesie übergegangen ist ihre Theilnahme an den Geschicken der Nation und des Glaubens; sie ist eine treue Pa-

triotin und geschworne Türkenfeindin. Sie heilt Kranke und Verwundete; wenn man ihr aber den hohen Preis, den sie verlangt, vorenthält, träufelt sie Gift in die Wunde des Leidenden und tödtet ihn. Umgekehrt heilt sie auch wohl die Wunden, die sie selbst geschlagen, und erweckt selbst Todte wieder zum Leben. Auch sonst ist sie hilfreich. Die Sitte des Bruderbundes kennt auch die Wila und hält ihn heilig. Sie verbrüdert sich mit den Helden, hilft ihnen in Bedrängnissen und trinkt mit ihnen Wein im kühlen Bergwalde. Dennoch bleiben diese Sirenen böse Geister; herzlose Wesen, höchstens sinnlicher Liebe fähig, und bloß der Laune folgend vertheilen sie ihre Gunst, ihren Zorn, der stets bis zur wildesten Grausamkeit geht. Ihre Gebiete sind das öde Feld und der wilde Forst, wüste Bergspitzen und die phantastischen Wolkenhöhen ihre eigentlichste Region. Dort sitzt die Wila und sammelt Wolken. Ihre Herrschaft vertheidigt sie eifersüchtig nicht nur gegen den Menschen, auch gegen den Adler, dessen Fittiche sie zerbricht und den sie elend in die Tiefe stürzt, dringt er ohne ihre Einwilligung in ihr Reich. In dem aus Perlen, Gold und Scharlach erbauten Wolkenschloß der Wila vermählt sie ihre Kinder, sitzt und schaut zu, wie der Blitz mit dem Donner spielt und ihre Kinder mit den Hochzeitsgästen. Meistens aber beleben die Wilen die Gipfel der Berge und das Lied nennt sie „Banin der Planina“, wo sie in Sonnengold gekleidet, mit Sternen geschmückt, von blassen Mondesstrahlen genährt, den Kolo tanzen und verirrte Jünglinge an sich heranlocken. Wohlwollend gesinnt aber schützen sie die Liebenden, verführen mit ihren Küssen den bösen Feind und nehmen die Kinder böser Eltern zu sich, wie denn Knaben und Mädchen überhaupt vor der Entführung durch die Wilen behütet werden müssen. Sie greifen aber auch in die menschlichen Wohnstätten ein, verhindern den Bau von Burgen und

Städten; was die Bauleute am Tage erbauen, reißt die Wila nächtlich nieder, bis der Bauherr als Sühnopfer seine liebste Tochter oder sein Weib in das Gebäude einmauern läßt. Wunderbar und zaubermächtig ist ihre Kraft, aber nicht unbesiegbar für den wahren Helden; denn auch die Wilen sind nicht unsterblich.

Der Glaube an diese Elementargeister, die weiblichen Feen des Waldgebirges, spielt die größte Rolle im ganzen Bereiche des südslawischen Volksthums, hauptsächlich unter den Orthodoxen, ist aber auch den Slowenen bekannt und unter den Katholiken der Herzegówina verbreitet. Neben den Wilen leben aber noch weit schrecklichere Gestalten. Mehr oder weniger ausgeprägt findet sich in allen Slawenlanden der Glaube an Hexen und Hexerei mit seinen krankhaften Auswüchsen. In Rußland heißen die Hexen „Wedmy“ oder in einigen Gegenden „Mary“, und waren ursprünglich kräuterkundige Frauen. Von der Wiege des Hexenglaubens, von Südrußland, verbreitete sich allmählich der Umschwung, welcher an die Stelle des Vertrauens zu ihren Kenntnissen in der Heilkunde den Glauben setzte, daß sie diese Kenntnisse mißbrauchen, um Schaden zuzufügen. Die Hexen suchen in der Johannisnacht die Kräuter, aus denen sie Salbe bereiten, um sich damit den Körper einzuschmieren und dadurch in irgend ein Thier, auch in leblose Gegenstände zu verwandeln. Sie bereiten aber auch aus den gesammelten Kräutern im Dunkel der Nacht in einem Kessel furchtbare Gifte, und wenn das Gebräu zu sieden beginnt, schweben sie mit dem Qualm durch den Rauchfang empor und fliegen in das Haus oder den Hof, wo sie Unheil anrichten wollen. Auch diese russischen Hexen haben ihren Sabbath, wobei die Lissaja Gora bei Kijew die Stelle unseres Brockens vertritt. Der 18. Januar ist ihr Hauptfesttag. Bei Herzegowzen und Bosniern

können alte Frauen und Wittwen Hexen (Wještice, Vištiča) sein; bei den Morlaken sind es häßliche alte Weiber, die in der Jugend einen schlechten Lebenswandel führten. Aber nur eine verehelichte Morlakin bringt es bis zur Hexe, eine unverheirathete kann bloß eine Drude (Mora oder Morina) werden. Seltsamerweise dulden die morlakischen Hexen keine fremden Genossinnen unter sich. Stürmt im Winter die Bora durch die Thäler, „dann sind die Hexen im Handgemenge". Doch kann das Geläute der Kirchenglocken sie verscheuchen, ebenso geweihte Sachen, Reliquien, besonders der „Zapis", ein geweihter viereckiger Zettel mit einem Bibelspruch oder kurzem Gebete, also ein Amulet. Auch können die Hexen den Geruch des weißen Knoblauch nicht vertragen, weshalb man sich in Serbien mit dieser Pflanze am Weihnachtsabend einschmiert. Die Hexe, in der Herzegówina auch „Stuak" genannt, wohnt in öden Gegenden, Klüften und Höhlen, von wo das Gespenst gerne die Ansiedlungen besucht, um Vieh und Kinder durch Hexenkünste krank zu machen. Besonders krasse Vorstellungen von der Vištiča herrschen zumal in der südlichen Herzegówina und im angrenzenden Dalmatien. Dort haust sie in finsterer Felsspalte und gar oft findet der wandernde Hirt allerlei animalische Ueberreste vor dem Eingange der düsteren Behausung. Wenn es dann des Nachts stürmt, so hüllt er sich fester in seinen haarigen Mantel, denn es reitet sodann auf jagendem Windrosse die langhaarige Zauberin durch die klirrenden Klüfte, um sich ihre Lästerer als Beute zu holen. Sie geht umher auf Opanken, welche sie fest aus den Adern der Erwürgten flicht, und wehe dem, der ihr begegnet, wenn dieses Schuhwerk zerrissen ist. Sie tödtet ihn sofort, um aus seinen Adern neue Opanken zu gewinnen. Trifft man eine der Leichen, die in den Händen der Wješica gewesen sind, so erkennt man sie sogleich an der fahlen, weißen

Farbe der Haut und an einem fehlenden Zahne, den die Hexe zum eigenen Gebrauche aus der Reihe der Schneidezähne ausgebrochen hat. In ihrer Brust sitzt ein böser Geist, der als Schmetterling, Henne oder Vogel um Mitternacht herausfliegt (u glubo doba noći), wobei sie eigenthümlich leuchtet; ihr Körper bleibt aber wie todt im Bette liegen. Sie fliegt über die Häuser weg, am liebsten Kinder in der Wiege tödtend, dringt aber auch in die Wohnungen ein, setzt sich auf die Brust der Schlafenden und frißt ihnen das Herz aus dem Leibe. Männer berührt sie mit einem Stäbchen an der linken Brustwarze, sagt man in Serbien. Die Brust öffnet sich, sie frißt das Herz, worauf sich die Oeffnung wieder unkennbar schließt. Solche Menschen müssen bald sterben, je nachdem die Hexe mehr oder weniger vom Herzen gegessen hat. Ganz ähnlich benimmt sich die Hexe der Tschechen (Mūra), ein dem Alp und Drud verwandtes Wesen, das nachts den Leuten das Blut aus der Brust saugt.

Durch diesen Zug erscheinen die südslawische Wješica mit dem Vampyr verwandt, der nicht mit dem Werwolf zu verwechseln ist, obgleich auch er Thiergestalt annimmt. Der Vampyrglaube hat seinen Brennpunkt bei den Slawen; wenn er auch in ähnlichen Formen oder anklingend über die ganze Erde vorkommt, so durchdringt er doch nirgends so tief wie bei den Slawen das ganze Volksleben. Selbst die seit dem vorigen Jahrhundert germanisirten Slawen im hannöverschen Wendlande kennen noch den Vampyr, den sie „Dubbelsuger“ d. i. Doppelsauger nennen, und im jetzt deutschen Pommern bewegt die unheimliche Gestalt des „Neuntödters“ noch heute die Volksphantasie. Bei den Wenden ist der Vampyrglaube nicht so ausgearbeitet und in Böhmen nicht mehr so rein vorhanden, wie weiter im Osten. Dort, bei Polen und Russen, vornehmlich in Weißrußland und Ukraine,

ist die Sage von dem unheimlichen Gaste noch mehr zu Hause, als bei den Südslawen, wo er als „Wukodlak“ auftritt. Ueberall aber ist der Vampyr ein Ungeheuer, eine gespenstische Fratze scheußlichster Art. Er ist eigentlich der Leichnam eines Verstorbenen, den irgend eine todtbezwingende Leidenschaft, Liebe oder Haß, nicht im Grabe ruhen läßt. Die Serben meinen, ein böser Geist fahre in den Leichnam und belebe ihn. Bei Vollmond, wenn die Nächte am hellsten sind, steigt der Wukodlak aus der Erde und wandelt, ins Grabtuch gehüllt, nach der Wohnstätte des Lebenden, den er mit sich hinabziehen will ins Todtenreich. Er thut dies als Vampyr, indem er ihm während des Schlafes das Herzblut aussaugt. Die Volksphantasie hat nun diesen gespenstischen Unhold sehr verschieden, doch stets mit gemeinsamem Grundzuge ausgebildet. So halten die Kleinrussen dafür, daß ihr „Mjertowjec“, wenn seine Hände durch das lange Liegen in gekreuzter Lage im Grabe erstarrt sind, seine stahlharten Zähne gebrauche, um sich durch alle Hindernisse durchzunagen. Er würgt erst die Kinder im Hause, dann die Erwachsenen. Auch reitet er nachts auf Pferden umher, verschwindet aber mit dem dritten Hahnenschrei. Seine Fußspuren erkennt man, wenn man vor dem Schlafengehen feines Salz auf die Erde streut. Der Weg vom Grabe bis zu dem Hause, wohin der Mjertowjec kam, wird mit Mohnkörnern bestreut, denn diese müßte er zuvor auflesen, wenn er wieder kommen wollte. Den Ruthenen in Galizien däucht der „Opyr“ am gefährlichsten, wenn er ein Weib ist. In Vollmondsnächten sucht er dann junge Männer auf ihrem Lager auf und verzehrt sie langsam in Kuß und Umarmung. Die Kassuben sagen, wenn der Vampyr von seinem Schlafe im Grabe erwache, beginne er an seinen Händen und Füßen zu nagen, und so lange er nage, werde einer nach dem andern von seinen Verwandten

oder Nachbarn siech und dem Tode verfallen. So glaubt man hauptsächlich in Pomerellen. Hat er sein eigen Fleisch aufgezehrt, so erhebt er sich um Mitternacht aus dem Grabe und vernichtet das Vieh, oder besteigt einen Kirchthurm und läutet die Glocken. Alle, welche den unheilvollen Klang vernehmen, müssen bald sterben. Im allgemeinen aber zieht auch der „Wissende" (Wieszcy) der Kassuben die Glieder seiner Familie ins Grab nach sich, indem er ihnen nächtlicherweile im Schlafe das Herzblut aussaugt. Eine Bißwunde auf der linken Brust verräth die Ursache ihres Todes.

Die russischen Volksmärchen gewähren einen klaren Einblick in das Gebahren der Vampyrs. Ein Muschik wird eines Nachts von einem Fremden nach einem Hause geführt, worin zwei Schläfer ruhen, ein Greis und ein Jüngling. Der Fremde nimmt einen Eimer und stellt ihn neben den Jüngling und klopft diesen auf den Rücken. Sofort öffnet sich dieser und heraus strömt das rothe Blut. Der Fremde füllt den Eimer voll und trinkt ihn aus, dann füllt er einen anderen Eimer mit dem Blute des Greises, stillt seinen gierigen Durst und sagt dann zum Muschik: Es will grauen, laßt uns zu meiner Behausung zurückkehren. Von den Südslawen lassen die Serben den Vampyr nach vierzig, die Bulgaren schon nach neun Tagen sein Grab verlassen. Er kommt durch das kleinste Schlüsselloch. In Bulgarien unterhält er sich oft ganz harmlos damit, die Leute nur plötzlich zu erschrecken, oder verübt koboldartigen Schabernack, beunruhigt nachts bis zum ersten Hahnenschrei mit allerlei Spuk die friedlichen Hausbewohner, lockt sie durch Schmeichelrufe aus ihrer behaglichen Ruhe vor das Haus und schlägt sie dann schwarz und blau. Seinem Unwillen macht der Vampyr (Lipir) durch fürchterliches Poltern Luft. Er fährt dann als Schatten über Flur und Weide, läßt Blutspuren zurück oder beschmutzt die Heiligenbilder mit

Koth, fordert die stärksten Bursche zum Zweikampf, und diese brechen sich die Beine im Ringen mit dem Unsichtbaren. Hat der bulgarische Vampyr vierzig Tage lang als Schatten sein Unwesen getrieben, dann entsteigt er selbst seinem Grabe, nimmt wieder Fleisch und Blut an und heirathet vielleicht auch an einem fremden Ort, wo er ungekannt ist und kein Verdacht ihn belästigt. Er benimmt sich dann scheinbar friedlich gegen seine Frau und Jedermann. Nachts aber verläßt der „Blutsauger“ (Krwopijac) sein Lager, verrichtet alle Arbeit, reinigt die Straßen, verzehrt die gefallenen Büffel und Ochsen und saugt das Blut aus allen Kühen, die irgendwie krank sind. Nur nach Menschenblut scheint es, wie Kanitz zu dieser Schilderung bemerkt, dem bulgarischen Vampyr seltener als seinen anderen slawischen Brüdern zu gelüsten. In der Herzegówina trinkt er das Herzblut seiner Opfer nicht auf einmal, sondern in den zwölf Vollmondsnächten des Jahres, nach dessen Ablauf der Hinsiechende seinen Lebensrest verhaucht. In Serbien wüthet er von Weihnachten bis Christi Himmelfahrt am meisten. Kommen in einem Dorfe viele Sterbefälle vor, so ist sicher ein Vampyr daran Schuld. Auch in der Herzegówina glaubt man dies, wenn eine junge Person dem Siechthume verfällt.

Wie da zu helfen ist, weiß jedermann; man nimmt einen Rappen, führt ihn auf den Friedhof zum Grabe, in dem man den Menschenwürger vermuthet. Geht das Pferd nicht über dasselbe weg, so ist er glücklich gefunden. Es giebt noch einen andern Beweis, doch erst wenn das verdächtige Grab geöffnet ist. Denn dann erscheint der Todte, sofern er wirklich der Blutsauger ist, wie die frische Leiche eines in seiner Lebensfülle vom Tode plötzlich Ereilten, unverwest, voll und rund, ja mit rothen Wangen, strotzend von der Kraft und von dem Herzblut seines Opfers. Auch bei den Kassuben

behält der Vampyr als Leiche ein rothes Gesicht. Natürlich sucht man jetzt dem unheimlichen Grableben des Vampyrs ein sicheres Ende zu bereiten. Das gebräuchlichste Mittel, wenn man nicht wagt das Blutgespenst zu berühren, besteht darin, der Leiche, wie sie im Grabe liegt, einen klafterlangen Holzpfahl durch die Brust zu schlagen und die Grube wieder zuzuschütten. In Rußland dient dazu ein Pfahl aus Espenholz, anderwärts zieht man Weißdorn vor. Stets aber, dies ist die Hauptsache, muß die Durchbohrung des Leichnams mit einem einzigen Schlage geschehen. Ein zweiter Schlag würde ihn ins Leben zurückrufen. Ganz zuverlässig scheint das Mittel übrigens nicht zu sein. Ein in solcher Weise im Jahre 1337 gepfählter böhmischer Vampyr rief aus, der Stock werde ihm zum Verjagen der Hunde sehr nützlich sein, und ein istrischer Vampyr (Strigon), der 1672 mit einem scharfen Dorn durchstochen ward, zog ihn aus seinem Körper und warf ihn verächtlich bei Seite. Allerdings kommen noch andere Mittel zur Anwendung. Die Kassuben geben ihm einen Strumpf oder ein Netz mit ins Grab, von dem er jedes Jahr eine Masche aufreißt, oder auch geprägtes Geld, auch wohl eine Ziegelscherbe in den Mund, streuen endlich Mohnkörner in den Sarg, die der Vampyr zählen muß. Die Uskoken in Krain verhindern die Wiederkehr der Vampyre, indem sie auf deren Körper ein wenig Erde und auf den Kopf einen schweren Stein werfen. Die südungarischen Bulgaren locken den aus dem Grabe entsteigenden Vampyr mit einem Sack Erde bis zur Maros, werfen ihm unterwegs die Erde zum Verzehren vor und schleudern schließlich den Sack in den Fluß. Der Vampyr springt ihm nach und verschwindet für immer. In Bulgarien selbst durchlöchert man unter Anderem den Leichnam mit Pistolenschüssen und stampft dann wieder die Erde fest. Am leichtesten versichert man sich

aber, nach Kanitz, des Vampyrs, indem man ihm plötzlich aus einem Verstecke, das er passiren muß, mit einem geweihten Bilde entgegentritt. Er übersliegt dann selbst Dächer und alle Hindernisse, und indem man ihn mit dem Talisman eiligst verfolgt, zwingt man die Vampyrseele in eine vorbereitete, mit dessen Lieblingsspeisen gefüllte Flasche zu flüchten! Diese korkt man rasch mit einem Pfropfen, worin ein Theilchen eines geweihten Heiligenbildes steckt, und übergiebt sie dem Feuer. Alle diese Mittel sind aber unzuverlässig. Am sichersten bleibt immer, den Leichnam zu verbrennen oder zu zerstücken. Die Ruthenen thun beides; die Kassuben trennen ihm das Haupt vom Rumpfe und schütten Erde zwischen beide Theile, und in Mähren sticht man der Leiche mit einem Grabscheite den Kopf ab. Die Herzegówzen aber geißeln den Leichnam mit priesterlich geweihten Ruthen des Weißdornstrauches bis aufs Blut und werfen ihn dann ins Feuer. Wenn die Flamme den Leib bis auf die Knochen verzehrt hat, dann ist ihm auch die Seele ausgebrannt und findet endlich Ruhe.

Wie entstehen neue Vampyre? Nach der Meinung der Serben kann ein ehrlicher Mann niemals Vampyr werden, es sei denn, es flöge ein Vogel über seinen noch unbegrabenen Leichnam, weshalb man ihn vor diesem Unglück ängstlich behüten muß. In Bulgarien wird ein Verstorbener zum Vampyr, wenn ein Hund oder eine Katze über die Leiche springt. Die Huzulen halten manchen noch Lebenden für einen zukünftigen Vampyr und fürchten ihn sehr, erfüllen aber alle seine Wünsche, um sich bei ihm in Gunst zu setzen. Die Ruthenen hielten früher ganz gewöhnliche Leute, die zu Lebzeiten im Rufe der Hexerei standen, nach ihrem Tode für Vampyre, und bei den Großrussen genießt diesen Ruf der „Kaldun", der Zauberer, welcher mit dem Bösen im Bunde

steht, auch Hexen in ihrem Gewerbe ausbildet. Anderwärts gelten Personen, welche den Fluch ihrer Eltern oder der Kirche auf sich luden, für Vampyre, aber auch solche, die einen gewaltsamen Tod fanden und ganz besonders Selbstmörder. Noch 1882 ward aus Galizien ein recht krasser Fall dieser Art gemeldet. In einigen Gegenden meint man wieder, jener, den ein Vampyr getödtet habe, werde selbst zum Vampyr. Oft aber ist man von Geburt aus zum Vampyr bestimmt, namentlich der Sprößling irgend einer unlauteren Verbindung. In manchen Fällen ist der Böse selbst der Erzeuger des verdammten Opfers, in andern ein zeitweise belebter Körper. In Bulgarien ist gar das Vampyrthum in gewissen Familien erblich, es giebt aber auch Anlagen dafür, und schließlich kann man oft ganz unvermuthet durch bösen Zauber zum Vampyr werden. Am häufigsten, wenn ein heimtückischer Maurer bei Beginn eines Hauses des Vorübergehenden Schatten mit einer Schnur mißt und diese dann in die Grundveste desselben mit einmauert. In Dalmatien unterscheidet man in den Küstengegenden den „Denac" und „Orko" vom Wukodlak, dem eigentlichen Vampyr. Böse Leute oder solche, unter derer Leiche irgend welche Thiere hingelaufen sind, verwandeln sich in den Denac; Flucher, Geizhälse oder andere lasterhafte Menschen werden zum Orko, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht, den Leichnam mit einem Weißdornpfahl zu durchbohren oder dem eben Verstorbenen die Sehnen an den Füßen zu durchschneiden.

Der bei den Slawen noch so lebhaft herrschende Vampyrglaube leitet in die dunkelsten Zeiten der Menschengeschichte zurück, als Kannibalismus und das Trinken von warmem Menschenblut noch allgemein waren. In jenen Urzeiten lebte die Vorstellung, daß die menschliche Seele den Körper be-

liebig verlassen und in ihn zurückkehren, überhaupt ein von ihm unabhängiges Dasein führen könne, woraus der Glaube an ein überlebendes Doppelwesen bei den Wilden sich von selbst entwickelte. Der britische Forscher Herbert Spener hat nun in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, daß die Vampyrlegenden der Slawen aus den Thaten der primitiven Kannibalen sich entwickelten, daß der ursprüngliche Vampyr jenes vermeintliche andere Ich der grausamen Wilden war, das immer noch seine blutdürstigen Neigungen zu befriedigen sucht. Diese Ansicht gewinnt wesentlich an Bestand, bei der Erwägung, daß die Slawen die gleichfalls urzeitliche Ahnenverehrung noch hochhalten. Bei den Serben bekundet sie sich deutlich genug im Sippenfest, und in enger Verbindung mit dem Manenkult stehen die Dämonen und besonders die Hausgeister (Domowoi), welche den Russen die Penaten der alten Römer vertreten. Der Domowoi verursacht in der Nacht oft Lärm, macht Hausvieh und Geflügel krank, aber nur wenn man nicht verstanden hat, seine Gunst zu erwerben. Hat man ihn dagegen für sich gewonnen, so sorgt er für das Gedeihen des Haushalts, macht das Vieh fruchtbar, hält Haus und Hof in Ordnung, bewacht Ställe, Scheunen, Gemüsegärten u. s. w. Der russische Bauer glaubt, daß der Domowoi in jedem Gebäude, wo sich ein Ofen befindet, seinen Wohnsitz aufschlägt: daher bewohnt dieser Geist nicht nur das Wohnhaus, sondern auch die Badestube als „Banny" und als „Podowinnik" die Scheune. Er lebt nicht allein, sondern zusammen mit seiner Frau, der „Domowicha", und seinen hübschen Töchtern; ein Liebesverhältniß mit letzteren wäre aber den Sterblichen verderbenbringend. Außer dem Domowoi und seiner Sippschaft bewohnen noch andere Geister das Haus, die sogenannten „Kikimory" oder „Mory", ungetauft verstorbene Kinder, oder solche, die von den Eltern verflucht

waren und daher dem Teufel verfallen sind. Diese verdammten Seelen bewohnen, wie der Domowoi, den Ofen; Nachts weben sie und sind sehr aufgebracht über etwaige Störung; sie bewerfen dann die Störer mit Ziegeln oder anderen Dingen.

Außerhalb des Hauses treiben ihr Wesen noch viele andere Geister. Die Seelen jener, die als verirrte kühne Jäger oder Holzfäller in Wäldern den Tod fanden, leben weiter fort als „Waldgeister“ (Leschiy oder Lesnije), finstere Wesen, gleich dem „Berggeist“ (Biss) der Kleinrussen, welche ebenfalls ihren Domowoi besitzen. Nächtliche Gespenster, böse Dämonen beängstigen die Phantasie aller Slawenvölker. Die Brunnenfee spukt bei den Bulgaren in verschiedener Gestalt, als Katze, Ziege, Roß, aber stets von weißer Farbe, und hat man das Unglück von solchen gekratzt oder gestoßen zu werden, so erliegt man der Verletzung. Der „Mittagsgeist“ (Podne roga), der um Ragusa den Kindern als Schreckbild vorgehalten wird, damit sie nicht in der glühenden Mittagshitze herumlaufen, ist auch den Nordslawen, selbst den Wenden bekannt. Die Slowenen wissen von einem Kobold (Škratelj), der die Schätze tief im Berge bewacht, vom „Wilden Manne“, der im Walde haust, und dem „Wassermann“, der tief in der Sawe, dort wo ein Nebenfluß in dieselbe mündet, seinen Palast aufgeschlagen, der schon oft am Tanzplatze erschien, als galanter Ritter irgend eine spröde, hoffärtige Schöne bezauberte und mit ihr tanzte bis der Abend hereinbrach, zuletzt aber sie in wildem Galopp in sein nasses Heim hinabriß. Die slawischen Völker sind auch reich an phantastischen Vorstellungen über das Leben und Wesen der Thiere, und haben sich besonders mit den Vögeln, ihrer Abstammung und Sprache, vielfach beschäftigt. Allerwärts heftet sich an sie der mannigfachste Aberglaube. Dem Bulgaren bevölkert er den Wald außer

mit Waldfrauen, mit verzauberten Thieren, und natürlich fehlt auch der Werwolf nicht. Auch das Alpdrücken, plötzliches Rheuma und Gichtanfälle schreibt der Bulgare bösen Geistern zu, und befällt ihn in Südungarn ein plötzliches Reißen in den Gliedern, dann sind die „Gottlosen“ (One Bože) Schuld, die ihm den Fuß, die Hand nahmen. Ganz allgemein endlich erfüllt die Slawenwelt die Angst vor dem „bösen Blick“ und dem Verschreien.

Gegen all dieses Ungemach nimmt der Aberglaube, der es schuf, seine Zuflucht zu neuen abergläubischen und zauberischen Mitteln, Bannsprüchen, Beschwörungen und Amuletten. Die Volksmedizin insbesondere ist davon voll. Der Aberglaube hat nun fast überall seine eigenen Diener zur Bekämpfung des Uebels. Von der „Baba“ oder weisen Frau der Südslawen war schon die Rede. Sie fehlt in keinem serbischen oder bulgarischen Dorfe. Daneben giebt es noch eigene Besprecherinnen und weise Männer (Wratschar) und weise Frauen (Wratscharnitza), welche die Heilkräfte der Pflanzen studiren und damit die Krankheiten zu behandeln versuchen, übrigens nicht in besonders gutem Rufe stehen, weil man sie des Bundes mit dem Gottseibeiuns verdächtigt. Die Banater Bulgaren haben Zauberfrauen (Wražitoren), welche die bösen Geister beschwören, ihre Formeln aber niemandem verrathen, sonst verlieren sie die Kraft. Auch die dabei zu befolgenden Ceremonien werden ängstlich verheimlicht. In Rußland nimmt der Dorfzauber (Snachar) eine völlig eigenartige Stellung ein. Auch er ist ein Zauberer, aber im Gegensatze zum Kaldun verwendet er seine Kenntnisse nicht zum Schaden der Mitmenschen, und sein Wissen, seine Thätigkeit will hauptsächlich bösen Zauber unschädlich machen. Dabei darf es freilich an Beschwörungen und Besprechungen ebenfalls nicht fehlen. Er bedient sich der

nämlichen Hilfsmittel wie der Kaldun, aber alle verwandeln sich in seinen Händen und unter dem Einflusse seiner Beschwörung in nützliche Heilmittel.

Der abergläubische Vorstellungsschatz der Slawen ist damit noch lange nicht erschöpft; bloß das Wichtigste habe ich daraus hervorgehoben. Im allgemeinen darf man sagen, der Aberglaube, namentlich der Glaube an Hexerei und Zauberei, sitzt dem slawischen Landvolke bei aller christlichen Frömmigkeit noch tief im Nacken. In Bosnien und der Herzegówina ist der Aberglaube bei allen Bekenntnissen und in allen Schichten verbreitet. Immerhin ist seit der Besetzung durch die Oesterreicher die Kraft abergläubischer Vorstellungen durch das ganze Land in entschiedener Abnahme begriffen. Im russischen Landvolke tritt der Aberglauben nicht selten in grauenhaften Formen auf. Meint man doch, daß Lichter, die aus Menschenfett verfertigt werden, unsichtbar machen. In Südrußland ist nicht nur der gewöhnliche Bauer in allerlei Wahn befangen; auch unter sogenannten Gebildeten wurzelt der Glaube an widernatürliche Begebenheiten und Ereignisse, an Wunderkräfte u. dgl. Bei den Großrussen macht sich während der letzten Jahrzehnte eine erfreuliche Abnahme des Aberglaubens bemerklich. Viele dahin gehörige Gebräuche sind in Verfall gerathen, dank dem unbewußt geübten, wohlthätigen Einfluß, welchen die Menge der eingewanderten gesitteteren Fremden, die Annäherung eines höher stehenden, gebildeten, vorurtheilslosen Elementes äußert.



XV.

Sage und Volksdichtung.



Enge verwachsen mit den abergläubischen Vorstellungen, welchen sie zum großen Theile Nahrung zuführt, schiebt die Sage aus altersgrauer Vorzeit sich ein als Bindeglied, das zur Volksdichtung hinüberleitet, jener Geistesleistung schriftthumloser Völker, die bloß in der mündlichen Ueberlieferung lebt, von jedermann und für jedermann geschaffen wird, aber auch des Volkes Anschauung, sein Denken und Empfinden getreulich wiederspiegelt. Vielfach natürlich knüpft sich die slawische Sage an die heidnische Mythologie, die freilich gar viele Lücken aufweist und von der kein deutliches Bild zu gewinnen ist. Viel ist indeß darüber gefabelt worden, was ernster Prüfung nicht Stand hält. Einen höchsten Gemeingott des gesammten Slawenthums hat es niemals gegeben, ebensowenig ein slawisches Pantheon. Auch Perun oder Swarog galt, wie andere Gottheiten, bloß für einen lokalen, vielleicht ausgedehnteren Kreis, war aber schon den nächsten unbekannt. Die alten Slawen wußten auch nichts von einem Dualismus ihrer Götterwelt, von einem Kampfe der Götter des Lichts und der Finsterniß als Vertreter guter und böser Mächte, ihre ganze Mythologie lief vielmehr einfach auf „Seelenkult" hinaus, wie er über die

ganze Erde verbreitet ist. Ueberall erwächst aus ihm die Verehrung der Bäume und Haine, wie sie auch den Slawen eigen war, und hebt sich davon gerne ein besonderer Ahnendienst ab, der den Slawen ebenfalls nicht fehlte. Die russischen Ikony unserer Tage mit ihrem Kult sind bloß die christlichen Vertreter der ehemaligen Ahnenbilder mit ihrem heidnischen Dienste.

Verzichtet man demnach besser darauf, die Mythologie der Slawen in ein künstliches System zu bringen, so sind ihre Ueberlieferungen doch von hohem Interesse, zumal die vergleichende Sagenforschung noch immer neue mythische Namen und Gestalten aufdeckt. So haben Edmund Veckenstedt und Willibald von Schulenburg in der Ueberlieferung der Spreewalder Wenden Sagengestalten, welche der Deutsche bereits der Verflüchtigung entgegengeführt sieht, in — man möchte sagen — ursprünglicher Frische der Bildung und echt mythischer Weiterentwicklung aufgefunden. Unter anderen tritt uns da die gewaltige Gestalt des „Wendenkönigs“, des Messias der Slawen im Herzen Deutschlands, in leuchtender Hoheit entgegen: der ebenbürtige Genoß des Dahâk und Isfendiyar, des Achilleus und Pelops, des Romulus und Tullus, des Siegfried und König Artus. In manchen Stücken berührt sich die Wendensage mit der deutschen und ist geeignet, verblaßte, verwandte Erscheinungen in dieser zu erläutern. So birgt die wendische Sage von dem klagenden Mädchen mit langen Haaren (Boža łosć) alle Elemente, welche der Loreley und den Sirenen zu eigen sind. Ebenso erweckt die Sage von Walgierz Wdały, der Altersfolge nach die dritte unter den Sagen der Polen, besonderes Interesse durch ihre auffallende Aehnlichkeit mit der einst vielverzweigten deutschen Sage von Walther von Aquitanien, die wir am vollständigsten in dem lateinischen Gedicht des St. Gallener Mönches

Ekkehard († 973) besitzen. Die Walgerzsage lebte aber in der Gegend von Krakau und Tyniec schon in den Zeiten des polnischen Heidenthums. Ihr Bestehen fällt in die Zeit vor 966, als der fünfte Piast Mieczyslaw I. das Christenthum annahm, es ist also ausgeschlossen, daß die Walgerzsage eine durch die St. Gallenschen Mönche nach Polen verpflanzte Umbildung des Ekkehardschen Epos sei. Vielmehr stehen wir hier vor dem Urprodukte der ältesten Walthersage. Ferner finden sich in den russischen Volkssagen Parallelen zum Hildebrandsliede, einem der ältesten erhaltenen Denkmäler deutscher Sage. In Böhmen und Mähren endlich tragen die Sagen ein durchaus deutsches Gepräge; namentlich verrathen ihrer viele die engste Verwandtschaft mit den bayerischen.

Aus dieser reichen Sagenfülle schöpft nun ihren Grundstoff die nach mannigfacher Richtung entwickelte Volksdichtung der Slawen. Keine ihrer Völkerschaften entbehrt derselben, nur hat Gunst oder Ungunst der Verhältnisse deren Ausbildung bei den einzelnen Stämmen mehr gefördert oder gehindert. „Selbständig und eigenthümlich, wie sie ist", sagt Johannes Scherr, „stellt sich uns die slawische Volksdichtung durchgehends als ein Ausfluß des Grundzugs slawischen Nationalcharakters dar, und ich glaube das Rechte zu treffen, wenn ich diesen Grundzug mit dem Worte Duldmuth bezeichne. Es klingt ein ergreifend melancholischer Grundton durch die slawische Volkspoesie und sie verhält sich daher zur skandinavischen, wie sich in der Musik die Durtonarten zu den Molltonarten verhalten. Mit Vorliebe äußert sie sich episch schildernd und ist da wahrhaft homerisch einfach, anschaulich und plastisch; tritt sie lyrisch auf, so geschieht es mit herzgewinnender Innigkeit. Man hat mit Bewunderung die Abwesenheit aller Gemeinheit in dieser volksmäßigen Dichtung wahrgenommen und ihre primitive Naivetät verbürgt der fast

durchgängige Mangel an Witz und Satire.“ Letztere Behauptung bedarf indes der Einschränkung. In Bosnien und Herzegówina fehlt es nicht an Scherzliedern, die neben rührender Zartheit, heißer Leidenschaft und froher Heiterkeit durch geistvollen Spott sich auszeichnen. Auch sonst auf Serbenboden sprießen schelmische Liedchen, insbesondere Liebesscherzgedichte von seltenem Reize. Ganz ähnlich wie Scherr urtheilt Moriz Carriere: „Der Grundton der slawischen Lieder ist melancholisch, jungfräulich zart, ein sinnender Ernst, eine sentimentale Wehmuth; doch fehlt es auch nicht an frischen kecken Empfindungslauten naiver Sinnlichkeit, und die Jugendkraft ergießt sich in jovialer Frische; indeß bleiben Unverschämtheit und Gemeinheit fern, sammt jener Mischung tugendhafter und lasterhafter Gefühle, die immer das Zeichen der gleichmäßig entarteten Sitte und Kunst ist.“

Heldenthum und Liebe sind der hauptsächlichste, aber nicht ausschließliche Inhalt der slavischen Volksdichtung, denn sie kennt auch die Erzählung und das Märchen. Die Volkserzählungen, diese treuesten Bilder des Volksgeistes, zeigen nicht blos die echte Sprache eines Volkes wie in einem Spiegel, sondern auch die ganze Art wie ein Volk denkt und empfindet. Dies tritt namentlich bei den Erzählungen (Skazki) der Russen recht deutlich vor die Augen. Ganz eigenthümlich ist darin Wirklichkeit mit Märchenhaftem verbunden, und trotz des phantastischen Gewebes, worin alles erscheint, was der gemeine Mann sich erklären möchte, ohne es zu können, tritt doch immer eine so scharfe Beobachtung der Natur hervor wie in den Erzählungen keines anderen Volkes. Diese Skazki lassen in der Fassung die Erzählungen aller übrigen europäischen Völker hinter sich und wirken auch vielfach durch dramatische Lagen und Episoden. Eigenthümlicherweise schweigen sie über die religiösen Meinungen des Volks sowie über das Verhältniß

zwischen Herrn und Leibeigenen. Dagegen äußert sich in ihnen der Volksgeist der Duldung, Entsagung und Unterwürfigkeit, eine Zartheit des Gefühles, Herzensgüte und Fülle des Gemüthes, wie aus den Mythen gar keines anderen Volkes. Dann aber macht sich das Laster der Trunksucht seltsam breit; das geistige Getränk erscheint dem Muschik als Freund und Tröster in den Nöthen des Lebens, und Trunkenheit ist ihm nicht so sehr ein schändendes Uebel, als ein freudenvoller Zustand, an den man sich gerne erinnert. Viele Skazki sind mythologischer Natur; eine der merkwürdigsten und häufigsten Ideen darin ist der Glaube, daß die Kraft namentlich eines übernatürlichen Wesens, in einem ganz bestimmten Gegenstande oder einer fernen Oertlichkeit wohne. Zerstört man den Gegenstand, so geht die Kraft, oder selbst das Leben verloren. Solche Verkörperungen des Uebels sind die Schlange, welche das Tageslicht stiehlt, Norka, die den Recken Skandinaviens ähnelt, der böse vielköpfige Drache Koschtschei, welcher durch die Luft fliegt, Prinzen, Prinzessinnen, auch andere Sterbliche fortführt und in seinem Zauberschloß gefangen hält. Die an einer bestimmten Art gebundene Kraft heißt bald Tod, bald Leben. Kotschtschei ist der Todlose, nicht wie die Menschen dem Tode unterworfen. Und dennoch kann auch er sterben, denn sein Tod haust in einem gewissen unzerbrochenen Ei, und der Todlose stirbt, sobald dieses zertrümmert wird.

Eine andere Art Volkserzählungen ist bei den Südslawen zu Hause; es sind die scherzhaften Anekdoten, Schwänke, auf die ich oben hinwies. Ihren Inhalt bildet meist eine grobe Satire. Wir finden da neben den zänkischen Alten, dem läppischen Ehekandidaten, der treulosen Frau, dem gierigen Pfaffen, dem überlisteten Teufel, den einfältigen Bauern und anderen der Volksphantasie überall nahe liegenden Gegenständen vorzugsweise den Türken, und zwar in verschiedenen

Lebensstellungen. Nicht minder den Zigeuner, den ebensoviel Verachtung trifft, wie den Türken Haß, aber auch den katholischen Frater, den Propheten des Islam, Muhammed, personifizirte Festtage, christliche Heilige u. s. w. In den Charakteren herrscht große Gleichmäßigkeit; einen uneigennützigen, mit dem geringsten Anflug von Christlichkeit ausgestatteten Popen kennen diese Erzählungen ebensowenig wie einen die Christen nicht nach besten Kräften schindenden Türken oder einen dem Elende, der Unwissenheit und Gaunerei entrückten Zigeuner.

Im eigentlichen Volksliede hat der Slawe zweifellos die weibliche Lyrik mit mehr Vorliebe als das männliche Epos gepflegt. Fast immer tritt das Volkslied in Gesangbegleitung auf, und wie die Melodie, offenbart auch der Text eine gewisse Melancholie und Traurigkeit, indeß nicht ausnahmslos. In den Liedern der Wenden findet Richard Andree fast durchgängig den lebhaftesten, unzweideutigsten Ausdruck fröhlichen Leichtsinnes, aufgeräumter Heiterkeit und unvertilgbar guter Laune. Doch unterscheiden sich die Lieder der Oberlausitzer Wenden merklich von denen der Niederlausitz. In den ersteren erhebt die Poesie sich höher; behandelt zum Theil ernstere Gegenstände und verräth wenigstens noch Anklänge an alte Heldenlieder. Man unterscheidet Feldlieder beim Gange durchs Feld oder im Freien gesungen; Sätzchen, ein Liedchen, das der Vortänzer seinem Mädchen besonders von den Musikanten aufspielen läßt und der Chor mitsingt; Tanzlieder, während des Tanzes zu singen; Rundgesänge, Hochzeitslieder, Bittlieder, gesungen vom Abgeordneten der Spinnstube vor dem Hause jener, die gebacken oder geschlachtet haben und nach altem Brauch den Bittenden Brod oder Fleisch spenden, endlich Legenden. Bei den Tschechen in Böhmen, deren Schriftthum unter allen slawischen Litteraturen am frühesten sich entwickelt hat, zeigen manche Lieder

sichtbar deutschen Einfluß in der Balladenweise, die eine fortschreitende Handlung gerne in der Form empfindungsvoller Wechselreden darstellt; einen ähnlichen balladenartigen Gang nehmen auch slowenische Heldenlieder, welche die Türkenkämpfe unter Oesterreichs Führung besingen. Die Volkspoesie der Slowenen kann sich zwar nicht mit jener der Kroaten und Serben messen, ist aber doch viel reichhaltiger als man gewöhnlich meint, unter anderen besitzt sie einen großen Sprichwörterschatz, auch aus vorchristlicher Zeit, in dem sich des Volkes Weisheit offenbart. Die Volkslieder der Slowaken besingen zumeist die Liebe, aber auch Natur, geschichtliche Ereignisse und festliche Anlässe, wie die Begrüßung des Frühjahres, die Johannisfeuer u. dgl.

Wesentlich lyrisch ist auch die Volksdichtung der Polen, welche kein altes episches Volkslied besitzen; dafür ist ihre Volkslyrik vielleicht die zarteste der slawischen Stämme. Von reizender Eigenart sind die Mailieder (**Majowki**). Rauher klingen die Schöpfungen romantischer Einbildungskraft der Góralen, deren Lieder mitunter den Krakowiaken der Weichselebenen ähneln, oft auch in Balladenform irgend eine fürchterliche That schildern. Die zum Tanze nach Krakowiakenart gesungenen, góralischen Stegreif-Liedchen beschränken sich meist auf ein paar Verse und sind nicht ohne Anmuth, zuweilen etwas ironisch. Einer frägt z. B. was es Elenderes giebt auf Gottes weiter Welt als einen Góralen, der zu arm ist, seinem Pferde Futter zu geben? Hier die Antwort:

Der arme Janik ist wohl zu beklagen:
Nichts zu fressen für sein Pferd.
Doch mehr noch alte Mädchen, muß man sagen,
Die da bleiben ohne Mann und Herd.

Die Volkspoesie der Kleinrussen ist die reichhaltigste Europas, hat ästhetischen Werth, poetischen Schwung, Kernig-

keit im Ausdruck und etwas Erhabenes, Hehres, etwas wehmüthig Rührendes, Melancholisches und Malerisches in sich, selbst dort, wo es sich mit einer gewissen Keckheit paart. Es ist ein ewiges Sehnen nach etwas, ein Schmachten und Leiden, ein Zerfließen vor Schmerz und Wonne. Polens erste Dichter nahmen hier Stoff zu ihren begeisterten hochgeschätzten Werken und vieles schlummert noch im Dunkeln. Die kleinrussischen Volkslieder rühren größtentheils, die Klasse der „Dumy" ausschließlich von den ukrainischen Banduristen her, die man bis in neuerer Zeit mitunter am linken Ufer des Dnjepr trifft. Diese gewöhnlich blinden Greise sangen und singen noch immer dem Volke ihre „Dumy", „Dumki" und „Szumki" vor, indem sie sich mit beiden Händen auf der vielsaitigen Bandurka, auch „Torban" genannt, begleiten. Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert war die Blüthezeit des kleinrussischen Volksliedes, das sich noch bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortschleppte. Erst in neuerer Zeit ersteht wieder ein hochbeachtenswerthes kleinrussisches Schriftthum, es ist aber, wenn auch an die alten Vorbilder sich glücklich anlehnend, Kunstpoesie, keine Volksdichtung.

Unter den alten Volksliedern preisen die Dumy geschichtliche Heldenthaten der Vorfahren, Dumki und Szumki haben Liebe und Krieg, das Mädchen und den Feind, meist den Kosaken, dann des Volkes Beschäftigung und Leiden zum Gegenstande. Ihrer aller Wiege ist die Ukraine. Zwar Mond und Sterne, Quelle und Nachtigall, die Rosenwolke des Frühlings und die Silberflocke des Winters, kurz alle jene Edelsteine aus der allgemeinen Schatzkammer der Poesie, welche alle Völker in ihre Lieder streuen, schmücken auch diese einfachen Gesänge. Das Land, die weite grüne Ebene, in der das kleine weiße Häuschen der Geliebten am Waldrand

schimmert, oder die sonnige Steppe, durch die das schnelle Kosakenrößlein fliegt, sie werden gleichfalls kurz geschildert, und ein bewußtloses, kindliches Gefühl für Naturschönheit, für Analogie zwischen Natur- und Seelenstimmung tritt in lieblich-poetischen Bildern und Vergleichen hervor. Es giebt auch Wiegen-, Warte-, Hochzeits-, Soldaten- und Erntelieder, dann „Kolomejki“, zum Tanze gesungen, endlich religiöse Lieder, die Gott oder einen Heiligen preisen und an gewissen Festtagen angestimmt werden. Hierher gehören kurze mythisch-religiöse Gedichte, wie die um Weihnachten gesungenen „Koljadki“, altersehrwürdige Ueberlebsel des Heidenthums mit Spuren eines Heroenkultes. In diesen Volksdichtungen haben die Helden stets rabenschwarze oder milchweiße Pferde, das Pferd selbst ist stets das liebe, kleine, sanfte, muthige, die Schönen aber haben immer weiße Zähne, lange schwarze Haare und rosige Wangen. Jedes große Wasser heißt Dunaj, die Donau, und als ästhetische Grundsätze gelten: was geschrieben ist, ist wahr, was süß, ist gut, und was roth ist, ist schön.

Seltsame, aber eben in ihrer Seltsamkeit hochinteressante Bilder entrollen dagegen die „Dumy“ der Ukraine. Mit pastoraler und idyllischer Poesie haben sie auch nicht das Allermindeste gemein. Die Lyrik tritt fast ganz in den Hintergrund. Da giebt es keine Schäfer, die auf grünen Wiesen oder am Rande klarer Bächlein das Lob der Geliebten singen und sich in der Schilderung ihrer Gefühle ergehen. Es ist ein gar ernstes, rauhes Leben in dem oft bestrittenen und mühsam behaupteten Grenzlande, das die kleinrussischen Minstrelen besingen. Auch zeigen sie geringe Spuren malerischen Elementes in der Schilderung all dieser kleinen und großen, immer aber furchtbar blutigen Kämpfe. Die Szenerie ist ungemein gleichförmig, an welchem Punkte des Landes, zu welcher Zeit sie auch geschildert werde. Immer haben wir die glatte

Ebene der Steppe, wie ein ruhiges Meer zum Horizonte hingestreckt, vor uns, ihre gleichmäßige Fläche, hier und dort nur durch einen Kurgan unterbrochen, von dessen Spitze aus der Wanderer ängstlich umherspäht, ob nicht neuerdings bewaffnete Eindringlinge den Landesfrieden gefährden. Oder auch schildern die Lieder die dichten Waldungen, in denen sich die besiegten Flüchtlinge vor den Verfolgern zu bergen suchen, dann die nächtlichen Einfälle des ungläubigen Feindes, der die Fluren verwüstet und die Heimstätten zerstört, denn immer wieder steigen Rauchwolken gegen Himmel, ein Zeichen des Brandes, der die ärmlichen Behausungen der Flüchtigen verheert. Gar häufig zieht ein trauriger Wanderzug durch die Steppe durch: Weiber und Jünglinge, in Ketten nach dem Lande der Ungläubigen entführt, vermögen auf dem erschöpfenden Marsche sich kaum mehr auf den wunden Füßen zu halten. Wir hören die Klagen dieser Unglücklichen in fernen Landen, die sich heiß nach der Heimath zu ihren Lieben sehnen, schauen die Qualen der Sklaven auf dem Besitze seines grausamen Gebieters oder, schlimmer noch, auf den türkischen Galeeren und zuletzt den willkommenen Tod, welcher der lebenslangen Gefangenschaft ein Ende macht. Düster und traurig ist ihren Stoffen nach die Mehrzahl dieser Dichtungen, in die sich nur hier und dort ein Lichtstrahl verwebt, wenn schlaue oder kühne Liebe eine gefangene Jungfrau oder einen gefangenen Jüngling befreit.

Doch, bleibt auch der Schauplatz stets derselbe, so findet sich doch einige Abwechslung in den Handlungen. Mitunter erzählt der Sänger nicht allein von den Verheerungen der Tatarenhorden, sondern auch von den blutigen Niederlagen, welche die Kosaken ihnen beibringen. Andere Gedichte zeigen die Galeeren der Kosaken, den Küsten des Schwarzen Meeres entlang segelnd und die feindlichen Ufer bedrohend. Wieder ein anderer Lieder-Cyklus zählt die volksthümlichen Annahmen

für den Aufstand des Kosakenführers Bogdan Chmelnicki gegen die Polen auf und die Gründe, die ihn in die Arme des Zaren Alexis Michailowitsch trieben. Es war vor allem die außerordentliche Grausamkeit der Polen und die grimme Antipathie gegen deren Helfershelfer, die Juden. Dies der vornehmlichste Inhalt jener Dichtungen aus der Kosakenzeit, die der Mehrzahl nach im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert entstanden sein mögen. Allein ihr Grundstoff ist zweifellos alt, und einige mögen auf die ersten Tatareneinfälle selbst zurückgehen. Die Dumy unterscheiden sich von den anderen kleinrussischen Gesängen durch das mannigfaltige, freie Metrum ihrer Verse, die ungleichen Tonfall haben und aus einer unbestimmten Anzahl Silben, von vier bis zwanzig und mehr, bestehen. Durch eben dieses Versmaß unterscheiden sich auch die Dumy der Ukraine von den erzählenden Gesängen der Großrussen und den serbischen Nationalliedern. Von beiden weichen sie noch durch den Reim ab; selten bleibt ein Vers ohne einen andern mit gleichtönender Endung, öfter enden deren mehrere auf e i n e n Reim.

Im Gebiete der Großrussen zieht hauptsächlich der weite unfruchtbare Strich, der sich nordöstlich von Petersburg nach Archangel zu erstreckt, die Aufmerksamkeit auf sich. Schon haben wir diese traurige Region als die Heimath der eigenartigen russischen Todtenklagen kennen gelernt; sie ist aber auch jene des russischen Minnegesangs, denn hier erwuchsen die schönsten Romanzen, und in diesen finsteren Wäldern und melancholischen Sümpfen erhielten sich auch die Ueberreste des russischen Volksepos. Die schwielhändigen Bauern und Fischer singen dort noch jetzt zur Arbeit oder am häuslichen Herde die Heldengesänge alter Zeit, die im übrigen Rußland längst schon im Volksmunde erstorben sind. Doch haben sie sich von von hier aus nach fast allen Punkten Großrußlands, ja selbst

nach Sibirien verbreitet und dabei, trotz dieser ungeheuren Wanderungen, in allen wesentlichen Stücken ihre Originalität bewahrt. Diese großrussischen Heldengesänge (Byliny) lassen sich in drei wohl unterscheidbare Gruppen theilen: das Sagenepos, dessen Helden sich an die Periode des Nationalursprungs anlehnen und worin das geschichtliche Element ziemlich schwach vertreten ist; das geschichtliche Epos, dessen Personen schon durch bestimmte Angaben gesichert sind, und endlich das Heldengedicht fremden Ursprungs, dessen Helden nicht auf russischem Boden geboren wurden und dessen Motive mehr oder weniger fremden Epen entlehnt sind. Diese letzte Gruppe besitzt am wenigsten Interesse; die zweite hebt mit dem in poetischer Prosa abgefaßten Gedichte von Igors Zuge (Slowo o Polku Igorewe), dem ältesten Sprachdenkmale der Russen, an, das angeblich eine Begebenheit aus dem Jahre 1185 in der Sprache des vierzehnten Jahrhunderts besingt, und geht bis auf die neuesten Zeiten herab. Nicht bloß die Epoche der Theilfürstenthümer, Iwán der Schreckliche, der falsche Demetrius und die Románow liefern den Stoff für das geschichtliche Epos, dieses heftet sich auch an Peter den Großen, und die Kaiserinnen des achtzehnten Jahrhunderts und feiert sogar die Thaten Napoleons sowie die Kriege Nikolaus I. An Bedeutung freilich vermag keines dieser späteren Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes es mit dem Igorliede aufzunehmen, welches den Russen ist, was Homer den Griechen oder die Nibelungen den Deutschen: das Juwel ihrer Nationallitteratur.

Weitaus die größte Bedeutung kommt zweifellos der ersten Gruppe, dem Sagenepos, zu, das sich wieder in drei Cyklen abtheilen läßt. Ihr erster handelt von den frühesten Helden; diese stehen dem Mythos entschieden viel näher als der Geschichte. Die mythischen Züge herrschen namentlich vor in den Gesängen, welche Wolga Wseslawitsch, der Schlangensohn, den

Landmann Mikula Selianowitsch, einen freien Bebauer der russischen Erde, der seine Rechte selbst gegen einen Warägerfürsten zu vertheidigen weiß, dann Swiatogor und Samson, die wahren Titanen der russischen Mythologie, betreffen. Der zweite Cyklus, der größere Theil der Byliny, gehört zu dem sogenannten Kijew- oder Wladimir-Kreise, welcher die beherzten Thaten einer kleinen Heldenschaar am Hofe des Großfürsten Wladimir von Kijew verherrlicht. Die Göttermythe ist da vom Himmel auf die Erde herabgestiegen und hat sich mit geschichtlichen Ereignissen zur Heldensage verwoben. Aber diese Byliny sind vereinzelt geblieben und nicht von einem organisirenden Genius zum einheitlichen Epos gestaltet worden. Gleich Karl dem Großen unter seinen Paladinen oder König Artus unter seinen Rittern, bildet Wladimir der Große oder Heilige, der Zar von Kijew, der ums Jahr 1000 sein Volk zum Christenthume überführte, den glänzenden Mittelpunkt der Lieder, wenn er auch selbst nicht immer die hervorragende Persönlichkeit ist; ja dieser eigentliche Stifter des russischen Reiches und Begründer der griechischen Kirche daselbst, erscheint seltsamerweise als ein weichlicher Herrscher. Doch mag hier im Laufe der Zeit eine Verwechslung oder Verschmelzung von Persönlichkeiten stattgefunden haben; immerhin bleibt es beachtenswerth, daß nach neunhundert Jahren die Namen Kijew und Wladimir noch in Nordrußland unter den Bauern fortleben, dieses Kijew, dessen Gedächtniß bei andern Großrussen längst entschwunden ist. Hier im Norden aber, an der Grenze der Gesittung, singt der bäuerliche Rhapsode in arktischen Winterabenden in fremdartig archaistischer Weise noch von dem Glanze der berühmten Stadt; er erwähnt Früchte und Blumen, die im Norden nicht mehr gedeihen, Ritter im glänzenden Harnisch, Höflinge und Helden. Das alles sind Beweise, wie diese Romanzen aus hohem Alter-

thume stammen, wie sie ungeschrieben von Urahn auf Enkel übergegangen sind, wie Geschlecht auf Geschlecht sie sang und unter keineswegs günstigen Umständen fortvererbte. Dabei treffen in ihnen zwei geographisch weit getrennte Sagenkreise, einander beeinflussend, zusammen: ein skandinavischer und ein mittelasiatischer. Spuren von beiden Einflüssen, ebenso von byzantinischen, litauischen und finnischen Sagen, finden sich in den meisten Gedichten; sie wurden ursprünglich höchst wahrscheinlich von alten Minnesängern gebildet, welche den Rahmen zu ihren Romanzen da nahmen, wo sie ihn fanden und dabei von den Nachbarvölkern entlehnten. So erscheint in den Byliny manch alte Geschichte, doch ihre Ausführung ist durchaus eigenthümlich russisch.

Das herrschende Motiv im Kijewschen Cyklus ist der ewige Kampf der Bogatiren (Recken) gegen die Feinde der russischen Erde, die Drachen und Ungeheuer, die fabelhaften oder geschichtlichen Vertreter der südlichen Nomadenstämme, später gegen die Tataren und Türken. In die Tafelrunde dieser Helden kann eintreten, wer sich durch edle Thaten ihrer werth macht, und so erscheint sie als die auf Erden versetzte himmlische Genossenschaft des höchsten Gottes, zu welcher die Helden emporsteigen, wenn sie den Kampf und die Prüfungen des Erdenlebens siegreich bestanden, und dieser sittliche, gewiß jedoch schon im Christenthume wurzelnde Grundgedanke verleiht den bunten Abenteuern der Sage ideale Weihe. Unter letzteren kommt die Geschichte von Dobrinja, des Hauptheldén an Wladimirs Hofe, eines Ritters ohne Furcht und Tadel, von adeliger Herkunft, tapfer im Kampfe, galant am Hofe, und seines Nebenbuhlers Aljoscha, eines Priestersohnes mit „gefräßigen Augen", unritterlich gegen die Frauen, unverläßlich im Wort und von zweifelhaftem Muthe, der jedoch um Dobrinjas Weib wirbt, am häufigsten vor. Der Recke jedoch,

welcher diesen ganzen Cyklus beherrscht und an epischer Majestät selbst die „schöne Sonne Wladimir“ übertrifft, ist Ilja Muromez, der Sohn eines Bauern aus der Nähe der Stadt Murom, dessen Heldenabenteuer moderne Schriftsteller als russische „Iljade“ zusammenfaßten.

Der demokratische Zug des gesammten Slawenthums weht unverkennbar auch in den russischen Heldenliedern. Mit dem finnischen ist das slawische Epos vielleicht das einzige, in dem einem Landmanne eine große Heldenrolle zugedacht ist, und daran erkennt man eben, daß die Byliny durch und für das Volk gemacht wurden. Der Bauernsohn ist der eigentliche Nationalheld des Slawenthums: Ilja von Murom in Rußland, wie Piast in Polen und Przemysl in Böhmen, und dieser starke bäuerliche Held ist stets edelsinnig, die Verkörperung der Volkskraft wie des Volksgemüths. Ilja Muromez nun, der immer milde, leicht zu versöhnende Bauernsohn, gleichfalls ein Kämpe aus Fürst Wladimirs Tafelrunde, der „alte Kosake“, d. i. freiwilliger Kämpfer gegen die Feinde seines Vaterlandes, war nach einem Volksliede in seiner Jugend ein Krüppel. Dreißig Jahre konnte er sich nicht bewegen, die Füße versagten ihm jeglichen Dienst. Da wird er durch ein Wunder geheilt und mit Heldenkraft begabt. Diese verwendet Ilja zunächst zur Bebauung der russischen Erde; doch es ist die Zeit, als sich das heilige Rußland in der Gewalt böser Mächte befindet, überschwemmt von Räubern, Heiden und Ungeheuern aller Art. Ilja ist der freie Bauer, welcher das geheiligte Schwert zur Vertheidigung des Landes ergreift. Er begiebt sich nach Kijew in den Dienst Wladimirs oder vielmehr in den der russischen Erde, er wird das Haupt der Bogatiren von Kijew, ihr Ataman, zieht im Lande umher, besteht, ein zweiter Herkules, unzählige Kämpfe und Abenteuer mit Ungläubigen und Ungeheuern, trifft mit dem Riesen

Swiatogor zusammen, wird dessen Bundesbruder und vollführt Heldenthaten jeder Art. Dabei geräth er einmal in Kampf mit dem eigenen, ihm unbekannt gebliebenen Sohn, den er schließlich in zwei Stücke zerreißt. Die Parallele mit dem Hildebrandsliede springt hier in die Augen, obgleich der Kampf selbst und dessen Ausgang im ursprünglichen deutschen Liede nicht erhalten ist. Noch in seinem Alter triumphirt dann Ilja sogar über das Schicksal selbst. Ilja von Murom ist die höchste epische Personifikation, welche der russischen Dichtung entstiegen ist.

Auch Nówgorod das Große, neben Kijew ein alter Göttersitz, hatte seinen Sagenkreis, und dieser bildet den dritten Cyklus der in Rede stehenden Gesänge. In ihnen erscheint Nówgorod als eine Stadt kühner Handelsleute, welche, vor nichts zurückschreckend', ihren Handel von Flandern bis Griechenland, von Skandinavien nach Archangel ausdehnten; sie sind Rußlands Phöniker. Die beiden Hauptholden dieses Cyklus sind der patriotische Recke Wassili Buslaewitsch und Sadko, der reiche Kaufmann. Aber Kijew war berühmter und größer als Nowgorod, und so zieht denn Wassili mit der Schaar seiner Genossen dahin zu Wladimir, und das irdene Geschirr der Tafelrunde wird nun mit silbernen Schüsseln und goldenen Bechern vertauscht. Die Darstellung aller dieser Heldenlieder ist voll Kraft und Klarheit; sie ergeht sich behaglich in epischer Breite, die gern mit demselben Worte das als geschehen erzählt, was als der Entschluß oder Befehl eines Redenden angekündigt war; die Sprache hat ihre stehenden Formeln für das Wiederkehrende, ihre stehenden Beiwörter, wie „kühle" Muttererde, „straffer" Bogen, „weiße" Arme. In allen alten Byliny sprudelt endlich auch die Lust am Ueberschwenglichen.

Diese reiche Volksdichtung der Russen wird nun noch über-

troffen von jener der Südslawen, bei welcher insbesondere das Epos zur wahren Blüthe aufsteigt. Schon die Volkspoesie der Slowenen besitzt eine Menge erotischer und anderer Lieder, die noch heute unter dem Volke häufig gesungen werden und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen. Viele verrathen zarte, innige Empfindung, wie z. B. das folgende:

Verlassen.

Entblättert euch, geliebte Rosen,
Verwelke, duft'ger Rosmarin!
Wie blühten wir, da er noch treu war
Wir liebten alle ihn, nur ihn!

Und nun hat er uns all' verlassen,
Und Lieb' und Treue sind dahin:
Entblättert euch, geliebte Rosen,
Verwelk' auch du, mein Rosmarin!

Hauptsächlich gruppiren sich indeß die Lieder der Slowenen, wie aller Südslawen, um die heldenmüthigen Kämpfe mit dem türkischen Erzfeinde und stehen in allernächster Verwandtschaft zur serbischen Volkspoesie, klingen aber nicht breit und feierlich wie diese, sondern rasch und abgerissen, als kurze Romanze, als frisches Waffenlied, wie es nachts am Vorpostenfeuer wachende Krieger zu singen pflegen. An historischem Hintergrunde fehlt es demnach nicht, wenn er auch nur schwach zum Ausdruck gelangt. Die Hauptheldeu der südslawischen Volksgesänge, wie Kraljewitsch Marko (der Königssohn Marko) und Kralj Matjasch (König Matthias Corvinus) sind auch hier vertreten.

Der Schatz bulgarischer Volksdichtung ward erst in jüngerer Zeit gehoben, was man davon kennt, erschöpft indeß noch lange nicht, was im Gedächtnisse des Volkes aufgespeichert ist. Die bulgarische Dichtung hat nun mehr, als

die aller anderen Südslawen, sich ihre Alterthümlichkeit bewahrt und umfaßt eine große Anzahl Gesänge, die sich auf wahrheitlichen Volksglauben beziehen. Weder Christenthum noch Islam haben das Heidenthum auszutilgen vermocht, und noch leben unverfälschte Reste des alten Glaubens. Er soll Naturdienst, Personifizirung der Naturkräfte gewesen sein. Der Sonne, als göttliches Wesen gedacht, will man die Rolle eines eigentlichen Weltregierers zuweisen, und die Liebe dieses „Sonnengottes“ zu den Töchtern der Erde behauptet einen hervorragenden Platz in den bulgarischen Dichtungen. Alle übrigen Gestalten weisen indeß vielmehr bloß auf ausgebreiteten Seelenkult hin. Die Samowilen und Wilen sind den Bulgaren, was den Griechen die Nymphen gewesen: Feen, während die „Juda“ zumeist als Hexen betrachtet werden. Auch eine Art Nornen, „Bestimmerinnen“, welche in der Nacht nach der Geburt eines Kindes dessen Geschick und Lebensdauer bestimmen, erscheinen da. Feindselige Wesen sind die stets mit Seelenkult verknüpften Schlangen und Drachen, welch letztere gleichfalls eine große Vorliebe für schöne Mädchen besitzen. Zu den Schlangen zählen ferner gewisse als „fahle Lamien“ bezeichnete Ungeheuer. Auch die Pest ist ein übermenschliches Wesen und erscheint in Gestalt einer alten Frau. Es liegt durchaus kein Schönheitszug in diesen Dichtungen, und ihre Bilder sind meist grauenhaft häßlich, so z. B. das Gebet der Schlange:

Laß, o Gott, dies Mägdlein sterben!
Möcht' in ihrem Haupthaar nisten,
Fleisch aus ihren Wangen essen,
Wasser aus den Augen trinken.

Bei den Pomaken, den muhammedanischen, und den Mrwaken, den christlichen Bulgaren des Rhodopegebirges, will

man nun Volkslieder und Sagen aus dem grauesten Alterthum gefunden haben. Ein zu Seres in Makadonien lebender bosnischer Serbe, Stephan Werkowitsch, veröffentlichte Lieder, welche das Vorhandensein auf Orpheus bezüglicher Ueberlieferungen in Thrakien beweisen sollten. Später, 1874, ließ er unter dem Titel „Die Veda der Slawen" (Veda Slovena) eine neue Sammlung von Volksliedern erscheinen, wovon viele wirklich in Bezug auf das mythologische Material lebhaft an die Veden der Inder erinnern; ja einige behandeln sogar Stoffe des klassischen Mythos der Griechen. Nebst der Sage von Orpheus besingt ein Epos die Geburt und die Züge Alexander des Großen. Volksthümliche Erzählungen über den makedonischen Eroberer finden sich auch bei Serben und Kroaten; die Bulgaren haben davon mehrere Versionen, und es scheint nicht undenkbar, daß sein Andenken in dem Lande seiner Wiege nicht völlig ausgestorben sei. Doch ist die Frage nach der Echtheit nicht geklärt, daher dieser Theil der bulgarischen Volkspoesie nur mit größter Vorsicht aufzunehmen ist.

So wie die Rhodopelieder vorliegen, ist das mrwakische Lied unschwer vom pomakischen zu unterscheiden. Ersteres enthält wahre Perlen der Poesie, die überwiegende Mehrheit der übrigen sind von äußerst geringem dichterischen Werthe. In dem auf den angeblichen Orpheusmythos bezüglichen Gedicht glänzt in der Form das Metrum durch völlige Abwesenheit. Sonst unterscheiden die Bulgaren in ihren übrigen Volksliedern (Pesma) wie die Südslawen überhaupt, Frauen- und Heldenlieder. Letztere beschäftigen sich mit den Schicksalen berühmter Nationalhelden, im allgemeinen mit Kriegsthaten, dem Räuber- und Hirtenleben im Gebirge u. dgl. m. und zerfallen wieder in eigentliche Heldenlieder, in Tafellieder, bei Mahlzeiten vorzutragen, in Schäfer- und Haidukenlieder,

worin die Verherrlichung der rohen Tapferkeit weitaus vorherrscht. Der Räuber ist stets auch ein Heros. Das Ideal des Daseins ist in dem „Preis des Haidukenlebens“ inbegriffen:

> In den Wäldern streift er, Angel, der Wojwode,
> In den Wäldern streift er, in den grünen Wäldern,
> Des Wojwoden Mutter ist die Stara Alpe.
> Angel, der Wojwode, lebt ohn' alle Sorge.
> Des Wojwoden Vater ist der Buchenschatten,
> Des Wojwoden Lager ist der grüne Rasen.
> Des Wojwoden Gattin ist die schlanke Flinte,
> Wohin er sie sendet, thut sie seine Arbeit.
> Des Wojwoden Kinder sind die weißen Kugeln,
> Wohin er sie sendet, thun sie seine Arbeit.
> Angel, der Wojwode lebt ohn' alle Sorgen;
> Wo nur Angel wandelt, wandelt er in Frieden.

Die große Mannigfaltigkeit der sonstigen dichterischen Stoffe fällt dem weiblichen Geschlechte zu. In Bulgarien sind namentlich die Frauen nicht bloß die Schatzbewahrerinnen der Volkspoesie, sondern auch hauptsächlich jene, welche die Lieder selbst dichteten; daraus erklären sich wohl auch deren Weichheit und Mangel an Kraft. In der großen Klasse der Frauenlieder unterscheidet man wieder nach den Jahreszeiten und Anlässen, an und bei welchen ihr Vortrag stattfindet, Osterlieder, Georgslieder, Peterlieder u. s. w., wie Hochzeits-, Arbeits-, Erntelieder und endlich allgemeine Tanzlieder. Im übrigen steht der Inhalt der Lieder in der Regel nicht in entferntester Beziehung zum Kalendertage, den sie tragen, oder zum Anlasse, bei dem sie gesungen werden; auch steht das südslawische Volkslied überhaupt ganz außerhalb des Christenthums und der eigentlichen Christlichkeit. Die Väter spielen darin eine nur sehr unbedeutende Rolle; um so wichtiger, wenn gleich durchschnittlich eben keine schöne, ist jene

der Mutter. Meist flucht sie ihren Kindern oder wird von ihnen verflucht. Dagegen zeigt sich die Schwester als weise Berātherin und Schutzengel. Die Bundesbruderschaft ist um nichts minder wichtig als die Blutsgeschwisterschaft und ihr fällt hauptsächlich die Aufgabe des Rächens zu.

In unseren Tagen erklingen zwar noch diese alten Weisen, aber die Zahl der berufsmäßigen Rhapsoden (Pewtsi) schwindet immer mehr und mehr, und die Volksdichtung selbst ist im Lande ganz ausgestorben. Zur Hebung des Volksgeistes hat sie übrigens nicht viel beigetragen, da in ihr das Nationalbewußtsein nur schwach entwickelt erscheint. So auch bei den von Balthasar Bogišić aufgefundenen hauptsächlich kroatischen „Bugarschtize“, die man in ihrer letzten Zufluchtsstätte, dem dalmatischen Küstenlande, schon im vorigen Jahrhundert zu singen aufgehört hat. Von den Südslawen sind es nur die Serben, welche in ihren klassischen epischen Volksdichtungen ein lebhaftes Volksbewußtsein zur Schau tragen und ihre vornehmen Helden mit der Bezeichnung „serbisch“ (Srpski) am besten zu adeln glauben.

In Serbien entfaltete sich die Volkspoesie am reichsten, am schönsten. Hier hat sich ein epischer Volksgesang schon früh entwickelt und aus der Jugendzeit der Nation bis in die Gegenwart erhalten, zugleich aber Gedichte, geschichtlich und ästhetisch gleich werthvoll, hervorgebracht. Der europäischen Lesewelt ist die serbische Volksdichtung längst nicht mehr fremd. In Deutschland führte Goethe die serbischen Volksgesänge ein; mit seinem feinfühligen Sinne erkannte er zuerst deren tief poetischen Inhalt. Frei von Wortschwall und überspannter Empfindelei zeigt sie mit reinster Sachlichkeit den Serben in seinem tiefinnersten Wesen, in seinem Denken, mit seinen großen und kleinen Leidenschaften und Trieben. Die Lieder

und andere fromme Lieder, dann Bettler-, mythologische, Spinnerinnen-, Schnitter-, Tanz-, Schlaf- und Liebeslieder zählen. Miklosich vereinigt alle diese Gesänge unter dem Namen „Frauenlieder", und dies ist nicht unrichtig, wiewohl es darunter solche giebt, die auch Männer singen. Doch sind die Frauenlieder alle lyrisch angehaucht und vornehmlich dem häuslichen Leben gewidmet. In ihrem zarten heitern und klaren Grundton spiegelt sich das innere Seelenleben der serbischen Frauenwelt mit seltener Deutlichkeit ab. In ihnen zittern alle zarten Herzensregungen von der Elternliebe bis zur holden Minne. Die Liebeslieder sind von der größten Schönheit; „sie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander; zugleich werden sie geistreich, scherzhaft, anmuthig; gewandte Erklärung, von einer oder von beiden Seiten überrascht und ergötzt; man ist klug und kühn, Hindernisse zu besiegen, und zum ersehnten Besitze zu gelangen; dagegen wird eine schmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wohl durch Aussichten über das Grab hinüber beschwichtigt." So urtheilte schon Goethe. Ist das Lied zumeist die Verherrlichung der wahren, reinen Liebe, so wird die Untreue, meistens des Jünglings, sehr häufig Ursache poetisch gestalteter Klagen und Verwünschungen. Auch der Gattenliebe ist ein stilles Plätzchen in den Frauenliedern angewiesen.

Der muhammedanische Serbe hat gleichfalls seine Lieder. Der Guslar ist ihm eben so willkommen, wie dem christlichen. Es sind zumeist Minnelieder, welche die christlichen an Reiz und Zartheit noch übertreffen. Dabei spricht in ihnen jedoch ein gewisser aristokratischer Stolz und Verachtung gegen den christlichen Rajah. Hingegen fehlte dem muhammedanisch-serbischen Aristokraten das Bedürfniß, die Thaten seiner Voreltern zu besingen. Seine Ahnen waren ja auch Christen, er

aber der Herrschende, der es nicht nöthig hatte, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Deshalb sind auch die Motive der muhammedanischen Gesänge verschieden von jenen der christlichen. Der Moslim besingt nur einige Kriegszüge hervorragender bosnischer Muhammedaner; alles Uebrige kommt auf Rechnung der „holden Liebe“.

Den Gegensatz zu den lyrischen Frauenliedern bilden die Heldengesänge (Junačke pjesme), die sich in ernste und komische theilen. In Form und Inhalt vollkommen episch, giebt es deren auch solche mit lyrischen Elementen neben der epischen Form. Alle sind sie wie die Frauenlieder für den Gesang bestimmt; das Volk dichtet nur singend. Dem entspricht auch das Metrum. Regelmäßig bestehen die Heldengesänge aus zehnsilbigen Verszeilen, mit einer Cäsur nach der vierten Silbe, trochäischem oder daktylischem Fall und einem Ruhepunkt des Satzes nach jeder, besonders aber nach jeder zweiten Zeile. Eine Ausnahme machen bloß die oben erwähnten Bugarschtize, deren erheblich längeres Silbenmaß sich auf 15—16 erstreckt. Sonst haben Helden- und Frauenlieder dasselbe Versmaß, die letzteren jedoch nicht ausschließlich. In ihnen herrscht größere Abwechslung, indem sie statt des fünffüßigen Trochäus der epischen Poesie auch kürzere, mit leicht beweglichen Daktylen untermischte Verse eintreten lassen. Die sechs-, acht- oder zwölfsilbigen Zeilen gestalten sich manchmal zu wirklichen Strophen, mit einer aus einzelnen Worten oder auch nur Ausrufungen bestehenden Wiederholung. Außer bei den Serben findet sich das zehnsilbige Versmaß unter den Slawen nur bei den Bulgaren, deren Epik sich aber auch in acht-, zehn-, mit der Ruhe nach dem vierten, und sogar in zwölfsilbigen Versen, mit der Ruhe nach der sechsten Silbe, bewegen kann. Die epischen Serbenlieder sind, abweichend von den Frauenliedern, ohne

strophische Eintheilung und reimlos, doch wird der Reim als Zierde gerne angewendet, wo er sich ungezwungen einstellt. Die Aussprache im Gesange weicht von der in gewöhnlicher Rede sehr ab.

Ein großer Theil der älteren Lieder — man darf sie wohl vorchristliche nennen — mag in jener Zeit wurzeln, als die von Rom und Byzanz gesandten Apostel noch lange nicht den Kampf gegen das Heidenthum aufgenommen hatten. Abergläubisch barbarische Gesinnungen zeichnen diese ältesten Dichtungen aus; sie kennen Menschenopfer widerwärtigster Art und eine Menge phantastischer Wesen, besonders die Wilen, welche jedoch in späteren Liedern mit andern Göttergestalten ihre Attribute an die Heiligen des Neuen Testaments abgeben mußten. An die Lieder jener Tage, als sich die Bekehrung zum Christenthume vollzog, schließt sich ein Legendenkreis, in dem neben der verschwommenen Gestalt Kaiser Trajans als geschichtliche Personen der bilderfreundliche Kaiser Konstantin, dessen Mutter Helene und der heilige Sawa in schärferen Umrissen auftreten. Letzterer gehört als Begründer der serbischen Nationalkirche zu den gefeiertsten Männern des Serbenvolkes. Erst jene Gesänge jedoch, welche das vierzehnte Jahrhundert und den gleichzeitigen Glanz und Verfall des Reiches unter dem mächtigen Kaiser Duschan bis auf den unglücklichen Zar Lazar, die Eroberung des größten Theils des byzantinischen Reiches bis zur Niederwerfung des Serbenstaates auf dem Amselfelde bei Kossowo, verherrlichen oder dauernd beklagen, erhalten einen mehr geschichtlichen Charakter und dürften, wenn auch nicht gleichzeitig, doch bald nach den besungenen Ereignissen entstanden sein. Die meisten und schönsten Lieder dieser Gattung stammen aus Bosnien und der Herzegówina, und einzelne Litteraturforscher suchen geradezu dort die Heimath des serbischen Epos. Unzweifel-

haft hat das bosnisch-herzegowzische Volk an der serbischen Volksdichtung bedeutenden Antheil.

So weit sie geschichtlichen Hintergrund besitzen, lassen sich die serbischen Heldengesänge in verschiedene Liederkreise theilen, deren jeder seinen Mittelpunkt besitzt. Die vornehmlichsten darunter sind jene der kossower Schlacht und des Kraljewitsch Marko, doch tritt ersterer, ob zwar der ältere, gegen den letzteren, jüngeren zurück. Mit dem Untergange des alten Serbenreiches verdunkelt sich allerdings wieder der geschichtliche Inhalt der Lieder, welche die folgende Periode behandeln. Die meisten nehmen eine romantische Färbung an, wie jene Gesänge, welche den Despoten Georg Brankowitsch oder Gjurgje Smederevai, wie es in den Liedern heißt, besingen. Wie nur eine Idee das gesammte Volk nunmehr zu beherrschen scheint, waltet auch in ihnen nur ein Motiv ausschließlich vor. Es sind Schilderungen eines mit der türkischen Herrschaft beginnenden, offen und geheim fortgesetzten Rachekampfes der Unterdrückten gegen die Unterjocher. Sie besingen und preisen die Thaten einzelner Helden, der Uskoken und Haiduken der „grünen Waldgebirge", welche das Volk mit übermenschlicher Kraft ausstattet. So entstanden die unzähligen Haidukenlieder, welche die Heldenthaten einzelner berühmter Tschetaführer feiern. Sie alle überragt nun der große serbische Volksheld Kraljewitsch Marko, der mythische Königssohn, welcher zwar niemals herrschte, in dem sich aber die angedeutete vorwaltende Idee aller dieser Gesänge gewissermaßen krystallisirt. Die meisten epischen Gesänge handeln von ihm, dem Mittelpunkte des schönsten und größten Liederkreises. Marko ist der eigentliche Volksheld; viele Züge und Ausdrücke weisen auf graues Alterthum zurück; voll naturwüchsiger Wildheit, dabei edlen Sinnes erinnert er an Herakles,

Rustem, Simson, diese frohmüthigen Recken. Marko ist von herkulischer Stärke und erreicht ein Alter von dreihundert Jahren. Seine Abenteuer machen ihn berühmt und gefürchtet. Er ist gleichsam die Verkörperung nationalen Lebens; seine Dienstbarkeit bei den Türken spiegelt das spätere Geschick des Volkes, so daß im Laufe der Jahrhunderte alte Sagen in neue Verhältnisse gebracht, alte Ueberlieferungen an neue Thaten angeknüpft worden sind. Markos Tod ist auch der politische Tod einer zur Rajah herabgesunkenen Nation. Aber Kraljevic Marko ist nicht gestorben! Er schläft, wie weiland Kaiser Rothbart im Kyffhäuser, einen langen, langen Schlaf. Er wird eines Tages erwachen, wenn das in eine Felsenspalte eingehauene Schwert des trefflichen Helden von selbst herausspringt! Unserem Jahrhundert war es beschieden des Volkslieds Vorahnung in Erfüllung gehen zu sehen.

„Der augenfälligste Zug dieser Heldengesänge,“ so urtheilt Johann von Asboth, „besteht darin, daß sie sich mit den einfachsten, natürlichsten Mitteln bis zur Wirkung des Erhabenen, des tragischen Pathos zu erheben vermögen. Sie sind durchweht von ernster, aber natürlicher, ungesuchter Würde. Mit der Unbefangenheit der natürlichen Empfindung erwähnen sie oft Situationen, welche der verfeinerte Geschmack verhüllt oder umschreibt, aber niemals suchen sie nach der Art der überreiften Litteraturen Obszönes um seiner selbst willen, sondern vereinen im Gegentheil ein stark entwickeltes Scham- und Anstandsgefühl mit ihrer kräftigen gesunden Sinnlichkeit, ihrem heißen südlichen Temperamente und ihrer ungezwungenen Individualität. Gemeiner Rohheit begegnen wir niemals. Gerade so stoßen wir in der Gluth des Hasses und Kampfes auf die naive Grausamkeit des natürlichen Wesens, vor welcher die civilisirte Empfindung zurückschreckt: was der erschlagene Gegner bei sich getragen,

ist rechtmäßiges Eigenthum des Siegers, und ebenso selbstverständlich ist auch die Verstümmelung des Besiegten, wenn er in den Augen des Siegers Haß oder Verachtung verdient. Vor dergleichen vermag auch der Dichter nicht zurückzuschaudern. Aber auch neben diesen Zügen barbarischer Kraft äußert sich edle Auffassung, großmüthige Empfindung, ein natürlicher Adel der Gesinnung, ein gewisser ritterlicher Geist. Die Gegner sprechen, bevor sie sich in den Kampf auf Tod und Leben stürzen, gar oft im warmen Tone aufrichtiger Achtung, einer gewissen kameradschaftlichen Sympathie und Herzlichkeit mit einander, in loyaler Weise einigen sie sich über die Bedingungen des Kampfes, die zu verletzen als die größte Schmach gilt. Männliche Kraft, offener Muth, Todesverachtung, Unterstützung der Schwachen, Errettung der Verfolgten gelten als die größten Tugenden, Feigheit und Verrath als die größte Niedertracht. Rühmlich und wohlgethan ist es dagegen, den türkischen oder seine Macht mißbrauchenden Feind auch mittels schlauer List zu bewältigen. Ein charakteristischer Zug dieser Heldenlieder ist übrigens die ruhige Objektivität, mit welcher sich der Sänger auf die stets plastische, historische Darstellung der Ereignisse beschränkt. Allerdings gelangt seine Sympathie für den einen Theil zum Ausdrucke; aber er ist ebenso zurückhaltend im Rühmen desselben, wie in der Herabsetzung des andern: die Ereignisse, die Thaten der kämpfenden Parteien zeigen es, welcher Theil der bessere ist. Die Gegner schwächen, ja beschimpfen einander, nicht aber der Dichter. Diese objektive Unparteilichkeit erreicht einen noch höheren Grad in den muhammedanischen Liedern, was sich offenbar aus der herrschenden Stellung des muhammedanischen Elementes erklärt." Viele der Lieder romantischen Inhalts sind übrigens den christlichen und dem muhammedanischen Serben gemeinsam; oft werden bloß die

Namen gewechselt, und aus einem christlichen wird ein echt moslimischer Glaubensheld.

Endlich sind noch die neueren Heldenlieder zu erwähnen. Aus den in den Volksgesängen verherrlichten Haiduken gingen nämlich mehrere der namhaftesten Führer des serbischen Aufstandes zu Anfang unseres Jahrhunderts hervor. Ihre Thaten boten den Stoff zu den heute viel gesungenen „Befreiungsliedern", welche, das Wiedererstehen serbischen Staatslebens umfassend, mit geradezu erstaunlicher Genauigkeit und fast unnachahmlicher Schönheit alle Kriegsereignisse behandeln. Das Heldenlied, ob zwar überall verbreitet, hat seine eigentliche Heimath im Innern Serbiens, dem bosnischen und herzegowzischen Gebirge, im rauhen dalmatischen Bergland so wie in der Zrnagora, in Altserbien und Nordalbanien. Wahrscheinlich wird die ununterbrochene Blüthe der Heldenlieder fortdauern, bis gründlich veränderte Kulturverhältnisse sie ihres fruchtbarens Bodens, des in der Freiheit der Natur dahinfließenden Abenteurerlebens berauben. Daß eben Bosnien und die Herzegówina in den Heldenliedern die Nachbargebiete überragen, wurzelt gewiß auch darin, daß gerade hier dies Abenteurerleben am wenigsten beschränkt war. Nachweislich verschwinden die Heldenlieder um so mehr, je fortgeschrittener die Gesittung, je älter und gefestigter die staatliche und administrative Ordnung ist, um Liebes- und Scherzliedern Raum zu geben. Die Lieder der Serben aus Serbien und Bosnien sind zumeist ernst und klingen hie und da sogar wehmüthig aus, während die Serben im Banat und der Bácska zumeist fröhliche Lieder besitzen, die mitunter in Muthwilligkeit ausarten. Eben da ist das alte Heldenlied schon ausgestorben, und auch die Hügel der weinreichen Fruška Gora in Syrmien widerhallen nur noch von Wein-, Ernte- und Frauenliedern. Selbst in Serbien, im fruchtbaren Ge-

biete der serbischen Matschwa, des schönen Morawathales der bosnischen Posavina ist dies der Fall; die Quellen des Heldenliedes beginnen zu versiegen, während sie in Bosnien und der Herzegówina eben so wie in den Schwarzen Bergen bis heute noch reichlich fließen. Aber auch hier überwiegen in den volkreichen Städten die Liebes- und Scherzlieder, in den Bergen die Heldengesänge.

Immerhin ist der dichterische Born noch nicht versiegt und die lebendige Fortentwickelung, in welcher das alt überkommene Material auf neue Ereignisse mit neuem Inhalte immer wieder aufs neue verarbeitet wird, hat auch heute noch nicht aufgehört. Zweifelsohne fließen die neueren Lieder breiter, seichter dahin, in Gedanken und Sprache nachlässiger als die alten. Doch findet immer noch jedes auffallende Ereigniß allsogleich seinen Sänger, so daß das serbische Volk sich selbst seine Geschichte schreibt, wie noch der jüngste Orientkrieg gezeigt hat. Einer der glücklichsten Dichter ist unter andern der regierende Fürst Nikolaus I. von Montenegro, dessen Schöpfungen zum Theile wahre Volkslieder geworden sind und mit ihren freilich meist politischem Hintergrunde gesungen werden, so weit die serbische Zunge klingt. Besonders ist dies mit dem Liede Onamo, onamo! (Dorthin, dorthin!) dem populärsten der Zrnagora und der angrenzenden Serbenländer der Fall, weshalb ich es hier zum Schlusse in einer ziemlich gelungenen metrischen Uebersetzung des Herrn Cuturilo in Cettinje mittheilen will:

Onamo onamo! Hinter die Berge,
Hin, wo mein Zar einst thronte im Glanz!
Wo meine Väter im hellen Kampfe
Erreicht des Ruhmes Heroen-Kranz!

Onamo onamo! Möcht' Prizren sehen;
Prizren ist unser, Prizren mein Herd! —

Der Ruhm der Väter ruft mich hinüber:
Dort in den Boden bohr' ich mein Schwert!

Onamo onamo! Ruf' ich den Mördern
Unseres Zaren mit Donnergewalt:
Weg aus dem Lande, pestfaule Bande,
Heut' wird die Schuld, die alte, bezahlt!

Onamo onamo! Hinter den Bergen
Grünt ein lieblicher schattiger Hain,
Freundliche Feen, die Thäler, die Höhen,
Fluren und Felder: das alles ist mein.

Onamo onamo! Hinter den Bergen,
Dort, wo der Himmel den Boden streift:
Dirs Stammes Glieder. Vorwärts, ihr Brüder!
Alle und alle die Waffen ergreift!

Onamo onamo! Hinter den Bergen
Ketten belastet das Brudervolk weint!
Dürst' nicht verweilen, zur Hülfe müßt eilen,
Rächet die Blutschuld, vernichtet den Feind.

Onamo onamo! Räch' ich die Väter;
Türkische Nacken stumpfen mein Schwert,
Breche die Ketten, die Raja zu retten,
Frei soll mir werden der serbische Herd.

Onamo onamo! Hinter den Bergen,
Zertreten von Hufen ruft Bogdane Jug:
Zur Hilfe her, Kinder, zur Hilfe her, Söhne,
Um mich zu rächen, erhebet den Zug!

Onamo onamo! Hinter den Bergen,
Dort wo im Grabe Held Milosch ruht,
Dort wird mir gesunden die Seele von Wunden,
Wenn frei wird Serbiens Gut und das Blut!

* * *

Hier stehe ich am Schlusse meiner Aufgabe. Nur wenige Worte seien noch verstattet. Nicht ohne eine gewisse ängstliche Scheu haften die Blicke der Deutschen auf dem allerwärts das Haupt erhebenden Slawenthume und ahnungsvoll vielleicht hat man sich an den Gedanken gewöhnt, in ihm einen Feind, den Gegner der Zukunft zu erblicken, der dereinst ebenso überwältigt werden müsse, wie es mit den Romanen geschehen ist. Wie im Laufe der Völkergeschichte einmal die Würfel fallen werden — niemand weiß es, und gerade dieser peinigende Zweifel ist's, welcher die Deutschen beunruhigt. Gewiß ist bloß, daß es in den Slawenländern sich überall mächtig regt, daß neue slawische Staatsgebilde erstanden und selbständig erwachsen sind, allerwärts endlich das Streben sichtlich zu Tage tritt, die Gesittungszustände nach Kräften zu veredeln. Wohl sind die Ausschreitungen einer vor keiner Gewaltthat zurückbebenden politischen Sekte, welche im Zarenreiche bis in die höchsten Gesellschaftssphären ihre Zweige treibt, in hohem Grade geeignet, das Bild zu beflecken, welches die Völkerkunde von den Slawen im allgemeinen entwirft. Sicherlich bin ich der Allerletzte, die Gefahren zu verkennen, welche ein Umsichgreifen der nihilistischen Umsturzideen nach sich ziehen möchte. Dies näher zu beleuchten liegt indeß nicht im Plane dieses Buches, welches die „Welt der Slawen" zu schildern versuchte, wie sie in den breiten Volksmassen, nicht in der erhitzten Phantasie einzelner Köpfe sich spiegelt. Denn wie erschütternd auch manche nihilistische Greuelthat ausfalle, es ist dennoch — dies bleibe nicht übersehen — nur die zur Gesammtheit verschwindend geringe Anzahl der Halb- oder höchstens Dreiviertelgebildeten, welche dem Nihilismus verfallen.

Für den, der die Geschichte rückwärts schaut, hat diese traurige Erscheinung übrigens nichts Ueberraschendes. Er weiß, daß sie eine natürliche, ja fast nothwendige Folge des

Zusammenpralles unserer hochentwickelten westeuropäischen Gesittung mit der dafür noch nicht genügend vorbereiteten Kultur des Ostens ist. Noch allemal ist in solchem Falle die Wissens- und Bildungshöhe des einen dem andern zum Fluche geworden, und wenn sie niemals noch solch krasse, entsittlichende Wirkungen geäußert hat, nun, so liegt dies darin, daß auch niemals einem Volke der Wettkampf mit einer überlegenen Kultur so rasch, so unvermittelt aufgezwungen ward, wie die Gegenwart es mit ihrem außerordentlich gesteigerten Völkerverkehre thut. Allemal aber hat der Fortschritt schließlich dennoch die Oberhand gewonnen und behalten, und so ist es wohl auch in den Slawenländern, trotz des Nihilismus und verwandter Erscheinungen. Ueberall wurden in den letzten Jahrzehnten, wie aus diesen Blättern zur Genüge hervorgeht, sehr schöne, ansehnliche und daher beachtenswerthe Erfolge errungen; dies aber zu verkennen, wie ich fast besorge, daß es gerne geschieht, hieße die Unterschätzung slawischen Wesens zu weit treiben.

Man sagt, schrieb einmal Karl Vogt, die Slawen sind keine Kulturvölker, wie wir Deutsche. — Einverstanden! Aber sie haben das Recht Kulturvölker zu werden und es auf ihrem eigenen Wege zu werden. Die Slawen, fährt man fort, stehen auf unseren Schultern, die Kultur, die sie besitzen, haben sie von uns gelernt, entnommen. — Ganz recht, aber ist es uns nicht gerade ebenso ergangen? Haben wir nicht römische Kultur in uns aufgenommen, waren wir nicht gänzlich von ihr beherrscht, bevor wir Eigenes erzeugten? Noch bis in das vorige Jahrhundert hinein gab es Hunderte und Tausende, die uns jede Hoffnung, ein selbständiges Kulturvolk zu werden, absprachen — wir sind es dennoch geworden!

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.



